



universität
wien

DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation / Title of the Doctoral Thesis

H. W. Kirchhofs *Wendunmuth* als frühneuzeitliche
Kleinprosasammlung zwischen Pluralisierung und Autorität

verfasst von / submitted by

Johannes Deibl BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt / A 792 332
degree programme code as it appears on the student
record sheet:

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt / Deutsche Philologie
field of study as it appears on the student record sheet:

Betreut von / Supervisor: Univ.-Prof. Dr. Stephan Müller

Danksagung

Mit dem Abschluss dieser Arbeit bedanke ich mich besonders bei

... meinem Betreuer, Stephan Müller, der für Fragen und Hilfestellungen immer zur Verfügung gestanden ist.

... meinen Eltern, Rita und Helmut Deibl, sowie meinen Großeltern, Hedwig und Stefan Wagner, für ihre Unterstützung in jeder Hinsicht.

... meinen Brüdern, Jakob und Stefan Deibl, für die vertrauensvollen Gespräche in akademischen und privaten Belangen.

... meinem Melker Freundeskreis, der ‚Neigungsgruppe Tauplitz‘, der ‚Wiener Altgermanistik‘, den Bandkollegen sowie weiteren FreundInnen und Kontakten, die meinen Alltag der letzten Jahre positiv mitgestaltet haben. Spezieller Dank gilt dabei Markus Grill, Lisa Gerstl und Thomas Mauer.

... meinem Arbeitsumfeld in Melk, besonders Bernadette Kalteis, Gottfried Glaßner OSB und Martin Rotheneder OSB, für das produktive und respektvolle Miteinander.

Inhalt

1. Einleitung.....	7
1.1. Vorbemerkung.....	7
1.2. Forschungsobjekt <i>Wendunmuth</i> – Theoretischer Unterbau <i>Pluralisierung und Autorität</i>	10
1.2.1. Hinführung	10
1.2.2. Forschungsstand zur Sammlung	15
1.2.3. Programmatik – <i>Pluralisierung und Autorität</i>	28
1.2.4. Methodische Vorgehensweise	35
2. Paratexte	41
2.1. Paratextuelle Ausstattung	41
2.2. Titelblatt	43
2.2.1. Haupttitel – „Wendvnmuth“	47
2.2.2. Nebentitel	57
2.2.3. Mottos.....	63
2.2.4. Imprensa und Druckernotiz.....	74
2.3. Widmungsvorworte.....	77
2.3.1. Auktoriale Widmungsvorworte	77
2.3.2. Allographes Vorwort (Ausgabe 1581).....	96
2.4. Marginalien.....	98
2.5. Kustoden – Reklamanten und Bogensignaturen.....	104
2.6. Register	105
3. Interne Vernetzung (Textsektor).....	115
3.1. Hinführung.....	115
3.2. Zwischentitel (Buch I)	116
3.3. Kolumnentitel	117

3.4. Einzeltextüberschriften	118
3.4.1. Hinführung	118
3.4.2. Explizite Verweise.....	120
3.4.3. Implizite Verweise	122
3.5. Texte.....	123
4. Epimythia	127
4.1. Hinführung	127
4.2. Funktionale Bezugnahmen (Epimythia – Kerntexte)	132
4.2.1. Epimythia firmieren Kerntexte	132
4.2.2. Epimythia eröffnen Räume	134
4.3. Epimythia im wechselseitigen Widerspruch	138
4.4. Formale Differenz (Kerntexte – Epimythia)	144
4.5. Epimythia als Parallelismen	145
5. Diskursive Fallbeispiele (Pluralisierung und Autorität)	149
5.1. Metaphysische Ständeordnung/Soziale Mobilität	149
5.1.1. Hinführung	149
5.1.2. Modi der Informationsvermittlung	153
5.1.3. Sinnangebot ‚Drei-Stände-Ordnung‘ (Modifikation).....	154
5.2. Bewertung und Anwendbarkeit der deutschen Volkssprache	172
5.2.1. Hinführung	172
5.2.2. Formalaspekt – Der <i>Wendunmuth</i> als volkssprachliches Kompendium	174
5.2.3. Metaaspekt: Verhandlung der deutschen Volkssprache	185
6. Conclusio.....	201

1. Einleitung

1.1. Vorbemerkung

Das volkssprachliche Kompilationsschrifttum, dem auch Hans W. Kirchhofs Hauptwerk *Wendunmuth* angehört, bildet am Buchmarkt der Frühen Neuzeit einen stark vertretenen, signifikanten Produkttypus. Die angebotenen Sammlungen setzen sich aus heterogenen, im Detail oft nur schwer nachverfolgbaren Quellen zusammen – sie bilden regelrechte Verweis- und Zitatcollagen, die sich mal ausgewiesen, mal unausgewiesen als solche präsentieren. Formal-inhaltlich ist dabei vieles möglich: Bündelungen von Erzählungen, lyrischen Beiträgen, politischen Schriften, Fachprosatexten, liturgischen Texten und ‚allzu Profanem‘ lassen sich finden – fallweise abenteuerlich innerhalb eines Werkes kombiniert. Qualitativ Hochstehendes taucht dabei in einer fremdartigen Selbstverständlichkeit neben vergleichsweise Banalem auf.

Die Kompilatoren jener Zeit nutzen die Etablierung des Buchdrucks sowie den nun kommerziell ausgerichteten Buchmarkt insofern, als sie eine davor undenkbare Fülle an greifbaren Schriften auf raschem Weg in neue Zusammenhänge setzen. Ein anwachsender Kreis an Kaufenden und Rezipierenden, der nun auch die optisch gestützte Privatlektüre stärker für sich entdeckt, motiviert dazu, vorliegendes Buchwissen, Weltanschauliches und Unterhaltung aller Art und Qualität in immer neuen Kombinationen und Ausgestaltungen unter das Volk zu bringen.¹ Der erhoffte Profit spielt dabei eine wesentliche Rolle. Wie sich Sammlungen konkret ausrichten und worauf sie ihren Fokus legen, kann unterschiedlich aussehen. Manche Zusammenstellungen lassen sich durch die texthistorische Forschung zielsicher in Kategorien überführen – man denke dabei an die zahlreichen Enzyklopädien im Rahmen der frühneuzeitlichen Wissenskompilatorik („Kompilationen sind Ausdruck des allgemeinen Wissensniveaus“)² oder an die episodisch angelegten Schwankzyklen im

¹ Vgl. dazu Werner Röcke: Fiktionale Literatur und literarischer Markt. Schwankliteratur und Prosaroman. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. von Werner Röcke [u.a.], München 2004 (=Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 1), S. 463–506, hier 465, 494.

² Sabine Vogel: Kulturtransfer in der frühen Neuzeit. Die Vorworte der Lyoner Drucke des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1999 (=Spätmittelalter und Reformation, N.R. 12), S. 105.

Bereich des unterhaltenden Erzählens. Andere Sammlungen wiederum sträuben sich richtiggehend gegen eine zielsichere begriffliche Bestimmung mit ihren Implikationen.

Besonders schwierig scheint eine Verortung dann zu sein, wenn sich innerhalb einer Sammlung narrative und deskriptive, fiktionale und faktische, profane und sakrale Texte tummeln. Der wahrgenommene Mangel an formal-inhaltlicher Homogenität und ein damit verbundener fließender Übergang zwischen Informationsvermittlung, weltanschaulicher Unterweisung und Unterhaltung sorgen für Verlegenheit im Umgang mit solchen Sammlungen. Eine schwierige Verortbarkeit wirkt sich wiederum negativ auf die Chancen der Werke aus, Teil wichtiger Kanones zu werden und so dauerhaft größere Aufmerksamkeit zu generieren. Dennoch muss vermieden werden, eine rückblickende Einordnung anhand unscharfer Gesichtspunkte zu erzwingen. Vielmehr bietet es sich an, die gegebene Offenheit als eine solche anzuerkennen, heterogene Sammlungen erst recht als individuelle Kompositionen zu begreifen und ihnen damit die angemessene Aufmerksamkeit zu schenken. So taucht der Behelfsterminus der *Buntschriftstellerei* als ein Versuch auf, jene Sammlungen, die sich einer Klassifizierung entziehen, lose zu verklammern – gerade so weit, um die Heterogenität der einbezogenen Quellen zum verbindenden Prinzip zu erheben. Dieser Versuch entbindet die Forschenden freilich nicht von der Notwendigkeit, im Einzelnen mehr über diese ‚widerspenstigen‘ Buchprodukte in Erfahrung zu bringen.

Dabei kann es sich durchaus um Publikationen handeln, die den Nerv der damaligen Zeit getroffen haben – ihre Verbreitung in den Erscheinungsjahren spricht eine klare Sprache –, deren Bestehen heute aber bestenfalls Forschenden des einschlägigen Zeitsegments bekannt ist. Der Erfolg am Buchmarkt bildet zwar per se kein sicheres Indiz für die künstlerische Qualität eines Werkes, doch verweist er zweifellos darauf, zündende Angebote an das Publikum der Zeit mitgebracht zu haben. Es stellt sich die Frage, worin der Reiz solcher Sammlungen gelegen haben mag, der dem heutigen Blick (vordergründig) verborgen bleibt und die Kompilationen zu mehr als beliebigen Stoffsammlungen macht – zu mehr als bloß „externen Speicher[n] der Schrift“³. Es gilt letztlich, sich daran zu orientieren, was das einzelne Kompilationswerk für die Rezipierenden zur Verfügung stellt, welche Formen der Darbietung und Inszenierung es

³ Stefan Rieger: Speichern/Merken. Die künstlichen Intelligenzen des Barock, München 1997, S. 7.

wählt, inwieweit es Partizipation des Publikums zulässt und in welcher Weise sich Tradition und Innovation darin abzeichnen.

Die Frage nach den Spezifika stellt sich auch insofern, als das heutige Verständnis von kulturbereichernden Beiträgen in Aspekten der Originalität liegt. Wird bei frühneuzeitlichen Kompilationen offen mit dem Sammeln und Zusammensetzen von bereits *Bestehendem* operiert – vielfach als eine Übernahme im Wortlaut, manchmal schlicht übersetzt, aber auch deutlich modifiziert und kommentiert –, so lässt sich der Eigenwert der konkreten Publikation nur anhand einer genauen Durchsicht ermitteln.

Frühneuzeitliche volkssprachliche Kompilationsschriften wurden als texthistorisches Phänomen punktuell in den Fokus der Forschung genommen. Bezogen auf Erzählsammlungen sind die abwechslungsreichen Ausführungen im Handbuch *Volkserzählung und Reformation*⁴ wie auch das Jahrbuch 1999 der *Simpliciana*⁵, in dem das Wolfenbütteler Arbeitsgespräch *Barocke Erzählsammlungen* wiedergegeben wurde, hervorzuheben. Im Bereich der Wissenskompilatorik konnten besonders die Beitragsbände *Enzyklopädien der Frühen Neuzeit*⁶ und *Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen*⁷ grundlegende Informationen und Fallbeispiele bereitstellen.

Neben vorhandenen Beschreibungsleistungen ist es wichtig, sich konkreten Kompilationsschriften über einen theoretischen Unterbau zu nähern, um der Textmenge nicht planlos zu begegnen und damit eine angemessene Einschätzung der Werke zu verstellen. Der im Haupttitel dieser Ausführungen zitierte Sonderforschungsbereich SFB 573 *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit, 15.–17. Jahrhundert (2001–2011)* kann einen solchen Beitrag leisten – die bereitgestellte Programmatik bildet einen gangbaren Weg für aktuelle Forschungsbemühungen zur frühneuzeitlichen Kompilationsliteratur.⁸

⁴ Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hrsg. von Wolfgang Brückner, Berlin 1974.

⁵ *Simpliciana*. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft. XXI(1999).

⁶ *Enzyklopädien der Frühen Neuzeit*. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hrsg. von Franz Eybl [u.a.], Tübingen 1995.

⁷ *Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen*. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Frank Büttner [u.a.], Münster 2003 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 2).

⁸ Der vollständige Titel ist der Homepage des Projektes entnommen, <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/> (01.05.2020).

Die bunt angelegten Textsammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts müssen die Lesenden und Forschenden von heute nicht durch ihren Innovationsgeist, gegebene interne Stringenz oder eine gelungene ästhetische Ausgestaltung überzeugen. Sehr wohl aber können sie in ihren eigenwilligen ‚Bauplänen‘, der bereitgestellten Informationsfülle, dem (selbst-)autorisierenden Brückenschlag zwischen Tradition und Neuerung sowie ihrem Hang zur Sinnstiftung Eindruck machen. Ein Buchprodukt, das sich dafür empfiehlt, liegt mit Hans W. Kirchhofs *Wendunmuth* vor.

1.2. Forschungsobjekt *Wendunmuth* – Theoretischer Unterbau *Pluralisierung und Autorität*

1.2.1. Hinführung

Mit Hans W. Kirchhofs Hauptwerk *Wendunmuth* (1563/1602/1603) liegt ein aufwendiges literarisches wie polyhistorisches Werk des 16./17. Jahrhunderts vor, dem die Aufmerksamkeit der Forschung bislang wenig zufriedenstellend zugekommen ist,⁹ das jedoch den Rezeptionsansprüchen des damaligen Publikums bestens entsprochen haben dürfte; seine weite Verbreitung zeugt davon. Verortet wird die Kompilation überwiegend im Bereich der Schwanksammlungen, einem Buchtypus, der sich für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts als signifikant und erfolgsversprechend erweist. Aufgrund der bunten Beschaffenheit des Werkes ist diese Klassifizierung aber mehr als fraglich.

Der *Wendunmuth* erscheint als gedruckte, siebenbändige Kompilation von über 2000 Kleinprosatexten, die in der Regel von einem Versepimythion begleitet werden. Die herangezogenen Quellen reichen bis in die Antike zurück und nähern sich der Gegenwart des Kompilators an. Die Textsorten der bereitgestellten Prosa sind vielfältig

⁹ Bei stärker herangezogenen Werken ist an Johannes Paulis *Schimpf und Ernst*, die anonym verfasste *Historia von D. Johann Fausten*, Johann Fischarts *Geschichtsklitterung* oder die zahlreichen Texte von Jörg Wickram zu denken.

und weit gestreut; sie bilden Schwänke, Fabeln, historische Anekdoten, Gebete, Fürstenlobe¹⁰ wie auch spezifische Texte der Wissensvermittlung.¹¹

Der als Sohn eines Oberförsters geborene Kirchhof – Georg T. Dithmar bezeichnet ihn liebevoll-spöttisch als „einen schlichten Hessen“¹² –, stand als Landsknecht mehrfach in kriegerischem Einsatz, leistete diplomatische Dienste für den Landesfürsten und wurde in seinen letzten Lebensjahrzehnten zum Grafen der nordhessischen Burg Spangenberg nobilitiert.¹³ Seine protestantische Konfessionszugehörigkeit und seine Treue zum gerade regierenden Landesfürsten von Hessen (später Hessen-Kassel) sind prägende Aspekte seiner Biographie und schlagen sich auch in seinen Schriften nieder, in deren Zentrum der *Wendunmuth* steht:

Allein Buch I zählt bis zur Veröffentlichung der Folgebücher sechs Auflagen. Dem Ersterscheinen 1563 bei Georg Rab und Weygand Hans Erben folgt bereits zwei Jahre später ein weiterer Schwung durch dieselben Verantwortlichen. Danach ist der Band im Abstand von einigen Jahren (1573, 1581, 1589, 1602) neu erhältlich und mitunter paratextuell modifiziert.¹⁴ Für den anhaltenden Erfolg von Buch I spricht ebenso das von der Forschung inflationär herangezogene (weil erhaltene) Memorial des Buchhändlers Michel Harder, das Auskunft zum Bestand der Fastenmesse von 1569 gibt. Obwohl die zweite Auflage des *Wendunmuth* zu diesem Zeitpunkt bereits vier Jahre zurückliegt, ist ein bemerkenswerter Absatz verzeichnet; mit dem Verkauf von 118 Stück gehört die

¹⁰ Frühe Textproben der Schriften Kirchhofs über Philipp den Großmütigen sind zu finden bei Georg T. Dithmar: Aus und über Hans Wilhelm Kirchhoff. In: Programm des Gymnasiums in Marburg 1867 mit Schulnachrichten, Marburg 1876, S. 3–44.

¹¹ Wie bereits Bodo Gotzkowsky angemerkt hat, greift es zu kurz, den *Wendunmuth* an das Ende einer Serie von Schwanksammlungen zu setzen, da die Sammlung ein zu buntes Spektrum aufweist, um derart klassifiziert zu werden (vgl. Bodo Gotzkowsky: Hans Wilhelm Kirchhofs *Wendunmuth*. Ein Beitrag zur deutschen Volksdichtung, Rice Univ. Houston, Diss. (unveröff.) 1966 (=University Microfilms), S. 41.

¹² Dithmar, Aus und über Hans Wilhelm Kirchhof, S. 4.

¹³ Seinem bunten Tätigkeitsfeld verdankt Kirchhof wohl auch jene Attribution durch Ernst Wenzel, der ihn als den „alte[n] Haudegen und federgewandte[n] Hans Wilhelm Kirchhof“ vorstellt (Ernst Wenzel: Die Burggrafen auf Schloß Spangenberg, insbesondere Hans Wilhelm Kirchhof und seine Werke. In: Hessenland 11/12, 35. Jg.(1921), S. 161–164, 177–180, hier 162).

¹⁴ Hans W. Kirchhof: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher / züchtiger / vnd lustiger Historien..., Franckfurt 1563; Hans W. Kirchhof: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher / züchtiger / vnd lustiger Historien..., Franckfurt 1565; Hans W. Kirchhof: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnnd fünfftzig höflicher / züchtiger vnd lustiger Historien..., Franckfurt am Mayn 1581; Hans W. Kirchhof: Wendvnmuth. Darinnen fünff-hundert vnnd fünfftzig höflicher / züchtiger vnd lustiger Historien..., Franckfort am Mayn 1589; Hans W. Kirchhof: WendVnmuth. Darinn allerhand höfliche vnd lustige Historien... Der Erste Theil, Franckfurt am Mayn 1602.

Kompilation zu Harders Spitzenprodukten und macht ganze 2% seines gesamten Absatzes aus, wobei der hohe Wert deutschsprachiger ‚Volksbücher‘ generell ins Auge fällt.¹⁵ Alberto Martinos Auswertung der Bestandskataloge von Adelsbibliotheken des frühen 17. Jahrhunderts weist den *Wendunmuth* wiederum als eines der wenigen deutschsprachigen Werke aus, die wiederholt anzutreffen sind – gleich neben einem weiteren Klassiker der schwänkischen Kategorie, Johannes Paulis *Schimpf und Ernst*.¹⁶ Eine vergleichbare Erfolgsbilanz wie Buch I können die Folgebücher des frühen 17. Jahrhunderts nicht mehr vorweisen.¹⁷

Ein möglicher Weg, sich einer so umfangreichen, vielgesichtigen Sammlung systematisch anzunähern, liegt in der interdisziplinär ausgerichteten Programmatik des ehemaligen Sonderforschungsbereichs *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit* (2001-2011). Wenngleich aus dem Projekt nutzbringende Publikationen unterschiedlicher Fachrichtungen hervorgegangen sind, scheint das Potenzial dahinter nicht erschöpft zu sein. So ist festzustellen, dass der Sonderforschungsbereich die Veröffentlichung von Sammelbänden mit naturgemäß kleinräumigen Beiträgen forciert hat; nicht anzutreffen sind hingegen Monographien, die sich der Programmatik vorrangig bedient haben.

Das kulturdynamische Programm von *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit* geht von einer hohen Frequenz an Pluralisierungsvorgängen für den genannten

¹⁵ Mess-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder. Fastenmesse 1569. Faksimile. Hrsg. von Ernst Kelchner [u.a.], Frankfurt/Main 1873; die Verkaufszahlen wurden übernommen aus Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München ²1999 (=Beck'sche Reihe 1304), S. 80; außerdem Albrecht Classen: *The German Volksbuch. A Critical History of a Late-Medieval Genre*, Lewiston; Queenstone [u.a.] 1995 (=Studies in German Language and Literature, Vol. 15), S. 23f.

¹⁶ Vgl. Alberto Martino: *Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 1, Heft 1, S. 107–145, hier 117; Johannes Pauli: *Schimpf und Ernst*. Hrsg. von Hermann Oesterley, Stuttgart 1866 (=Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 85).

¹⁷ Vgl. die Ausführungen bei John E. Mullally: *The popes of the >Wendunmuth< as figures of legend*. University of California, Diss. (unveröff.) 1979 (=University Microfilms International – Kopie der Universität Passau), S. 14. Die Drucke der Folgebücher sind wie folgt ausgewiesen: Hans W. Kirchhof: *WendVnmuth / Das Ander Buch / Darinnen zweyhundert / vnd Vierzehen höffliche / züchtige / vnd ausserlesene Historien...*, Franckfurt am Mayn 1602; Hans W. Kirchhof: *WendVnmuth. Das Vierde Buch, Darinnen zwey hundert / Ein vnd Siebentzig höffliche / züchtige / vnd ausserlesene Historien...*, Franckfurt am Mayn 1602; Hans W. Kirchhof: *WendVunmuth. Das Fünffte Buch / Darinnen zwey hundert / Sechzig vnd neun höfflicher/ züchtiger / vnd lustiger Historien...*, Franckfurt am Mayn 1602; Hans W. Kirchhof: *WendVnmuth. Das Sechste Buch / Darinnen erstlich von Lob vnd Nutz der Cronographe / wirdt angezeigt...*, Franckfurt am Mayn 1603; Hans W. Kirchhof: *WendVnmuth. Das Siebende Buch. Darinnen Zwey hundert vnnd ein Apologus...*, Franckfurt am Mayn 1603; VD17 weist für das 17. Jahrhundert keine weiteren Auflagen der Bände auf, <http://www.vd17.de/> (01.05.2020).

Zeitraum aus – einer Vermehrung von Denkformen bzw. einer Herausbildung kompetitiver Weltzugänge. Pluralisierungen wiederum lassen Autoritäten in Erscheinung treten und Strategien der Autorisierung aufkommen, die ordnend wirken, Positionen legitimieren, aber auch selbst Räume öffnen können.¹⁸ Zentrale Pluralisierungsvorgänge der Frühen Neuzeit wären das Aufkommen der reformatorischen Konfessionen optional zum katholischen Pendant, die Etablierung der Heliozentrik gegenüber der davor maßgebenden geozentrischen Weltsicht, oder aber der Buchdruck als Konkurrenzmedium schriftlicher Fixierung von Texten gegenüber der davor unangefochtenen manuellen Praxis. Die Entdeckungsreisen der Seefahrer erweitern den Blick auf die Welt schon rein geographisch, rufen aber auch im Okzident unterschiedliche Reaktionen und gesetzte Handlungen hervor. Das Programm von *Pluralisierung und Autorität* widmet sich der Frage, wie ein ‚Funktionieren‘ in unterschiedlichsten Bereichen der Lebenswelt angesichts aufbrechender Wissensordnungen und trotz eines verstärkten Nebeneinanders an Weltausschnitten gewährleistet bleibt.

So finden Pluralisierungsvorgänge auch in literarischen Erzeugnissen und rund um diese statt, formal etwa in der paratextuellen Erweiterung und Ausdifferenzierung, inhaltlich durch einschlägige implementierte Diskurse in den Texten selbst. Vermittelte Positionen werden dabei autorisiert, aber auch Strategien zur Behauptung des Werkes selbst am pluralisierenden Buchmarkt der Frühen Neuzeit angewandt.¹⁹ Dass sich eine Beschäftigung mit dem *Wendunmuth* vor dem Hintergrund von *Pluralisierung und Autorität* aufdrängt, davon zeugen nicht nur zwei knappe Beiträge, die im Kapitel zum Forschungsstand angesprochen werden (Strohschneider, Grubmüller). Die Kompilation stellt eine ausufernde Quantität an Texten unterschiedlicher Quellen, Gattungen, Stoffe, Motive und Diskurse bereit; die zeitgenössischen Rezipierenden des *Wendunmuth* wurden mit einem so kaum gekanntem, unmittelbarem Nebeneinander an historischem und aktuellem Schriftgut konfrontiert. Die Frage, ob vermittelte Positionen in einschlägigen Diskursen über die Sammlung gesehen stringent vertreten werden, ob

¹⁸ Diese Kurzbeschreibung paraphrasiert Teile jener Projektbeschreibung, die unter dem Punkt *Einführung* der Projekthomepage zu finden ist, <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/einfuehrung.html> (01.05.2020).

¹⁹ Zu Dynamiken des frühneuzeitlichen literarischen Buchmarktes vgl. Werner Röcke, *Fiktionale Literatur und literarischer Markt*.

entstandene Pluralismen Akzeptanz erfahren bzw. Widersprüchlichkeiten bestehen können, stellt sich bei der Beschäftigung mit dem *Wendunmuth* vordringlich. Ebenfalls hinterfragenswert erscheint die gerne vorgebrachte Einschätzung, dass Kompilatoren schwänkischer Literatur zu einer „retrospektive[n] Haltung“ neigen würden, sie ihren Anteil an der „Konservierung überkommener Denkweisen“ hätten.²⁰ Der *Wendunmuth* hält bei näherer Betrachtung eine erstaunliche Zahl an herangezogenen Autoritäten und autorisierenden Strategien bereit. Er ist durchzogen von Techniken, die Kompilation einem ‚Plan‘ zuzuführen, einen solchen zu suggerieren oder die Rezipierenden zumindest ‚sicher‘ durch das Werk zu geleiten. Manche dieser Strategien mögen trivial wirken, sollen im Rahmen dieser Ausführungen aber als etwas keineswegs Selbstverständliches beim Namen genannt werden. Ein guter Teil an (selbst-)autorisierenden Maßnahmen wird von den Paratexten getragen, die sich wiederum selbst als Teil einer formalen Pluralisierung präsentieren; aufgrund ihrer essenziellen Rolle im Rahmen der Werkinszenierung kommt ihnen besondere Aufmerksamkeit zu.

Die Textsammlung soll in der Weise betrachtet werden, wie sie sich den Rezipierenden präsentiert. Weder wird die Quellengeschichte der enthaltenen Texte im großen Stil aufgerollt, noch werden einschlägige Archive nach weiteren Spuren aus Kirchhofs Leben ‚abgearbeitet‘. Ebenso ist es nicht das Ziel dieser Arbeit, der Textsammlung im Rahmen einer längeren Beschäftigung damit eine Bedeutung zuzumessen, die ihr im big picture nicht zukommt: Der *Wendunmuth* ist kein erzählerisches und beschreibendes Wunderwerk, ebenso wenig die organisatorische Krönung prosaischen Sammelschrifttums der Frühen Neuzeit. Bemerkenswert ist hingegen das ‚Ringens‘ des Kompilators darum, ein derart ambitioniertes Werk in all seiner Vielgesichtigkeit adäquat auf den Weg zu bringen, weiters der Antrieb, Geschichte(n), Informationen, vor allem aber moralische Grundsätze für ein erweitertes Publikum bereitzustellen, ohne dabei auf dem kommerzialisierten Buchmarkt unterzugehen.

²⁰ Vgl. Elfriede Moser-Rath: ‚Lustige Gesellschaft‘. Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext, Stuttgart 1984, S. 281.

1.2.2. Forschungsstand zur Sammlung

1.2.2.1. ... in Literaturgeschichten/Literaturlexika

Die bisherige *Wendunmuth*-Forschung fällt zweifelsohne nicht besonders dicht aus, liefert aber dennoch ausreichend Material, um eine Zusammenschau der bisherigen Beschäftigungen und Einschätzungen zu rechtfertigen. Da die thematisch weit verstreuten Beiträge nur begrenzt Eingang in die komprimierten Literaturgeschichten und Literaturlexika finden konnten, ist es zielführend, Überblicksdarstellungen und wichtige Einzelstudien gleichsam zu berücksichtigen. Relevante Aspekte werden dabei extrahiert, repetitive Einschätzungen aber nur möglichst singulär aufgegriffen.

Geht man davon aus, dem *Wendunmuth* in kompakt gehaltenen, gesamt-darstellenden Literaturgeschichten zu begegnen, so folgt häufig Ernüchterung; nur selten spielen Kirchhof und sein Hauptwerk darin eine Rolle. Metzlers *Deutsche Literaturgeschichte* greift aktuell in ihrem Unterkapitel zu den Schwanksammlungen – dort wird der *Wendunmuth* in der Regel verortet – auf Genre-Innovator Johannes Pauli und seinen *Schimpf und Ernst* zurück, weiters den über sein *Rollwagenbüchlein* hinausreichend populären Jörg Wickram;²¹ beide kommen als bewährte Referenz des schwänkischen Kompilationsgenres zum Zug, während Kirchhofs *Wendunmuth* unerwähnt bleibt. In der als Beitragsband angelegten Überblicksdarstellung *Eine Neue Geschichte der deutschen Literatur* (University Press)²² finden nicht einmal Pauli und Wickram Erwähnung, von Kirchhof und seinem *Wendunmuth* gar nicht zu sprechen.

Fündig wird man tendenziell in großzügig anberaumten Werken, die in ihrer Anlage einen tieferen Blick auf Wegstrecken der Chronologie erlauben. Die Angaben zu Kirchhofs Werk fallen aber auch hier spärlich aus: Gottfried Willems erwähnt den *Wendunmuth* in seiner *Geschichte der deutschen Literatur*²³ lediglich marginal im Kontext der Schwanksammlungen,²⁴ während die textprobenorientierte, mehrbändige

²¹ Jörg Wickram: *Das Rollwagenbüchlein*. Text nach der Ausg. von Johannes Bolte. Nachw. von Elisabeth Endres, Stuttgart: Reclam 1984.

²² *Eine Neue Geschichte der deutschen Literatur*. Hrsg. von David E. Wellbery. Übers. von Christian Döring, Berlin 2007.

²³ Gottfried Willems: *Geschichte der deutschen Literatur*. Bd. 1: Humanismus und Barock, Wien; Köln [u.a.] 2012.

²⁴ Vgl. ebda., S. 260, 264, 277.

Reclam-Reihe *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung*²⁵ ihn wiederum ausspart. Zur Verschärfung der Lage trägt bei, dass die Darstellung bei Reclam im Bereich der Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts Beiträge zu Jacob Frey, Martin Montanus, Johannes Pauli, Jörg Wickram u.a. zur Verfügung stellt, wohingegen Kirchhof außen vor bleibt.²⁶

Thomas Cramer lässt bei seinem knappen Abriß des *Wendunmuth* vor allem das Werk selbst sprechen, indem er ausgewählte paratextuelle Passagen wiedergibt. Aufmerksam macht er auf die Adaption bereits bestehender Quellentexte wie auch auf den obligatorischen Einsatz der Moral, die den Texten folgt. Mit dem Begriff der „Erzählenzyklopädie“ gebraucht er eine Zuschreibung, die sich von der Kategorisierung als Schwanksammlung abhebt.²⁷ Bei Hans Rupprich wird die Kompilation als ein „selbstständiges Sammelwerk lustiger, unterhaltender und belehrender Stücke“ ausgewiesen. Vertreten wird dabei eine „lehrhafte Absicht“ im Dienst der „protestantische[n] Lebensauffassung“, gefordert ein „evangelische[s] Ethos“. Die herangezogenen Quellen werden knapp beschrieben, namentlich der Einbezug von Erlebnissen des Kompilators, die Fixierung von mündlich Tradiertem sowie die heterogene Herkunft der schriftlichen Quellen erwähnt, die sogar aus dem Französischen schöpfen.²⁸ Widersprüchlich zur Darstellung bei Rupprich schildert Gottfried Willems den Anspruch der Textkompilation, indem er den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts (ausgewiesen „von Wickram bis Kirchhof“) einen Mangel an Belehrung bescheinigt. Diese Ausrichtung begründet er in einer nur schweren Vereinbarkeit von schwänkischen Texten und einer unterweisenden Intention.²⁹ Ein weiterer Gedanke ist in Ralf Schnells Überblicksdarstellung *Deutsche Literatur von der Reformation zur Gegenwart* zu finden, der auf die Stellung der Sammlung innerhalb der zugedachten Schwanktradition Bezug nimmt: Als „Abschluss der Schwankliteratur im 16. Jahrhundert“ bildet der *Wendunmuth* hier „eine Summe des

²⁵ Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung. Bd. 3: Renaissance, Humanismus, Reformation. Hrsg. von Josef Schmidt, Stuttgart 2006.

²⁶ Vgl. ebda., S. 298–313.

²⁷ Vgl. Thomas Cramer: Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter, München ³2000, S. 303.

²⁸ Vgl. Hans Rupprich: Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock. T. 2: Das Zeitalter der Reformation 1520–1570, München 1973 (=Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,2), S. 173f.

²⁹ Vgl. Gottfried Willems, Humanismus und Barock, S. 277.

Genres, die zugleich dessen Ende bedeutete“.³⁰ Die Auffassung, dass Kirchhofs Sammlung als Addition des bereits bestehenden Schwankgutes zu verstehen sei, korrespondiert mit dem bei Cramer gefallenen Begriff der Erzählenzyklopädie, auch wenn er hier rein auf den Schwank angewandt wird.

Bei den Literaturlexika verhält sich die Lage wie folgt: *Kindlers Literatur Lexikon im dtv* hält in seiner umfangreichen, aber auf Weltliteratur abzielenden Anlage nichts zu Kirchhof oder seinem *Wendunmuth* bereit. Gero von Wilperts *Lexikon der Weltliteratur* liefert einen Eintrag, auch wenn ihm kaum mehr als die Existenz Kirchhofs und seines *Wendunmuth* zu entnehmen ist.³¹ Bei den Lexika zur spezifisch deutschsprachigen Literatur fallen die Befunde erwartbar positiver aus: Das *Killy Literaturlexikon* enthält ein Lemma zu Kirchof und widmet den Großteil des Eintrages dem *Wendunmuth*; in dem von Werner Röcke verfassten Text wird das Werk als „Erzählsammlung“ eingestuft, wenngleich im weiteren Verlauf klargestellt wird, wie breit eine solche Palette an Erzählungen aussehen könne. Festzuhalten ist Röckes Einschätzung, dass Kirchhof „erstaunlich unpoem. Berichte von wichtigen polit. Ereignissen der jüngsten Vergangenheit“ bereitstelle.³² Den reichhaltigsten Überblick liefert erwartungsgemäß das frühneuzeitliche ‚*Verfasserlexikon*‘: Der Eintrag von Michael Waltenberger weist unter anderem auf die analoge Textanordnung von Buch I zur Bearbeitung des *Schimpf und Ernst* Johannes Paulis durch Hermann Gülfferich hin, die sich nach „hierarchisch-ständischen“ Gesichtspunkten vollziehe. Festgehalten wird ebenfalls eine Auflösung dieser Systematik in den Folgebüchern wie auch der stärker auftretende Einsatz reflexiver und beschreibender Texte. Die defensiv gehaltene Kategorisierung des *Wendunmuth* als eine Sammlung von Prosaerzählungen problematisiert wie beiläufig die sonst überwiegend getroffene Einordnung als Schwanksammlung.³³ Da der *Wendunmuth* einen reichen Bestand an mündlichen Quellen verarbeitet – dabei ist auch

³⁰ Ralf Schnell: *Deutsche Literatur von der Reformation bis zur Gegenwart*, Reinbek 2011, S. 53.

³¹ Vgl. *Lexikon der Weltliteratur*. Bd. 1: Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach Autoren und anonymen Werken. Unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Gero von Wilpert, Stuttgart ³1997, S. 796.

³² Vgl. Werner Röcke: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: *Killy Literaturlexikon*. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 6: Huh – Kräf, Berlin; New York ²2009, S. 423f.

³³ Vgl. Michael Waltenberger: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: *Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620*. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u.a.]. Bd. 3: Glarean, Heinrich-Krüger, Bartholomäus, Berlin; Boston 2014, Sp. 539–547, hier 541f.

der exzessive Einsatz eingestreuter Sprichwörter zu nennen –, überrascht es nicht, dass das Werk speziell im volkskundlichen Kontext wohlwollend aufgenommen wird. In der von Kurt Rank edierten *Enzyklopädie des Märchens* wird Kirchhof unter der Rubrik deutscher Schwankbuchverfasser als der bedeutendste angeführt.³⁴

Der *Wendunmuth* ist in den aktuelleren deutschsprachigen Literaturgeschichten zwar nicht zwingend Programm, scheint aber doch punktuell auf. Der Konzeption vieler Überblicksdarstellungen geschuldet, werden vor allem formaldeskriptive Befunde (Quantität, Quellenbezüge, Einsatz von Epimythia) vorgebracht. Die protestantische Weltauffassung, die der Sammlung zugrunde liegt und sichtbar vertreten wird, gehört ebenfalls zu den unstrittigen Zuschreibungen. Auffällig ist, dass der *Wendunmuth* gerne als verklammernder Abschluss einer Tradition an Schwanksammlungen betrachtet wird. Keine Einigkeit herrscht hingegen in der funktionalen Ausrichtung der Sammlung, bei der auf der einen Seite die Unterhaltung, auf der anderen Seite die moraldidaktischen Absichten in den Vordergrund gerückt werden. Diese Divergenz schlägt sich auch in der Frage der Kategorisierung nieder; neben der üblichen Einordnung als Schwanksammlung treten auch allgemeiner gehaltene Bezeichnungen auf (Erzählenzyklopädie). Einschlägige Literaturlexika nehmen Kirchhof und den *Wendunmuth* in vielen Fällen auf, wobei vor allem das ‚*Verfasserlexikon*‘ einen differenzierten Einblick verschafft, der auch auf eine gegebene Weiterentwicklung innerhalb der Sammlungsbücher hinweist.

Diese Informationen und Einschätzungen bilden den Grundstock dessen, was der benutzerfreundliche Kanal der Überblicksdarstellungen preisgibt. Welches Bild man erhält, wenn man die Informationen und Erkenntnisse einschlägiger Monographien und Beitragsbände miteinbezieht, zeigt der Folgepunkt.

1.2.2.2. ... in Forschungsbeiträgen

Die Zeugen für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Kirchhofs *Wendunmuth* seit der Etablierung der germanistischen Disziplin im 19. Jahrhundert sind überschaubar,

³⁴ Werner Röcke: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Hrsg. von Rolf W. Brednich [u.a.]. Bd. 7: Ibn-al-Gauzi – Kleines Volk, Berlin; Boston 1993, Sp. 1391–1395.

Arbeiten zur Sammlung aber doch vorhanden. Für den Zeitraum vor 1869, also bis zur heute in Verwendung stehenden, mehrfach nachgedruckten *Wendunmuth*-Ausgabe von Hermann Oesterley³⁵, sind vereinzelte Publikationen zu verzeichnen.³⁶ Sie widmen sich der historischen Person Kirchhofs und seinem *Wendunmuth*, erschließen aber zeittypisch überwiegend die Biographie des Kompilators. Oesterleys Ausgabe zeichnet nicht nur die wiederermöglichte Zugänglichkeit zu den Texten des *Wendunmuth* aus. So werden im bereitgestellten Anhang wichtige Bausteine für die weitere Forschung gelegt: die Zusammenschau jener Daten zu Kirchhofs Biographie, die man über die Ich-Erzählungen des *Wendunmuth* – teils durch die Nennung des Kompilatormens verstärkt – zu extrahieren meint,³⁷ weiters eine Bibliographie der Oesterley bekannten Veröffentlichungen Kirchhofs, Ausführungen zu den historischen Druckfassungen des *Wendunmuth*, außerdem Quellen-Angaben wie auch weiterführende Literaturverweise dazu.³⁸ Wie Bodo Gotzkowsky in den 1960er-Jahren anmerkt, folgen im weiteren Verlauf kaum nennenswerte Forschungen zur Sammlung,³⁹ wobei sie eher durch Textproben in aktuellen Kompilationen in Erscheinung tritt.⁴⁰ Erst mit Gotzkowsky selbst wird die

³⁵ Hans W. Kirchhof: *Wendunmuth*. Hrsg. von Hermann Oesterley. Nachdr. der Ausg. von 1869. 5 Bd., Hildesheim; New York 1980 (=Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 95–99).

³⁶ Etwas Georg T. Dithmar, *Aus und über Hans Wilhelm Kirchhof*. Auch davor tauchen Kirchhof und sein Werk in Publikationen auf, wobei der Ertrag bescheiden ausfällt, vgl. etwa Friedrich W. Strieder: *Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten und Schriftsteller-Geschichte*. Bd. 7: Kal – Ler, Kassel 1787, S. 78f., weiters als punktuelle Erwähnung in stoffgeschichtlichen Untersuchungen bei Friedrich W. Schmidt: *Anmerkungen*. In: Petrus Alfonsi: *Disciplina Clericalis*, Berlin 1827, S. 87–169, hier 153.

³⁷ Dass eine Entsprechung zwischen dem Ich-Erzähler eines Erzähltextes und dessen lebensweltlichem Verfasser grundsätzlich nicht vorliegen kann, ist vorauszuschicken. Eine dabei sehr wohl suggerierte Entsprechung im *Wendunmuth* wird im Laufe dieser Ausführungen aber noch aufgegriffen werden.

³⁸ Hans W. Kirchhof, *Wendunmuth*. Hrsg. von Hermann Oesterley. Bd. 5: *Beilagen des Herausgebers*. Auch im amerikanischen Raum tauchen Beipflichtungen zu den Leistung Oesterleys im Rahmen des frühneuzeitlichen, schwänkischen Forschungsfeldes auf (vgl. Thomas F. Crane: *Mediaeval sermon-books and stories and their study since 1883*. In: *Proceedings of the American philosophical society*. Vol. 56(1917), No. 5, pp. 369–402, p. 369).

³⁹ Bodo Gotzkowsky: *Hans Wilhelm Kirchhofs „Wendunmuth“*, S. 19. Exemplarisch für diese Einschätzung tritt der fast schon launige Fokus auf die ‚Causa Brunnenseil‘ auf, die anhand vorhandener Briefe Kirchhofs nachgezeichnet wird. Dabei handelt es sich um das wiederholte Ansuchen des Burggrafen, ein neues, funktionstüchtiges Seil für den Brunnen auf Schloss Spangenberg zu erhalten – detailgetreu abgehandelt in: Ernst Wenzel, *Die Burggrafen auf Schloß Spangenberg*, S. 161–164, S. 177–180.

⁴⁰ Eine knappe Aufzählung für das 20. Jahrhundert ist nachzulesen bei Bodo Gotzkowsky, *Hans Wilhelm Kirchhofs „Wendunmuth“*, S. 45. Unmittelbar nach Oesterleys Ausgabe bleibt zu nennen: Ernst Götzinger: *Culturgeschichtliches aus Kirchhofs Wendunmuth*. In: *Anzeiger für schweizerische Geschichte* 1(1873), S. 181–185. Dabei werden bloß Texte aus dem *Wendunmuth*, die einen expliziten Schweizbezug aufweisen, paraphrasiert wiedergegeben. Gotzkowsky verweist im Zuge seiner knappen Wirkungsgeschichte des *Wendunmuth* auf einige wenige weitere Schriften, die die Sammlung im Quellenstudium zu späteren Schriftstellern behandeln (ab S. 168), früh etwa Eduard Pistl: *Quellen für Jakob Ayrsers Sing- und Fastnachtspiele*. In: *Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte* VI(1893), S. 430–432, hier 430ff. Darin werden einige Texte aus Buch I als Quellen für Ayrer bestimmt.

Sammlung zum primären Untersuchungsgegenstand in Promotionsschriften; seine in den U.S.A. eingereichte Dissertation von 1966 bildet einen erneuten Startschuss für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Werk. Gotzkowsky rückt die Sammlung nach den Ausführungen von Oesterley erst als zweiter Forscher in das Zentrum einer Untersuchung, die über eine knapp anberaumte Beitragslänge hinausgeht. Das Augenmerk seiner Beschäftigung mit dem Werk liegt vor allem in seiner volkstümlichen Charakterisierung, wobei er sie gegenüber marginalisierenden Bewertungen durch die Literaturwissenschaft (bzw. ‚volkstümlichem‘ Schrifttum der Zeit im Allgemeinen) verteidigt. Er liefert dabei exemplarischen Input zu den verwendeten Quellen, spricht über aufgewandte Textgattungen und bereitgestellte Stoffe. Darüber hinaus streift er die Rezeptionsgeschichte der Sammlung durch den Einbezug später folgender, anthologischer Schriften.⁴¹

Die zweite Promotionsschrift, deren primären Untersuchungsgegenstand der *Wendunmuth* ausmacht, stammt von John Mullally und wurde ebenfalls in den U.S.A. eingereicht.⁴² Der Verfasser nimmt darin die zahlreichen Papst-Figuren von Buch I in den Blickpunkt. Demonstriert wird einerseits die vorgenommene Vermengung von Fiktionalem und Faktischem, wobei das Ziel in einer möglichst drastischen Verunglimpfung der gerade beschriebenen, historischen Papstfigur sowie des Papsttums als Kirchenamt liegt. Für die getroffene Auswahl der Figuren durch den *Wendunmuth* zieht Mullally die Analogie zu John Bales *Pageants of popes*. Besonders in der Gleichsetzung des Papstes mit dem Antichristen, die sich durch die Darstellungen zieht, wird ein Indikator für die eschatologische/apokalyptische Ausrichtung der Sammlung angenommen, der gerade im Protestantismus der Zeit breitgetreten wird. Eine Verklammerung der Sammlungsbücher nimmt Mullally über ihre ähnliche, keineswegs willkürliche Textabfolge wahr, wobei er diese in der zeitlichen Chronologie – aus der Vergangenheit wird ein Bogen in die Gegenwart geschlagen – sowie dem

⁴¹ Gotzkowsky zeichnet auch für die zeitgemäßen Texteditionen weiterer erhaltener Schriften Kirchhofs verantwortlich, als da wären: Hans Wilhelm Kirchhof: *Militaris Disciplina*. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Bodo Gotzkowsky, Stuttgart 1976 (=Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 298) sowie ders.: *Kleine Schriften*. Kritische Ausgabe. Mit einer Bibliographie der „Wendunmuth“-Drucke. Hrsg. von Bodo Gotzkowsky, Stuttgart 1981 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 302). In den erstellten Paratexten finden sich gleichsam biographische Angaben zu Kirchhof, wichtiger aber noch systematisierte Angaben zur jeweiligen Druckgeschichte, im Fall der ‚Kleinen Schriften‘ jene zum *Wendunmuth*, wie auch eine zusammengetragene Bibliographie zum Werk bis 1981.

⁴² Mullally, John E.: *The Popes of the >Wendunmuth< as Figures of Legend*.

Abstieg des sozialen Status der Figuren gegeben sieht. Betont wird darüber hinaus die vorgefundene Textabfolge über das Anordnungsprinzip der Assoziation.⁴³

Die übrigen Forschungsaktivitäten nehmen den *Wendunmuth* entweder im Rahmen übergeordneter Fragestellungen ins Programm oder beschränken sich auf eine limitierte Beitragslänge mit der Sammlung im Zentrum. Hervorzuheben sind die zahlreichen Untersuchungen von Albrecht Classen, die dem *Wendunmuth* in Summe eine doch bemerkenswerte Präsenz verleihen.⁴⁴ Rezent sind die Ausführungen von Christian Meierhofer im Rahmen einer weiter gefassten Studie zur Entwicklung der frühneuzeitlichen Informationskultur zu betonen, in der signifikante Aspekte der Sammlung kenntlich gemacht werden.⁴⁵

In seinem Text *Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts* kleidet Albrecht Classen seine Beobachtungen zum *Wendunmuth* mentalitätsgeschichtlich ein: Er drösel das Werk nach thematischen Gesichtspunkten auf, wobei er dem Aspekt der Tyrannenkritik einen übergeordneten Stellenwert zugesteht. Betont wird die dargestellte Narrheit aller sozialer Stände und Berufe; eine spezifische Gruppe stellt Kirchhof dabei nicht an den Pranger. Auch auf die sprachliche Realisierung des Werkes wird eingegangen, wenn Kirchhofs deutschsprachiger Duktus als meisterhaft bejubelt wird.⁴⁶ In seinem Beitrag *The world of peasants* rückt Classen die literarische Darstellung von Figuren aus dem Bauernstand in den Fokus. Betont wird ihre nicht mehr länger per se pejorative Zeichnung im Vergleich mit Schriften vergangener Zeiten.⁴⁷ Darüber hinaus stellt Classen die Festsetzung des Einzelnen in einen standesgemäßen Beruf in den Raum („every person in his life has to carry out his or her job as it befits one according to the

⁴³ Vgl. allem voran die Zusammenfassung in ebda., S. 209–236.

⁴⁴ Albrecht Classen: *Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts*. Studien zu Martin Montanus, Hans Wilhelm Kirchhof und Michael Lindener, Trier 2009 (Koblenz-Landauer Studien, Bd. 4); ders.: *Sexual Violence and Rape in the Middle Ages. A Critical Discourse in Premodern German and European Literature*, Berlin 2011 (=Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 7); ders.: *The world of peasants in early modern german literature. Peasants in the works of Wickram and Kirchhof*. In: *Mittellateinisches Jahrbuch. Internationale Zeitschrift für Mediävistik und Humanismusforschung*. Bd. 48(2013), Heft 1, S. 415–438.

⁴⁵ Christian Meierhofer: *Alles neu unter der Sonne. Das Sammelschrifttum der Frühen Neuzeit und die Entstehung der Nachricht*, Würzburg 2010 (Epistemata – Würzburger wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft).

⁴⁶ Vgl. Albrecht Classen, *Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts*, S. 146.

⁴⁷ Kirchhof „does not single out the peasant class as particularly risible and contemptuous“ (Albrecht Classen, *The world of peasants in early modern german literature*, S. 437).

social status“)⁴⁸. In der Monographie *Sexual violence and rape in the middle ages* fungiert der *Wendunmuth* für Classen neben weiteren Schriften als ein Fundus dargestellter sexueller Gewalt im Mittelalter. Wenngleich die Vergewaltigung der Frau durch den Mann (ein umgekehrtes Beispiel dafür liefert die Sammlung nicht) in den angegebenen Textbeispielen Kirchhofs nie gebilligt wird, liegt der moralische Zeigefinger auf dem Kontext der Vergewaltigung: In der Regel sind es katholische Geistliche, die sich als grausame Täter erweisen („focus on casting monks at large as vile creatures“)⁴⁹. Auch steht die Dynamik zwischen dem Täter und dem Ehemann des Opfers im Vordergrund („the real conflict dealt with concerns the relationship between these two men, the husband and the raper“)⁵⁰. Classen streicht nichtsdestotrotz die beispiellose Drastik der grausamen Vergewaltigung heraus, die in WU I,II,60 *Ein Mönch ist ein Jungkfrauenschender im Land zu Preussen* gegeben ist („most drastic and graphic rape narrativ in all of medieval and early modern literature“)⁵¹. Einmal mehr fungiert der *Wendunmuth* als Textreservoir für Motivstudien.

Vollkommen anders verfährt Christian Meierhofer, wenn er den *Wendunmuth* in eine Beispielkette von Werken zur entstehenden Nachrichtenprosa stellt. Eine zentrale Beobachtung liegt darin, dass die Sammlung „genrespezifische Kontur[en]“ der gegebenen Textgattungen verabschiedet, wobei die knappe prosaische Form zum verklammernden Kriterium erhoben wird; dabei steigt die Gattung der Fabel mit ihrem Epimythion zum „Leitmuster“ der Sammlung auf –⁵² eine Erkenntnis, die bereits bei Adalbert Elschenbroich zu finden ist.⁵³ Weiters scheint die Geltung der jeweils nachgestellten Moral nur noch die Einzeltexte selbst zu betreffen und folglich keine Stringenz innerhalb der Sammlung zu erzeugen. Meierhofer sieht im Anbringen der

⁴⁸ Ebda., S. 432.

⁴⁹ Albrecht Classen, *Sexual Violence and Rape in the Middle Ages*, S. 222.

⁵⁰ Ebda., S. 213.

⁵¹ Ebda., S. 220; die geschilderte Situation wird weiters ins Spiel gebracht bei Albrecht Classen: *Vom Maere zum Prosa-Schwank des 16. und 17. Jahrhunderts. Tradition und Transformation einer literarischen Gattung vom frühen Mittelalter bis zur Frühneuzeit*. In: *Kontinuitäten und Neuerungen in Textsorten- und Textallianztraditionen vom 13. bis zum 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Peter Ernst [u.a.], Berlin 2014 (=Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte, Bd. 10), S. 295–321, hier 307f.

⁵² Vgl. Christian Meierhofer: *Alles neu unter der Sonne*, S. 73–79, 359.

⁵³ Adalbert Elschenbroich: *Die deutsche und lateinische Fabel in der Frühen Neuzeit*. Bd. II: *Grundzüge einer Geschichte der Fabel in der Frühen Neuzeit*. Kommentar zu den Autoren und Sammlungen, Tübingen 1990 S. 128f.

Epimythia dennoch eine Strategie, heterogene Bedeutungssemantiken trickreich zu kaschieren.⁵⁴

Einen wichtigen Beitrag liefert Werner Röcke, der im Rahmen einer Funktionsbestimmung schwankhaften Erzählens unter anderem den *Wendunmuth* heranzieht.⁵⁵ Röcke sieht eine vorhandene Gliederung der Sammlung gemäß der in der protestantischen Gemeinschaft so populären *loci communes* gegeben und verweist dabei etwa auf Philipp Melanchthon. Die den Schwankroman charakterisierende aggressive Komik wird hier von einem diskursiven Anspruch wie auch einer enzyklopädischen Herangehensweise überlagert. Die Sammlung ist von einer „Entfiktionalisierung“ des Schwanks geprägt – Röcke spricht von einer Art „Re-Historisierung“ – und fördert in historischer Glaubhaftigkeit „eine Haltung der Selbstbescheidung und der Zufriedenheit mit Gottes Gaben“.⁵⁶

Claudia Bolsinger untersucht den *Wendunmuth* – neben anderen Textveröffentlichungen – auf die Rezeption und Weiterverarbeitung von Giovanni Boccaccios *Dekameron* hin. Kirchhofs Schaffen wird dabei als ein „extremes Beispiel der Konfessionalisierung von Literatur“ ausgewiesen, indem der „Transport der ‚wahren Lehre‘“ zur narrativen Intention der Adaptionen erklärt wird.⁵⁷ Anhand knapper Ausführungen macht Bolsinger deutlich, wie weit sich die *Wendunmuth*-Versionen von den Vorbildern Boccaccios entfernt haben.⁵⁸ Auch Sabine Obermaier zeigt die Abhängigkeit von angegebenen Quellen (Anton von Pforrs *Buch der Beispiele der alten Weisen*) und schildert ihre Modifikationen durch den *Wendunmuth*.⁵⁹ Die Erzählungen werden dabei nicht mehr ineinander geschachtelt und mehrstimmig präsentiert, sondern monodisch nebeneinander behandelt („Reduktion des Erzählerspektrums“)

⁵⁴ Vgl. Christian Meierhofer, *Alles neu unter der Sonne*, S. 359f.

⁵⁵ Werner Röcke: *Aggression und Disziplin. Gebrauchsformen des Schwanks in deutschen Erzählsammlungen des 16. Jahrhunderts*. In: *Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Walter Haug [u.a.], Tübingen 1993 (=Fortuna vitrea, Bd. 8), S. 106–129.

⁵⁶ Vgl. ebda., S. 126, 128.

⁵⁷ Vgl. Claudia Bolsinger: *Das Decameron in Deutschland. Wege der Literaturrezeption im 15. und 16. Jahrhundert*, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.] 1998 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1687), S. 156.

⁵⁸ Vgl. ebda., S. 67f., hier vor allem 98f.

⁵⁹ Sabine Obermaier: *Das Fabelbuch als Rahmenerzählung. Intertextualität und Intratextualität als Wege zur Interpretation des „Buchs der Beispiele der alten Weisen“ Antons von Pforr*, Heidelberg 2004 (=Beihefte zum Euphorion 48).

oder gemäß passender thematischer Nachbarschaft verteilt.⁶⁰ Kirchhof wendet dabei ein Prinzip an, das seine Sammlung überhaupt mitbestimmt: Er trennt Sinnabschnitte aus größeren Kontexten und lässt sie als kleinräumige, für sich funktionierende Einheiten auftreten, die in einem neuen kontextuellen Umfeld aufgehoben werden. Obermaier beobachtet dabei eine vereinfachende Fokussierung auf eine angestrebte moralische Botschaft;⁶¹ im Gegensatz zum *Buch der Beispiele* sieht sie den Lektüremodus des punktuellen Lesens legitimiert und ortet keinen ganzheitlich notwendigen Rezeptionsdurchgang.⁶² In den *Facetien*-Übertragungen des *Wendunmuth* erkennt Johannes K. Kipf „durch Einschübe erweiternde Übersetzungen als freie Wiedererzählungen“, was sich als Phänomen auch auf die Textlänge auswirkt. Kirchhof setzt diese „bewusste, an literarischen Mustern orientierte Umgestaltung“ als Regelfall neben jene Form der Übersetzung, die sich am Wortlaut orientiert.⁶³

Auch Einzeltexte werden in den Fokus genommen: Claudius Sittig spricht über eine Adaption des *12. Totengesprächs* von Lukian, das den Weg in den *Wendunmuth* gefunden hat (WU V,146–153); diese wurde für eine szenische Aufführung mit der Beteiligung des noch jugendlichen Moritz von Hessen (des späteren Landgrafen von Hessen-Kassel und Herren Kirchhofs) angefertigt, wobei Kurfürst August von Sachsen im Publikum gewesen sein dürfte.⁶⁴ Auch wenn die direkte Vorlage unbekannt ist, werden Vergleiche mit Lukians Fassung gezogen und ausgewertet: Aus einem Prosadialog wurden Verstexte nach Heroen der Geschichte unterteilt und mit weiteren lebensweltlichen Figuren angereichert. Das ursprüngliche dialogische Netz wurde dabei entschärft und liegt hier in einer wahrscheinlich angepassten Lesefassung vor. Der Text diene vermutlich gleichsam als „Disputationsübung“⁶⁵ im szenischen Akt wie als „Historia“⁶⁶, eine Quelle historischen Wissens, aus der man schöpfen sollte. Sittig

⁶⁰ Vgl. ebda., S. 321f.

⁶¹ Vgl. ebda., S. 325f.

⁶² Vgl. ebda., S. 335.

⁶³ Vgl. Johannes K. Kipf: Zwischen Wiedererzählen und Übersetzung. Übertragungen frühneuhochdeutscher Schwänke in neulateinische Fazetien und umgekehrt im Vergleich. In: Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Britta Bußmann [u.a.], Berlin; New York 2005 (=Trends in Medieval Philology 5), S. 219–252, hier 245, 250.

⁶⁴ Claudius Sittig: Kulturelle Konkurrenzen. Studien zu Semiotik und Ästhetik adeligen Wetteifers um 1600, Berlin; New York 2010 (=Frühe Neuzeit, Bd. 151), S. 213–215.

⁶⁵ Ebda., S. 238.

⁶⁶ Ebda., S. 239.

subsummiert diese Aspekte unter dem Anspruch „einer spezifisch adeligen Nacheiferung, die auf Überbietung zielt“⁶⁷, einem „sozialkomparative[n] Grundzug der Adelskultur“⁶⁸.

Auch wirkungsgeschichtlich und somit auf der Zeitleiste nachgerückt wurden Texte des *Wendunmuth* betrachtet: Dieter Merzbacher beforscht die Sammlung, indem er die Adaption von gleich 40 Texten – allesamt aus Buch I gezogen – durch die Meisterlieder des Benedict von Watt aufzählt und erläutert. Als ein Kriterium der Quellenauswahl für die Meisterlieder gibt Merzbacher an, „daß seine [von Watts] Vorlagen Gelehrtenwissen popularisierenden Gattungstypen“ angehören würden. Neben dem *Wendunmuth* nennt er fast durchwegs Quellen, die auch der *Wendunmuth* selbst herangezogen hat (Johannes Carion, Sebastian Franck, Johannes Stumpf etc.).⁶⁹ Betont wird vor allem die „Reduktion textstrukturierender Mittel“⁷⁰ im Vergleich zu den Vorlagen im *Wendunmuth*, was sich wiederum nachteilig auf die Güte der Texte ausgewirkt habe.⁷¹ Wenngleich Benedict von Watt im Fokus von Merzbachers Ausführungen steht, äußert er sich auch zur paratextuellen Verfasstheit bei Kirchhof sowie zur mehr als nur willkürlichen Anordnung der Texte in Buch I. Bemerkenswert ist seine Einschätzung, dass ein „moralisierender Anspruch [in der Sammlung] nur als Drappierung eines ironisierenden Wirklichkeitsverständnisses“ zu begreifen sei.⁷²

Martin Ehrenfeuchter betrachtet den *Wendunmuth* neben anderen Prosasammlungen der Zeit unter dem thematischen Gesichtspunkt des Zauberglaubens. Dabei attestiert er den einschlägigen Texten der Kompilation eine vergleichsweise humorbefreite, rigorose Einstellung gegenüber der nigromantischen Praxis jener Tage. Entgegen der gelebten Rechtspraxis in Hessen solle der Schuldige am Scheiterhaufen brennen. Theoretische Anbindungen sieht Ehrenfeuchter an die einschlägigen Ausführungen von Jakob Milich gegeben, aber auch auf Martin Luthers Spuren bewege

⁶⁷ Ebda., S. 240.

⁶⁸ Ebda., S. 302.

⁶⁹ Vgl. Dieter Merzbacher: *Meistergesang in Nürnberg um 1600. Untersuchungen zu den Texten und Sammlungen des Benedict von Watt (1569–1616)*, Nürnberg 1987 (=Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 39), S. 422.

⁷⁰ Ebda., S. 391, weiter auf 409: „Beigefügte Parenthesen, biblische Reminiszenzen, indirekte Reden oder kleine ‚innere Monologe‘, erklärende Analogien, Gelehrsamkeitsbeweise wie lateinische Zitate usw., all das ist für Watt verzichtbares Beiwerk.“ Anhand dieser ex negativo-Aufzählung wird klar, was Merzbacher in den Texten des *Wendunmuth* vorfindet.

⁷¹ Vgl. ebda., S. 402.

⁷² Vgl. ebda., S. 384f.

sich Kirchhof in seiner verschärften Forderung.⁷³ Der Kompilator rücke in seiner Sammlung auch „Aspekte spezifisch katholischer Religiosität“ in ein zwar nicht magisches, aber doch abergläubische Eck, das entgegen „dem wahren Glauben“ agiere.⁷⁴ Ehrenfeuchter schätzt den *Wendunmuth* entgegen der Titelgebung als stark unterweisend ein.⁷⁵

Claudia Steinkämper bezieht den *Wendunmuth* im Zuge stofflicher Untersuchungen ein. Die in der Sammlung anzutreffende dämonische Auslegung der wundersamen Meeresfigur Melusine (WU V,256 *Teuffels List Kinder zu zeugen*) prolongiert den lutherischen Umgang mit dem Stoff, wobei nur geringfügige Adaptionen festzustellen sind.⁷⁶

Beim Bibliographieren mit der Lupe findet sich der *Wendunmuth* in weiteren Forschungsarbeiten wieder, was aufgrund seiner marginalen Anbringung aber weitgehend vernachlässigt werden kann. So findet die Sammlung Eingang in die Heinrich Bebel-Forschung,⁷⁷ bildet einen kleinen Baustein in der Beschreibung frühneuzeitlicher Rätselbücher⁷⁸ oder hält als Belegstelle in lexikographisch-historischen Untersuchungen her.⁷⁹

Zwei für diese Ausführungen wichtige Beiträge schließen diese Zusammenschau ab: So wurde der *Wendunmuth* bereits in knapper Weise mit dem Pluralisierungsparadigma

⁷³ Vgl. Martin Ehrenfeuchter: *Aspekte des zeitgenössischen Zauberglaubens in Dichtungen des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.] 1996 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1581), hier vor allem das Resümee auf S. 232f.

⁷⁴ Vgl. ebda., S. 205.

⁷⁵ Vgl. ebda., S. 145ff.

⁷⁶ Vgl. Claudia Steinkämper: *Melusine – vom Schlangenweib zur „Beaute mit dem Fischeschwanz“*. Geschichte einer literarischen Aneignung, Göttingen 2007 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 233), S. 143ff.

⁷⁷ Vgl. etwa Volker Honemann: *Heinrich Bebel und seine „Fazetien“*. In: *Germanistische Mediävistik*. Hrsg. von Volker Honemann [u.a.], Münster 1999 (=Münsteraner Einführungen: Germanistik, Bd. 4), S. 255–276, hier 274.

⁷⁸ Vgl. Heike Bismark: *Rätselbücher. Entstehung und Entwicklung eines frühneuzeitlichen Buchtyps im deutschsprachigen Raum. Mit einer Bibliographie der Rätselbücher bis 1800*, Tübingen 2007 (=Frühe Neuzeit 122), S. 190f. Bismark weist in diesem Zusammenhang auf Tomas Tomasek hin, der den *Wendunmuth* in Fragen des Rätsels bereits früher herangezogen hatte (Tomas Tomasek: *Scherzfragen – Bemerkungen zur Entwicklung einer Textsorte*. In: *Kleinstformen der Literatur*. Hrsg. von Walter Haug [u.a.], S. 216–234, hier 233). Tomasek erwähnt den *Wendunmuth* in Bezug auf den sonst unüblichen Gebrauch einer ausgedrückten Moral, die an das Rätsel gebunden ist.

⁷⁹ Elisabeth Link: *Latinität im frühneuhochdeutschen Lexikon als Qualität der umfassenden Bezogenheit auf ein Modell. Aspekte sprachgeschichtlich transparenter Wahrnehmung und Beschreibung von Wortschatz jenseits punktuell festgestellter etymologischer Relationen*. In: *Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung*, Hildesheim; Zürich [u.a.] 2011, S. 479–551, hier 515.

in Verbindung gebracht. Peter Strohschneider beschäftigt die Kompilation in Fragen der Darstellung religiöser Praxis im schwankischen Erzählen. Ausgehend vom Phänomen der Pluralisierung bescheinigt er der Sammlung eine klare Positionierung im konfessionellen Streit zugunsten der reformatorischen Ausrichtung, die sich auch in polemischem Duktus niederschlägt. Ein gebilligtes Nebeneinander an Positionen sieht er demnach nicht gegeben.⁸⁰ Klaus Grubmüller geht von Giovanni Boccaccios „Angebot zur Pluralisierung des Sinnes“⁸¹ aus, während er die deutschsprachige Weiterverarbeitung einer *Dekameron*-Binnenerzählung durch den *Wendunmuth* (WU I,II,56 *Ein Mönch beschlefft ein Nonnen*) in den Blick nimmt. Auch er kommt zu dem Schluss, dass die Sammlung dieses Angebot nicht nutze, sondern vielmehr die Erzählung in den Dienst des Protestantismus stelle.⁸²

Die Zusammenschau der bisher erfolgten *Wendunmuth*-Forschung zeigt ein deutliches Desiderat an monographischen Abhandlungen zur Sammlung. Die beiden Hochschulschriften liegen ein halbes Jahrhundert zurück, während die übrige Beschäftigung mit dem Werk hauptsächlich im Rahmen weiter gefasster Forschungsfragen geschieht. Die Kompilation dient dabei meistens als Orientierungspunkt für stoffliche, thematische und gattungstechnische Streifzüge, während sie selbst kaum im Fokus der Aufmerksamkeit steht. Daran ist abzulesen, dass der *Wendunmuth* in seiner Bereitstellung an Erzählungen, Beschreibungen und Reflexionen noch heute einen brauchbaren Pool an Texten bildet,⁸³ er aber in seinem eigenständigen Wert als aufbereitetes Kompilationswerk kaum gewürdigt wird.

Der Begriff der Pluralisierung wurde mit der Sammlung bereits punktuell in Beziehung gesetzt, die Befunde blieben dabei aber negativ; der Bezug von Positionen steht einem akzeptierten Nebeneinander von Anschauungen entgegen. Im Vergleich zu

⁸⁰ Vgl. Peter Strohschneider: Heilswunder und fauler Zauber. Repräsentationen religiöser Praxis in frühmodernen Schwankerzählungen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 129, Heft 3, S. 438–468, hier 467.

⁸¹ Klaus Grubmüller: Das Böse ohne Balance? Boccaccio-Rezeption in den Schwankbüchern. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner [u.a.], Berlin; New York 2011 (=Frühe Neuzeit 136), S. 255–266, hier 266.

⁸² Vgl. ebda., S. 263–265.

⁸³ Dass der *Wendunmuth* auch in der universitären Lehre zum Zug kommt, davon zeugt Matthias Meyers rezenter Einbezug der Sammlung im Rahmen seines Masterseminars *Kurztexte im Funktionswandel – Von der spätmittelalterlichen Kurzerzählung zur barocken Zeitungsmeldung* an der Universität Wien (WS 2017).

transportierten Botschaften durch die Quellentexte wird sogar eine Verengung der Textbotschaften behauptet. Die Art und Weise, wie Kirchhof mit seinen Quellen umgeht, kommt zu unterschiedlichen Ergebnissen, was daran liegt, dass Kirchhof dabei uneinheitlich verfährt; mal bleibt der Kompilator nahe an der übernommenen Fassung, mal dient sie ihm lediglich als Orientierung. Bemerkenswert ist, dass der moralisierende und unterweisende Impetus der Sammlung zwar überwiegend von der Forschung erkannt wurde, die Einordnung in Überblickswerken aber tendenziell im Rahmen unterhaltender Schwanksammlungen erfolgt; die Nähe zu barocken, polyhistorischen Kompilationen wird dabei nur selten hergestellt. Zentral ist die Einschätzung, dass der *Wendunmuth* eine Annäherung der bereitgestellten Kleinprosa-Genera vollzieht, wobei der Fabeltypus als Leitform fungiert. Auch die Infragestellung der sammlungsinternen ‚Gültigkeit‘ der aufgegebenen Epimythia bildet einen Gedanken, der festzuhalten ist.

1.2.3. Programmatik – *Pluralisierung und Autorität*

Der theoretische Unterbau zur Annäherung an den *Wendunmuth* folgt der Programmatik eines bereits abgeschlossenen Sonderforschungsbereichs. In der Regel entwickelt ein solcher Rahmen kein im engeren Sinn durchkonstruiertes Theoriegebäude für das verbundorientierte Vorhaben oder richtet sich nach einem derartigen aus. Vielmehr wird dabei, dem Anspruch auf interdisziplinäre Grundlagenforschung geschuldet, mithilfe heuristischer Ansätze operiert.⁸⁴ Durch die demonstrative Entschlossenheit, „neue Wege einzuschlagen, eine kreative Risikofreude zu entfalten“⁸⁵, sollen Projekte dieses Forschungsrahmens zu einträglichen Ergebnissen führen, wobei der Fokus auf Synergismen der wissenschaftlichen Disziplinen zu liegen hat.⁸⁶ Gerade beim Einsatz heuristischer Methoden muss der konkrete Weg der

⁸⁴ Dass der Begriff der Heuristik dabei im besten Sinn Verwendung findet und nicht etwa auf unfreiwillige Mangelhaftigkeit referiert, davon zeugt sein positiver Gebrauch in offiziellen Aussendungen des herangezogenen SFB 573, etwa im Exposé zur Abschlusstagung des Sonderforschungsbereichs, <http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/abschlusstagung/index.html> (01.05.2020).

⁸⁵ Entnommen einem Interview mit Matthias Kleiner, dem damaligen Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, aus dem Jubiläumsheft *40 Jahre Sonderforschungsbereich* als Beilage der *duz* (das unabhängige Hochschulmagazin), September 2008, S. 4–5, hier 5, <https://www.duz-special.de/media/baf43cd48414beeb49d9c0f10c201bffd160028/d076821ed38a0f3f1e642d7e4251c81da0f2e073.pdf> (01.05.2020).

⁸⁶ Um die vielschichtige Relevanz eines solchen Förderprogrammes immer wieder zu überprüfen, legt die DFG u.a. Monitoring-Berichte mit Daten und Fakten offen.

Anwendung zu jedem Zeitpunkt nachvollziehbar sein. So wird dem möglichen Vorwurf eines salopp formulierten ‚anythings goes‘ durch eine klare Bestimmung des leitenden Paradigmas entgegengewirkt und die angestrebte Effizienz im eingeschlagenen Weg sichtbar gemacht.

Der abgeschlossene Sonderforschungsbereich 573 *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert)* (Projektlaufzeit 2001–2011), auf dessen Programmatik sich diese Ausführungen zu Kirchhofs *Wendunmuth* stützen, liefert trotz seiner stattlichen Anzahl an Publikationen eine gut überschaubare Menge an Beiträgen, die sich als Schlüsseltexte der theoretischen Ausrichtung erkennen lassen. Diese Texte bemühen sich verstärkt, eine Beschreibungsleistung zum programmatischen Grundgerüst zu liefern, dieses aber auch wiederholt selbstkritisch zu hinterfragen. In der Regel sind es die Vorworte und Hinführungen zu den Beitragsbänden, fallweise können aber auch ‚reguläre‘ Abhandlungen durch ihre theoretischen Überlegungen aufschlussreich sein.⁸⁷ Als unumgänglich erweist sich die formulierte Einführung zum Forschungsprojekt, die auf der Homepage zum Sonderforschungsbereichs⁸⁸ wie auch paraphrasiert im Vorwort zum Beitragsband *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*⁸⁹ zu finden ist. Aufschlussreich sind jene Informationen, die die Homepage zu den einzelnen Projektbereichen zur Verfügung stellt – sie bieten einen Blick auf die eingeschlagenen Wege. Konkret wurden drei Schlagrichtungen verfolgt: (A) Ambivalenzen gelehrter Diskurse, (B) Ordnungen des Wissens, (C) Pragmatisierung der Autorität. Der allgemein gehaltene Duktus dieser Gliederung bestätigt ein Abzielen auf überfachliche Anwendbarkeit, in deren weitem Spektrum Analogien gezogen werden können. Das halbjährlich publizierte Mitteilungsorgan des Projektes⁹⁰ informiert zusätzlich über das schrittweise Geleistete und erleichtert so eine nachträgliche Beschäftigung mit der Programmatik.

⁸⁷ Als Beispiel dient Gerhard Regn: *Autorisierung*. In: *Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität*. Hrsg. von Wulf Oesterreicher, Münster 2003 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 1), S. 119–122.

⁸⁸ Vgl. <http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/einfuehrung.html> (01.05.2020).

⁸⁹ Jan-Dirk Müller: *Zu diesem Band*. In: *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; New York 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21). S. V–XIV, hier V–VII.

⁹⁰ *Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit“*. In: *H-Soz-Kult*, 31.10.2011, www.hsozkult.de/journals/id/zeitschriften-393 (01.05.2020).

Die Frühe Neuzeit wird von Forschenden unterschiedlicher Disziplinen als ein groß anberaumter Zeitraum verhandelt, in dem dynamisch zu denkende Pluralisierungsvorgänge formgebend und richtungsweisend auftreten. Ausgegangen wird von einer „Komplexitätssteigerung sozialer und kognitiver Ordnungsmuster“⁹¹, die in verschiedenen Bereichen der gedachten Welt wie auch der Lebensrealität der Menschen ihren Niederschlag findet. Die reformatorischen Lehren in Konkurrenz zur etablierten katholischen Konfession, ein sich festsetzender wie ausdifferenzierender Buchmarkt auf der Grundlage des entwickelten Buchdrucks, das reüssierende kopernikanische Weltbild im Gegensatz zum bewährten ptolemäischen Äquivalent wie auch die nautische Erweiterung der bis dahin bekannten Welt bilden die großen Beispiele auf der Makroebene. Die Beiträge des herangezogenen Sonderforschungsbereichs zeigen ebenso Pluralisierungsphänomene auf der Mikroebene an und fokussieren sogar darauf: Der Gebrauch von Metaphern in frühneuzeitlichen Enzyklopädien oder die Beschaffenheit frühneuzeitlicher Tabellenwerke bilden dabei exemplarische Felder der Reflexion.⁹²

Der Programmatik folgend, greift der Leitbegriff der Pluralisierung aber zu kurz, um einen angemessenen Verständnishorizont für frühneuzeitliche Phänomene sicherzustellen. Komplementiert wird der Begriff der Pluralisierung daher von jenem der Autorität. In der Komplexitätssteigerung, die einem Pluralisierungsvorgang immanent ist, wird ein dynamischer Prozess erkennbar. Dieser zeichnet sich in der Regel keineswegs durch Geradlinigkeit aus, sondern ist als ein Weg voller Wendungen und Korrekturen zu begreifen. Die Autorität soll in diesem Zusammenhang „Differenz-, Kontingenz- und Komplexitätsbewältigung“ betreiben – sie wirkt einem „Autorisierungsnotstand“⁹³ entgegen. Dabei besteht kein opponierendes Verhältnis zwischen den beiden Leitbegriffen bzw. ihren Implikationen (nicht etwa „Innovation und

⁹¹ Gerhard Regn, *Autorisierung*, S. 119.

⁹² Martin Schierbaum: *Metaphern als Integrationsmedien für heterogenes Wissen in den Enzyklopädien der Frühen Neuzeit – Mylaeus, Zwinger, Zara*; außerdem Benjamin Steiner: *Akkumulation und Reduktion. Der Umgang mit Pluralisierung historischen Wissens in frühneuzeitlichen Tabellenwerken*. Beide in: *Pluralisierungen*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], S. 203–234, 235–254.

⁹³ Florian Mühlegger: *Autorisierungsversuche in Hugo Grotius' *Defensio fidei catholicae de satisfactione Christi**. In: *Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität*, S. 175–186, hier 176–178.

Beharrung“)⁹⁴; vielmehr sind sie als voneinander abhängige Größen zu verstehen.⁹⁵ Mit der Aufnahme des Autoritätsbegriffs wird ein Schritt weg von etablierten Wegen der Beschäftigung mit der Frühen Neuzeit gemacht, die sich mit Schlagwörtern wie „Dialogisierung“, „Konfessionalisierung“, „Individualisierung“, „Rationalisierung“, „Sozialdisziplinierung“ usw.“ über Fachgrenzen hinweg verankert haben. Ohne deren Wert und Aussagekraft schmälern zu wollen, legt die Programmatik von *Pluralisierung und Autorität* eine stärkere Betonung darauf, historische Prozesse nicht im Sinne einer zielgerichteten Geraden zu zeichnen, sondern sie in ihrer verschlungenen Entwicklung wiederzugeben.⁹⁶

Florian Mehlretter macht darauf aufmerksam, dass die Korrelation der beiden Leitbegriffe in unterschiedlicher Weise zu denken sei: Neben einer Bestimmung von Autorität, die auf eine Komplexitätssteigerung reagiert (wie auch der Möglichkeit eines Pluralisierungsvorganges, der als eine Folge von Autoritätssetzung auftritt) kann diese auch selbst als pluralisierendes Element fungieren – gegeben ist eine „Pluralisierung von Autorität“.⁹⁷ Als Beispiel für letztes ist in Bezug auf diese Ausführungen der Ausbau sowie die Ausdifferenzierung der Paratexttypen in frühneuzeitlichen Buchpublikationen zu nennen. Es handelt sich dabei um unterschiedlich agierende, begleitende Texte innerhalb eines Buchproduktes, die das Werk als Kanäle der (Selbst-)Autorisierung entscheidend stützen sollen.

⁹⁴ Zu finden auf <http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/einfuehrung.html> (01.05.2020). Die Tradition leitender Begriffspaare zeichnet Theodor Verweyen knapp anhand der „kunst- und literaturtheoretischen Diskussion“ vergangener Jahrzehnte nach, bringt dichotome Ansätze wie „Kanon und Lizenz“, „Monologizität und Dialogizität“ oder „autoritäres Wort und Karnevalisierung“ zur Sprache, bevor er auf Pluralisierung und Autorität eingeht, hier vor allem der Frage folgend, ob die Literatur um 1600 gegen antike Autoritäten auftrete (vgl. Theodor Verweyen: *Pluralisierung und Autorität an der Schwelle zur Literaturrevolution um 1600*. In: *Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin 2007 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 11), S. 361–396, hier 365).

⁹⁵ Vgl. Cornel Zwieler: *Pluralisierung und Autorität. Tentative Überlegungen zur Herkunft des Ansatzes und zum Vergleich mit gängigen Großzählungen*. In: *Pluralisierungen*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], S. 3–30, hier 15.

⁹⁶ Vgl. Jan-Dirk Müller, Zu diesem Band, IX.

⁹⁷ Vgl. Florian Mehlretter: *Questione della lingua, questione della stile. Zur Diachronie von Pluralisierung und Autorität in der frühneuzeitlichen Sprach- und Dichtungsreflexion*. In: *Pluralisierungen*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], S. 31–52, hier vor allem 31f. Mehlretter versucht das gedachte Schema einer mehrphasigen, kausalen Abfolge im weiteren Beitrag zugunsten einer synchronen Bezüglichkeit zwischen Pluralisierungs- und Autoritätsphänomenen zu modifizieren, die eine Mikrodialektik gewährleisten soll.

Das Konzept von *Pluralisierung und Autorität* geht keineswegs von erratischen Zeitblöcken aus, bei denen eine gehandelte Makroepoche wie ‚das Mittelalter‘ mittels Trennlinie von ‚der Frühen Neuzeit‘ separiert werden könnte. Die Sinnerfassung menschlichen Daseins, gelebte Alltagsbewältigung, optionale Formen künstlerscher Veräußerung – all das erweist sich zu jeder Zeit als zu komplex, um befriedigende Grenzziehungen anhand gewählter Kriterien vornehmen zu können. Spuren frühneuzeitlicher Epochen-Signa sind vielfach bereits im späten Mittelalter wahrnehmbar, differenzieren sich aber erst etwas später aus oder treten schließlich dominant in Erscheinung.⁹⁸ Peter Burke kommentiert passend dazu: „Wie so oft in der Geschichte ist es erhellender, Veränderung als etwas Relatives und nicht Absolutes zu betrachten, eher von *mehr oder weniger* zu sprechen als von *Präsenz oder Absenz*.“⁹⁹ Zur Abgrenzungsproblematik etablierter historischer Epochen meint Ernst Pitz:

„Wir lösen [...] die Universalbegriffe Mittelalter und Neuzeit in eine Reihe weiterer Universalien auf und bestimmen deren Inhalt in einer Art von Wesensschau, von der jeder empirisch arbeitende Historiker weiß, daß sie eigentlich nur falsche, nämlich tausend Ausnahmen erleidende Aussagen ermöglicht. [...] Nur ein grundsätzlich unabschließbares, beständiges Hin- und Hergehen zwischen Wesensschau und empirischer Detailforschung macht es möglich, über Allgemeinbegriffe wie Mittelalter und Neuzeit vernünftig und argumentierend zu reden.“¹⁰⁰

Gerade im ‚offenen‘ Programm von *Pluralisierung und Autorität* mit seinen unterscheidbaren leitbegrifflichen Bezüglichkeiten kann eine Chance liegen, Phänomene freizulegen, ohne dabei in ein erstarrtes Blockdenken auf der Zeitleiste zu geraten.

An einem denkgeschichtlichen Anschluss des aufgestellten Ansatzes versucht sich Cornel Zwielerlein: Potenzielle Einflüsse werden aufgespürt und Abgrenzungen vollzogen,

⁹⁸ Vgl. Günter Vogler: Europas Aufbruch in die Neuzeit. 1500–1650, Stuttgart 2003 (=Handbuch der Geschichte Europas, Bd. 5), S. 26.

⁹⁹ Peter Burke: Wörter machen Leute. Gesellschaft und Sprachen im Europa der frühen Neuzeit, Berlin 2006, S. 179.

¹⁰⁰ Ernst Pitz: Auf der Suche nach dem Beginn der Neuzeit. In: Wege in die Neuzeit. Hrsg. von Thomas Cramer, München 1988 (=Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, Bd. 8), S. 9–26, hier 14f.

was eine „historiographische Standortbestimmung“ möglich macht.¹⁰¹ Zwierlein streift dabei die „geschichtsphilosophische[n] Dialektiken“ Carl Schmitts und Reinhart Kosellecks, aus denen er eine essenzielle Kritik an teleologischen Denkmustern der Geschichte übernommen sieht.¹⁰² Die dynamische Komponente, die der Begriff der *Pluralisierung* mit sich bringt, sieht er hingegen an Überlegungen aus der soziologischen Disziplin angelehnt, wobei er etwa auf Elisabeth Beck-Gernsheims vergleichsweise junge Ideen zu lebensweltlichen Pluralisierungstendenzen verweist oder überhaupt den ansteigenden Einsatz dieses Begriffs in sozialwissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahrzehnte aufzeigt.¹⁰³ Das Programm spricht sich explizit gegen eine teleologische Sicht auf die Geschichte aus, die den behandelten Zeitraum – im Besonderen die Bewegung des Humanismus – als eine bloße Vorstufe („Protoaufklärung“) einer plural gedachten Moderne versteht.¹⁰⁴ Im Sichtbarmachen von Ambivalenzen und schwierigen Bemühungen des Ordnunghaltens soll der Eindruck einer sich linear vollziehenden Geschichte des Fortschritts in Frage gestellt werden. Das Augenmerk liegt auf einem ‚Arrangieren‘ mit dem Vorliegenden – mit aufbrechenden Wissensordnungen und einem Zusammentreffen an Weltausschnitten in unterschiedlichsten Lebensbereichen.¹⁰⁵ Das Programm folgt dabei keiner geschichtsphilosophischen Ausrichtung, die weite dialektische Bögen schlägt; vielmehr bewegt man sich im Bereich einer „Mikrodialektik“.¹⁰⁶

In der unterschiedlichen Bezüglichkeit der beiden Leitbegriffe liegt eine Stärke dieser heuristischen Herangehensweise. Dem vorgebrachten Einwand, der Forschende würde sich in der Anlehnung an die Programmatik in einem „Korsett übergeordneter Fragestellungen und Methoden“ wiederfinden, „dem sich sein konkretes

¹⁰¹ Vgl. Cornel Zwierlein, *Pluralisierung und Autorität*, S. 3.

¹⁰² Vgl. ebda., S. 4–8; Carl Schmitt: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*. Nachdr. der Erstaug. 1938, Köln 1982; Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt/Main ¹¹2010.

¹⁰³ Vgl. ebda., S. 9–13, speziell 11f.; Elisabeth Beck-Gernsheim: *Individualisierungstheorie. Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne*. In: *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie*, Frankfurt/Main 1993, S. 125–146.

¹⁰⁴ Vgl. die Beschreibung von Projektbereich A (Ambivalenzen des Gelehrten Diskurses) auf der Projekt-Homepage, <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/projekte/a/a.html> (01.05.2020).

¹⁰⁵ Vgl. ebda., S. 24.

¹⁰⁶ Vgl. ebda., S. 16.

Forschungsinteresse zuweilen nur mit einigem Aufwand einpassen [lasse]“,¹⁰⁷ ist nur im Fall einer inadäquaten Kombination aus Gegenstand und Programmatik zuzustimmen. Aus der weit gefassten Programmatik selbst ergibt sich bei einem passend gewählten Forschungsobjekt aber keine korsettbedingte Zwangslage. Vielmehr können die gefassten Leitbegriffe als zielführende Wegmarken dienen, die eine Beliebigkeit der Route verhindern, nicht aber das eigentliche Ziel verstellen. Ein potenzieller Kritikpunkt am Programm liegt in der unterschiedlichen Beschaffenheit der Begriffe und ihrer Implikationen: Einem dynamisch ausgerichteten Vorgang der Pluralisierung¹⁰⁸ steht mit dem Begriff der Autorität¹⁰⁹ eine statische Größe gegenüber. Im Vorwort des Forschungsbandes *Pluralisierungen* wird der Versuch unternommen, die Gefahr von Inkompatibilität zu entkräften; Autorität sei ihrerseits als ein Resultat von Autorisierung zu denken, womit wiederum ein dynamischer Prozess mitlaufe.¹¹⁰ Spricht man von Autorität, so darf weder der Weg zu ihrer Geltungskraft, noch das von ihr ausgehende Potenzial zur Autorisierung ausgeklammert werden. Wird bestehende Autorität angezapft, so findet Autorisierung statt. Die Wahl des statischen Begriffs im Projekttitel – entgegen dem dynamischen Terminus der Autorisierung – ist aus einer strategisch-ostentativen Motivation erklärbar. In der Projektbeschreibung ist zu lesen: „Die Verbindung des Begriffs der Dynamik mit einem der Statik hat zum Ziel, die teleologischen Implikationen bestehender Forschungsparadigmen wie Modernisierung zu vermeiden.“¹¹¹ Um also einem teleologischen Bild von Geschichte den Riegel vorzuschieben, wird ein statischer Begriff in den Vordergrund gerückt, der dem Phantasma eines linearen, stets zielgerichteten Fortschritts entgegenwirken soll.

Wie ertragreich sich das Programm von *Pluralisierung und Autorität* für die Forschung erweist, davon zeugen die zahlreichen Publikationen in den Aktivitäten des Sonderforschungsbereichs. Vereinzelt treten Beiträge auf, die sich auch dem Buchtypus der Schwanksammlungen annähern und damit den Weg dieser Ausführungen bestärkt haben. Stellvertretend soll eine Abhandlung von Frieder von Ammon und Michael

¹⁰⁷ Vgl. Robert Seidel: Rezension zu *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*. In: H-Soz-Kult, 12.1.2011, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-15184> (01.05.2020).

¹⁰⁸ Das Suffix „-ierung“ betont einen Vorgang auch sprachlich im Besonderen.

¹⁰⁹ Hier ist das Suffix „-(i)tät“ charakteristisch für die Referenz auf einen Zustand.

¹¹⁰ Vgl. Jan-Dirk Müller, Zu diesem Band, Vlf.

¹¹¹ <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/5484562?context=projekt&task=showDetail&id=5484562> (01.05.2020).

Waltenberger genannt werden, in der Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* sowie Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*¹¹² dahingehend ‚angetestet‘ wurden.¹¹³ Die drastisch steigende Frequenz an Buchpublikationen am Markt wird als Pluralisierungsphänomen hervorgehoben; die „Legitimierung“¹¹⁴ der spezifischen Produkte vor allem durch die Paratexte – die Beschäftigung mit dem *Wendunmuth* wird das bestätigen – legt Strategien offen, die sich auch aus der Konkurrenz am Buchmarkt erklären lassen. In der Missachtung der überschriftlichen Gliederungsversuche durch die Textbotschaften erkennen von Ammon und Waltenberger das Sichtbarwerden nur mehr schwer zu ordnender Inhalte als Ausdruck „eine[r] massive[n] epistemische[n] Verunsicherung“ an.¹¹⁵ Für das *Nachtbüchlein* wird die Pluralität des Inhalts nicht über die jeweilige Überschrift verhandelt; vielmehr zeigt sie sich „als gerade angemessene Form eines spezifisch frühneuzeitlichen Erfahrungswissens von der Kontingenz des Glückswechsels“, das „nicht mehr auf die Einheit einer durch Bücherwissen verbürgten ‚objektiven‘ Ordnung verweise, sondern auf die durch Erfahrungswissen beglaubigte irreduzible Kontingenz des Weltgeschehens“.¹¹⁶

1.2.4. Methodische Vorgehensweise

1.2.4.1. Paratextuelle Perspektive

Eine zentrale Anforderung bei der Beforschung des *Wendunmuth* liegt in der Durchsicht, der Beschreibung wie auch der Einschätzung der vorgefundenen Paratexte. Lässt sich *ein* Pluralisierungsvorgang an der Gestaltung frühneuzeitlicher Bücher (verglichen mit den Charakteristika früherer Jahrhunderte) mit einiger Sicherheit benennen, dann ist es jener des erweiterten Spektrums an Begleit- und Gliederungstexten und ihrer schärferen Abgrenzbarkeit zueinander.¹¹⁷ Der geläufige Kanon an Paratexten (Titel,

¹¹² Valentin Schumann: *Nachtbüchlein*. Hrsg. von Johannes Bolte, Tübingen 1893 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 197).

¹¹³ Frieder von Ammon; Michael Waltenberger: Wimmeln und Wuchern. Pluralisierungs-Phänomene in Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* und Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*. In: Pluralisierungen. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], S. 273–302.

¹¹⁴ Ebda., S. 274.

¹¹⁵ Vgl. ebda., S. 284.

¹¹⁶ Ebda., S. 292, 298.

¹¹⁷ In diesen Ausführungen wird nicht behauptet, dass zwischen Text und Paratext kein integrales Verhältnis bestünde. Auch die Kritik von Michael R. Ott, der Paratext im Sinne Genettes wäre vor dem

Impressum, Überschriften etc.) wird bei der heutigen Buchlektüre als etwas Selbstverständliches wahrgenommen. Sein obligatorisch gewordener Einsatz – buchgeschichtlich betrachtet ein längerer Entwicklungsprozess – ist verantwortlich dafür, dass das paratextuelle Potenzial weitgehend unterschätzt wird, wobei sich gewisse Begleittexte überhaupt dem Bewusstsein der Rezipierenden entziehen können. Gerade als Werkzeuge der „Beeinflussung und Manipulation“¹¹⁸ – diplomatischer ausgedrückt der Leserlenkung – sollten die Paratexte in ihrer gewachsenen Rolle wahrgenommen und durch die Forschung reflektiert werden.¹¹⁹ Ihre spezielle Eignung zur Autorisierung des Buchproduktes sowie darin ausgedrückter Positionen rechtfertigt einen bewussten Umgang damit allemal. In der vorliegenden Arbeit werden die Elemente des Titelblattes (Titel inkl. Verfasserangabe, Motto, Impressum), das Widmungsvorwort, in den Textsektor integrierte Begleittexte wie Zwischenüberschriften, Druckmarginalien, Kolumnentitel und Kustoden beleuchtet sowie das abschließende Register miteinbezogen. Der Blick richtet sich dabei vor allem auf die Textsammlung als Ganzes – als frühneuzeitliche Buchpublikation –, wengleich hergestellte Zusammenhänge zwischen den Paratexten wie auch zwischen Paratexten und Kerntexten von ihrer Relevanz für die Ausführungen abhängig gemacht werden.¹²⁰ Kein eigener Behandlungspunkt kommt genuinen Aspekten der Typographie zu (etwa der Wahl der Schriftarten), die in paratextuellen Diskussionen durchaus Thema sein können und eine gedachte Grenze zwischen Text und Paratext nahezu auflösen.¹²¹ Zwar fließen typographische Fakten zum Werk ein (runde Klammern), da sich diese Ausführungen aber nicht ausschließlich den Paratexten widmen, findet eine weitere Vertiefung nicht statt.

18. Jahrhundert gar nicht zu finden, ist ernstgenommen, auch wenn dieser Argumentation hier nicht gefolgt werden kann, vgl. Michael R. Ott: Die Erfindung des Paratextes – Überlegungen zur frühneuzeitlichen Textualität, https://www.academia.edu/6886607/Die_Erfindung_des_Paratextes_Überlegungen_zur_frühneuzeitlichen_Textualität (01.05.2020).

¹¹⁸ Gérard Genette: Paratexte, Frankfurt/Main; New York 1992, S. 390.

¹¹⁹ Auf eine noch nicht ausreichend vollzogene Konzeptionalisierung des Phänomens *Paratext* durch die Forschung wird hingewiesen bei Georg Stanitzek: Buch: Medium und Form – in paratexttheoretischer Perspektive. In: Buchwissenschaft in Deutschland. Bd. 1: Theorie und Forschung, Berlin; New York 2010, S. 157–200.

¹²⁰ Es gäbe hier unzählige Bezüglichkeiten herzustellen. Jene, die besonders wichtig für die Anlage der Sammlung zu sein scheinen, wurden hier in den Blick genommen.

¹²¹ Vgl.: Georg Stanitzek, Buch: Medium und Form – in paratexttheoretischer Perspektive, S. 160f.

Die Erweiterung des paratextuellen Spektrums entspricht einer Pluralisierung von Autorität und damit einem frühneuzeitlichen Weg, Buchpublikationen autorisierend zu stützen. Nicht nur in Büchern vertretene Positionen verlangen nach solchen Strategien, sondern ebenso die Publikationen selbst, abhängig von den Spielregeln eines nun kommerziell ausgerichteten Marktes. Die unterschiedlichen Spielarten der Paratexte bieten sich als „Instrument[e] der Anpassung“¹²² hervorragend dafür an, um die Kerntexte zu kreieren und die Rezipierenden in gewünschte Bahnen zu lenken. Dabei werden metafiktionale Techniken zur Anwendung gebracht, wovon besonders der Texttypus des Vorwortes Gebrauch macht. Die Rezipierenden erhalten den Eindruck, einen aufbereiteten, gangbaren Weg durch das Werk vor sich zu haben.

1.2.4.2. Perspektive interner Textvernetzung

Als signifikant erweisen sich die Textkoppelungen der Sammlung. Der *Wendunmuth* zeigt eine auffällig starke Tendenz zur internen Vernetzung, die sich besonders über die Einzeltextüberschriften ausdrückt, ebenso aber durch die Prosatexte und ihre Epimythia zur Anwendung kommt. Darüber hinaus sorgt die konsequent vollzogene Gliederung durch Ordnungsnummern nicht nur für eine klare Unterscheidbarkeit der Texte, sondern lässt diese durch ihre fortlaufende Nummerierung auch einen klar definierten Ort im Werk einnehmen. Der Kompilator setzt sich den Anspruch, eine große Zahl an Texten aufzubereiten, die sich quellen- und gattungstechnisch, stofflich wie motivisch als heterogen erweist; die Nebentitel der Bücher kündigen nicht umsonst Fazetien, Historien, Fabeln und andere Textsorten aus der Feder früherer und aktueller Verfasser an.

Diese vielgesichtige Menge an Texten legt Ordnungsstrategien nahe, von denen die interne Vernetzung hervorsticht. Findet eine Verklammerung zwischen den aufgegebenen Texten statt, so ist von einer Strategie der Selbstautorisierung auszugehen. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Textabfolge im *Wendunmuth* aufmerksam gemacht werden; heterogenen Textsammlungen kann auf den ersten Blick

¹²² Gérard Genette, Paratexte, S. 389.

ein zielloses Wuchern an Texten bzw. eine Willkür in ihrer Aufnahme und Platzierung nachgesagt werden. Es besteht jedoch der Verdacht, dass mit dem *Wendunmuth* zwar kein strikt durchkomponiertes Ganzes vorliegt, es aber falsch wäre, die Kompilation als ein ‚Kraut-und-Rüben‘-Konvolut misszuverstehen.

1.2.4.3. Perspektive der Epimythia

Ein weiteres Charakteristikum der Sammlung liegt im obligatorischen Aufgebot der Epimythia. Es handelt sich dabei um moralisierende Grundsätze, Textdeutungen und Handlungsanweisungen, die den Prosatexten nachgestellt sind, wobei gerne auch ein Promythion bei der Einkesselung der Kerntexte aushilft. Das Epimythion bildet für sich gesehen keineswegs ein genuin frühneuzeitliches Textphänomen – bekannt ist es vor allem als Bestandteil der Textsorte Fabel –, doch erregt hier sein exzessiver Einsatz bei Textgattungen Aufmerksamkeit, die für gewöhnlich kaum damit in Verbindung stehen. Der vorgebrachte Schluss einer ‚Leitgattung Fabel‘ für die Sammlung bildet Grund genug, das obligatorisch eingesetzte Epimythion in seiner tatsächlichen Funktion für den *Wendunmuth* unter die Lupe zu nehmen. In der Durchsicht der Epimythia spielt die Bezugnahme zu den Prosatexten eine zentrale Rolle, die sich in unterschiedlicher Form präsentiert; von einer ausschließlichen Bestätigung bzw. Bestärkung der Kerntextbotschaft kann dabei keine Rede sein. Gerade da, wo das autorisierende Potenzial der angehängten Moral zur diskursiven Parteinahme angezapft werden kann, kann die Stringenz im Rahmen der Sammlung zur Disposition stehen. Auch die einem Plan folgende sprachliche Realisierung der Epimythia, die sich nicht nur als ästhetisches Phänomen begreifen lässt, trägt zu ihrer Funktion im Rahmen des Sammlungsgefüges bei. Vorausgeschickt werden kann ebenfalls eine aufgebaute Spannung zwischen dem Werktitel, der (zumindest vordergründig) alles andere als moralisierendes Schriftum ahnen lässt, und einer exzessiv vorgebrachten Unterweisung durch die Versmoral.

1.2.4.4. Perspektive der Diskurse: Fallbeispiele von Pluralisierung

Neben einer eher sammlungsorganisatorischen Perspektive (Paratexte, sammlungsinterne Vernetzung) sowie dem gesonderten Blick auf den markanten

Einsatz der Epimythia müssen auch dezidiert thematische Aspekte aufgerollt werden, die den Rezipierenden bereitgestellt werden. Diese lassen sich vor allem über die Prosatexte und Epimythia aufspüren und bewerten. Ausgehend vom programmatischen Ansatz von *Pluralisierung und Autorität* wurde der Entschluss gefasst, zwei Diskurse der Zeit auf ihren Niederschlag in den Texten des *Wendunmuth* zu untersuchen. Es handelt sich dabei um Weltzugänge, die im 16. Jahrhundert eine wahrnehmbare Modifikation erfahren, optionale Ansätze liefern und damit potenzielle Polemik mit sich bringen. Die augenscheinlichste Streitfrage im Hinblick auf *Pluralisierung und Autorität* würde die Verhandlung der christlichen Konfessionen liefern. Da hierzu bereits ausreichende Befunde vorliegen, die der Sammlung eine klare Positionierung zugunsten des Luthertums, aber noch stärker *entgegen dem Katholizismus* bescheinigen – eine friedliche Koexistenz der Konfessionen scheint im Werk keinen Platz zu haben –, wäre ein erneuter Fokus darauf kaum sinnvoll.¹²³ Da sich die Konfessionsfrage ohnehin wie ein roter Faden durch die Sammlung zieht und in so viele Themenfelder hineinspielt, bleibt sie auch im Rahmen dieser Ausführungen mehr als nur präsent.

Der erste gewählte Diskurs dringt in die ‚Struktur‘ der Gesellschaft selbst ein, reflektiert ihre gedachte metaphysische Ordnung sowie die damit eng verbundene Frage nach (horizontaler wie vertikaler) sozialer Mobilität. Eine gottgemachte Gliederung in Stände wie auch die Verortung des Einzelnen darin bestimmen den *Wendunmuth*, wobei das protestantische Berufsethos durch die Texte schimmert. Kirchhof bringt dabei frühneuzeitliche Gedanken zur Thematik aufs Tapét, die sich mit althergebrachten Schemata vermengen. Gerade hier wird der Begriff der Pluralisierung schlagend, werden Strategien der Autorisierung angewandt.

Der *Wendunmuth* hält weiters Spuren einer lauter werdenden Diskussion über den Wert und das Anwendungsspektrum der deutschen Volkssprache bereit, die zwangsläufig auch die skriptorale Dominanzstellung der ‚Hauptsprache‘ Latein berührt. Für die Sammlung liegt eine Ausgangslage vor, in der zwei Ebenen voneinander zu

¹²³ Erwähnenswert ist, dass auch im Rahmen des reformatorischen Spektrums Spielformen abseits des Luthertums Kritik ausgesetzt sind: So spricht bei WU I,II,117 *Von der Múnsterischen vnnd Widertáuffer Sect / von jhrem vrsprung / Lehr / Auffrúhr / vnnd wúrgen...* bereits der Titel Bände – auch handelt es sich dabei um einen der längsten Texte der Sammlung. Der blutige katholische Zug gegen die Waldenser wird hingegen als ein grausamer, verwerflicher Akt beschrieben (WU I,II,118 *Verfolgung der Papisten gegen die Merindolaner / Anno 1545*) – aber auch hier lässt der Text keinen Zweifel daran aufkommen, dass die einzige ‚Wahrheit‘ im Luthertum liege.

separieren sind: Zum einen muss auf die sprachliche Beschaffenheit des Werkes – nicht im Sinne einer linguistischen Analyse, aber des Ermitteln und Aufzeigens einer gattungstechnisch breit aufgestellten Volkssprache – eingegangen werden, zum anderen stehen zahlreiche metasprachliche Gedanken und Beschreibungen im Fokus der Aufmerksamkeit.

2. Paratexte

2.1. Paratextuelle Ausstattung

Zunächst ist festzuhalten, welche Paratexttypen der *Wendunmuth* aufwendet.¹²⁴ Quantitative Angaben und weitere grundlegende Informationen werden in aller Kürze eingebracht, sofern sie zur besseren Nachvollziehbarkeit der begleittextlichen Gegebenheiten beitragen. Die Darstellung erfolgt entsprechend ihrer Abfolge in den publizierten Erstaussgaben, sofern eine solche klar festzumachen ist.

Für jedes der sieben Bücher¹²⁵ ist ein Titelblatt gegeben. Darauf befinden sich der Werkstitel, angelegt als Haupt- und Nebentitel, der Name des Kompilators – fakultativ mit knapper Personalangabe –, ein Titelblattmotto sowie der abschließende Druckabschnitt mit den wichtigsten Herkunftsangaben. Während der Haupttitel über die Bücher hinweg im Wesentlichen gleichlautet¹²⁶ – ein trivial wirkender, aber nicht unwesentlicher Punkt –, unterscheiden sich die Nebentitel in Nuancen. Die Mottos variieren buchbezogen, wobei die Bücher V–VII auf die gleiche externe Textstelle zurückgreifen. Das Impressum folgt – seiner Charakteristik entsprechend buchangepasst – den Umständen von Drucker, Druckort und Verleger (fakultativ). Dem Titelblatt ist ein auktoriales Widmungsvorwort nachgestellt, das sich in Nuancen unterschiedlich gestaltet und mit der Realisierung in Buch VI sogar ein eigenes Epimythion in Versform aufweist. Das Vorwort umfasst im Durchschnitt knapp über vier Druckseiten, wobei Buch I quantitativ mit acht Seiten weit nach oben ausschert. Ein in Hermann Oesterleys Edition von 1869 wiederaufgegriffenes allographes Vorwort für Buch I ist ebenfalls vorhanden. Es wurde vom Verleger der Ausgabe von 1581 gezeichnet und ersetzt das

¹²⁴ Wie in der Einführung bereits angesprochen, werden hier nur die augenscheinlichen Begleittexte gesondert in den Blick genommen, nicht aber jene textuellen Phänomene, die in einer weiter gefassten paratextuellen Definition enthalten wären – etwa Fragen der Trägermaterialität, der Schriftart etc., demnach jene Aspekte, die Franz Eybl im Phänomen der Typotopographie mitverhandelt sieht (Franz Eybl: Typotopographie. Stelle und Stellvertretung in Buch, Bibliothek und Gelehrtenrepublik. In: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. Hrsg. von Hartmut Böhme, Stuttgart 2005 (=Germanistische Symposien Berichtsbände 27), S. 224–243). Diese Einschränkung ist aus Gründen der ohnehin vielfältigen Blickpunkte in dieser Arbeit vorgenommen, nicht aber aus einer Leugnung der ausgesparten Phänomene als paratextuell relevant.

¹²⁵ Der Begriff des Buches wird in diesen Ausführungen anstelle der sonst eher gebräuchlichen Verwendung des ‚Band‘-Begriffs verwendet, da der *Wendunmuth* selbst diese Bezeichnung führt.

¹²⁶ ‚Quasi‘ meint hier die leicht unterschiedliche Schreibweise in den Erstdrucken der einzelnen Bücher.

sonst gegebene autographe Vorwort.¹²⁷ Der danach einsetzende Textsektor ist im Regelfall durch fortlaufende Ordnungszahlen und Überschriften der Einzeltexte untergliedert.¹²⁸ Ein gänzlich ‚unbegleiteter‘ Text ist in dieser Sammlung nicht zu finden. Den Ordnungszahlen folgend, fallen auf jedes Buch im Durchschnitt 298 Texte und nur geringfügig weniger Einzeltextüberschriften, wobei Buch I mit 550 Ordnungsnummern klar nach oben ausschlägt. Zusätzlich weist Buch I eine Abschnittsgliederung inklusive zweier Zwischentitel auf, was auf die übrigen Bücher nicht zutrifft. Innerhalb des Textsektors sind die Druckseiten von einem lebenden Kolummentitel am Kopf der Seite begleitet, der sich buchangepasst unterscheidet und eine durchgängige, randständige Seitenpaginierung mit sich bringt. Nur Buch I nimmt eine Blatzzählung vor, rückt also bloß alle zwei Seiten um einen Zählwert weiter. Auf den Druckseiten befinden sich neben den Einzeltexten fakultative Druck-Marginalien – Buch I ausgenommen. Dafür hält Buch I das marginal gesetzte Sonderzeichen der Index-Hand bereit, um die Fazetientexte Heinrich Bebels als solche auszuweisen. An den Fußstegen aller Bücher sind Kustoden angebracht, einteilbar in systematisch angeordnete Bogensignaturen und Reklamanten. Das jeweilige Register beschließt die Bücher und korrespondiert mit den Textüberschriften. Im Durchschnitt beträgt die Länge des Verzeichnisses knapp über zehn Seiten. Die Registeranlage erfolgt bei Buch I gemäß der Abfolge der Texte, während in den übrigen Büchern das Alphabet als ordnendes Prinzip herhält – ausgerichtet nach den Textüberschriften. Buch II fällt insofern aus der Reihe, als das Register *vor* dem Textsektor auftritt, nicht wie in den übrigen Büchern danach.

Additum: Buch I liefert ein weiteres paratextuelles Element nach dem Register. Der verantwortliche Buchdrucker Georg Rab entschuldigt sich für etwaige Fehler in der Orthographie und begründet sie mit dem Zeitdruck, der sich aus der anstehenden Buchmesse ergeben habe. Die Rezipierenden werden um Nachsicht gebeten und aufgefordert, festgestellte Fehler nach Möglichkeit selbst zu korrigieren.

¹²⁷ Oesterley gibt fälschlicherweise an, das Verlegervorwort sei einer (nicht vorhandenen) Ausgabe von 1598 entsprungen – ein für lange Zeit tradierter Irrtum.

¹²⁸ Dass eine Abgrenzung zwischen Text und Paratext auch beim *Wendunmuth* nicht durchgängig zu ziehen ist, zeigt sich wiederholt. Hier wird kurz darauf hingewiesen, dass die Widmungsvorreden unter Umständen schon der Ordnungsnummer „1.“ entsprechen, diese rein formal also bereits als Teil des Textsektors fungieren.

Unterm Strich erweist sich der Textsektor buchräumlich als horizontal und vertikal durch Paratexte abgesteckt. Bereitgestellt werden ausweisende, gliedernde, aber auch kommentierende Elemente, die den Rezeptionsakt begleiten und lenken sollen. Der *Wendunmuth* setzt dabei vielfach auf bereits in der mittelalterlichen Buchpraxis angewandte Paratexttypen (Vorwort, Kolummentitel, Marginalien, Kustoden, Register), fügt aber auch jüngere Formen der Begleitung hinzu (Haupt- und Nebentitel, textgelöste Verfasserangabe, Impressum). Hervorzuheben ist der Einsatz der Mottos, der alles andere als selbstverständlich ist und den *Wendunmuth* buchgeschichtlich in Richtung Zukunft weisen lässt. Dass mit Buch I ein nun bereits als fehlend empfundener Paratexttypus der Frühen Neuzeit (Corrigenda) durch eine mitgedruckte Notiz des Druckers aufgewogen wird, spricht bereits ohne Lupenblick für veränderte Rahmenbedingungen. Auch das späte allographe Vorwort ersetzt die Stimme des Verfassers durch die des Verlegers und lenkt die Aufmerksamkeit auf die organisierte, arbeitsteilige Verfasstheit des frühneuzeitlichen Feldes von Buchherstellung und -Distribution.

2.2. Titelblatt

Das Titelblatt lässt sich als ein fakultativer Bestandteil des Buchmediums ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden. Im Rahmen der spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Pluralisierung der Paratexte trägt es maßgeblich zur Erweiterung des begleittextlichen Spektrums bei. Über die darauffolgenden Jahrzehnte entwickelt es sich in seiner Anlage und seinem Erscheinungsbild weiter und setzt sich als obligatorischer Bestandteil von Buchpublikationen (wie auch Flugschriften) fest. Das Titelblatt bildet eine formale Autorität in der frühneuzeitlichen Gestalt des Buches; weist ein gedrucktes Seitenkonvolut kein solches auf, so wird es nicht mehr als ein vollständiges Werk wahrgenommen.

Grundsätzlich liefert das Titelblatt jene Basis-Informationen, die auch heute für eine Sachtitelerschließung unerlässlich sind. Es speist sich buchgeschichtlich aus dem mittelalterlichen Incipit (der sprachlichen Formel am Texteingang) und beendet die Anwendung des Kolophons, das als Explicit das Werk mit Informationen – ähnlich dem späteren Impressum – geschlossen hat. Gewisse Informationen zum Werk (Titel,

Verfassernamen) treten zwingend an diesem Ort auf und werden so bereits am Beginn der Werkchronologie an die Rezipierenden weitergegeben. Formal betrachtet wird eine ‚Adresse ausgestellt‘ und damit eine eindeutige Identifizierbarkeit am Buchmarkt ermöglicht.¹²⁹ Neben dieser Funktion kommt der werbende Aspekt ins Spiel. Das Titelblatt bildet in der Frühen Neuzeit den vorrangigen Anknüpfungspunkt optischer Wahrnehmung (eye-catcher), bevor ihm der illustrierte Schutzumschlag oder der Einband selbst diese Funktion abnehmen. Es fungiert als ein essenzieller Programmpunkt der Inszenierung des Buchproduktes,¹³⁰ ein Aspekt, der für die heutige Zeit kaum mehr zutrifft: „Was heute Anzeigen und Besprechungen, die Waschzettel der Verleger, Umschläge usw. für die Verbreitung des Buches leisten, musste seinerzeit das Titelblatt bewerkstelligen.“¹³¹ Das Potenzial des Titelblattes zur Vorteilnahme am größeren werdenden Markt kann trotz aller Typik von Produkt zu Produkt variieren. Seine werbende Funktion macht die Fülle an sprachlicher und bildlicher Information darauf nachvollziehbar. Alles, was an diesem bevorzugten Ort des Buches vermittelt wird, bildet im Idealfall eine gangbare Brücke zwischen potenziell Kaufenden/Rezipierenden und dem Buchobjekt selbst – das Interesse für den weiteren Gehalt wird geweckt. Ausgedrückt wird die (sprachliche) Informationsfülle durch eine spezifische Syntax, die in der historischen Sprachforschung zur Behauptung einer genuinen frühneuzeitlichen Titelblattsprache geführt hat.¹³² Das Angebot an vermittelten Informationen durch Titelblätter der Zeit präsentiert sich als recht einheitlich, was eine übergreifende, schematische Darstellung von „inhaltlich-funktionale[n] Abschnitte[n]“ in der Titelblattforschung ermöglicht.¹³³

Zu den Titelblättern der *Wendunmuth*-Erstausgaben: Die vermittelte Information setzt sich überwiegend aus sprachlichen Zeichen zusammen, während auf die Möglichkeit einer komplementären illustrativen Ausgestaltung im größeren Stil

¹²⁹ Vgl. Michael Giesecke: Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt/Main 1991, S. 420.

¹³⁰ Dass sich das Titelblatt als falsches Versprechen erweisen kann, darauf spielt der englischsprachige Phraseologismus *don't judge a book by its cover* an. Er wirkt als Appell, sich nicht von Äußerlichkeiten blenden zu lassen, sondern Urteile erst nach genauer Prüfung vorzunehmen.

¹³¹ Dietmar Strauch, Margarete Rehm: Lexikon Buch, Bibliothek Neue Medien, München ²2007, S. 422.

¹³² Ursula Götz, Anne Gessing [u.a.]: Die Syntax von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin; Boston 2017 (=Lingua Historica Germanica 17), S. 330.

¹³³ Ebda., S. 47–62.

verzichtet wird.¹³⁴ Die bereitgestellte Information lässt sich in einen Titel (verbunden mit einer Verfasserangabe), ein Motto und ein Impressum unterteilen. In dieser vollzogenen Gliederung entspricht der *Wendunmuth* der Typik der Zeit.¹³⁵ Während dem berühmten Inkunabel-Titelblatt von Sebastian Brandts *Narrenschiff* eine „Verständnisvorgabe“ für den folgenden Inhalt bescheinigt wird,¹³⁶ trifft diese Einschätzung auf den *Wendunmuth* nur mit Vorbehalt zu – die bereitgestellte Information zielt in eine andere Richtung. Nichtsdestotrotz bilden die Titelblätter einen Einstieg, ohne den die Kompilation in ihrer Eigeninszenierung deutlich ärmer wäre.

Die typographische Gestaltung lässt folgende Aussagen zu: Zeittypisch wird mit unterschiedlichen Schriftgrößen und Schriftarten gearbeitet, wobei der Erstdruck von Buch I zusätzlich mehrere Farben ins Spiel bringt. Die Bücher VI und VII weisen ein schlicht stilisiertes, trennendes Ornament zwischen dem Motto und dem Impressum auf. Sie schärfen damit im Wesentlichen die räumliche Trennung zwischen der inhaltsbezogenen Hauptgruppe (oberhalb des Ornaments) und dem Druckabschnitt als Untergruppe (unterhalb des Ornaments). Eine simple graphisch ausgestaltete Trennung ist im späteren 16. Jahrhundert bereits gängiges Mittel, ihre Platzierung am Fuß der Seite Usus. Der in den Büchern VI und VII auftretende Trennstrich zwischen dem Abschnitt der Orts-, Drucker-/Verlegerangaben und dem abschließenden Druckjahr ist ebenfalls häufig zu beobachten.¹³⁷ Typographische Spielarten dieser Art verhelfen dem Titelblatt zu einem strukturierten und ansprechenden Erscheinungsbild und zielen auf die Gunst der potenziell Kaufenden und Rezipierenden ab; sie wirken in erster Linie werbend. In zweiter Linie entspricht die hergestellte Differenz einer gelenkten Gradation der

¹³⁴ Immerhin werden die sprachlichen Zeichen in einer typisch frühneuzeitlichen Weise durch die Anordnung, die Schriftgröße und Schriftfarbe ansprechend gestaltet; es wäre aufgrund dieser typotopographischen Realisierung unscharf, von einer kompletten illustrativen Absenz zu sprechen. Die Bücher VI und VII weisen darüber hinaus zwischen dem Motto und dem Impressum einen schlicht stilisierten, trennenden Balken – eine Vignette – auf. In Folge-Editionen erhält die illustrative Komponente dann mehr Raum: So zeigt die Ausgabe von 1581 (Buch I) etwa einen großflächig illustrierten Posaunenengel mit zwei Blasrohren in seinem Mund.

¹³⁵ Die Folgekapitel sind entsprechend der Reihenfolge auf dem Titelblatt angeordnet (von oben nach unten vorgehend) und nehmen die einzelnen paratextuellen Elemente in den Blick, bevor das Titelblatt in Richtung Widmungsvorwort verlassen wird.

¹³⁶ Joachim Theisen: Sebastian Brandt, Dr. Griff und Petrarca auf dem Mont Ventoux. Das Titelblatt als Verständnissvorgabe des *Narrenschiffs*. In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Bd. 90(1996), Heft 1, S. 62–75.

¹³⁷ Vgl. Marko Neumann: Formelhafte Strukturen im Druckabschnitt von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Künstlich und lustig zu zerichten. Frühneuhochdeutsch in Drucken des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Hrsg. von Ursula Götz [u.a.], Wien 2016, S. 45–74, hier 55.

enthaltenen Informationen:¹³⁸ Dabei geht es um die Feststellung, welche Informationssegmente der Druckseite durch vergleichsweise größere, stilistisch exponierte bzw. andersfarbige Lettern in den Vordergrund gerückt werden bzw. welche dahinter zurückbleiben. Der Haupttitel, die Anzahl der enthaltenen Texte wie auch der Verfassernamen treten dabei in der Letterngröße hervor. Ebenfalls ist das Auftreten einer angehängten Moral hervorgehoben (exklusive Buch I). Diese Informationssegmente spielen allesamt in jene buchgeschichtliche Tendenz hinein, die mit dem Schlagwort der De-Auratisierung zu charakterisieren ist: Das Werk trägt einen Titel, der Verfasser ist beim Namen genannt, die Anzahl der Texte ist beachtlich, konnte aber arithmetisch erfasst und ausgewiesen werden. Buch I hebt genau diese Segmente durch rote Schrift hervor – mit der Ausnahme des Haupttitels –, färbt dafür aber den Druckort ein. Der Hinweis auf die angehängte Moral erhält insofern besondere Aufmerksamkeit, als er überwiegend an den Beginn eines eigenen Absatzes gestellt wird. Damit wird unterstrichen, dass die Texte nicht unkommentiert auf die Rezipierenden ‚losgelassen‘ werden, sondern eine Einbettung in moralbetonte *Loci communes* zu erwarten ist. Die Eigenleistung des Kompilators an den bereitgestellten Texten wird betont; sie geht über das bloße Sammeln und Übersetzen bereits bestehender Texte hinaus.

Das Titelblatt versucht sich in seiner typographischen Ausgestaltung zum einen als eye-catcher, während zum anderen Informationen mittels Gradation hervorgehoben werden, die das Werk als bestimm- und greifbar ausweisen. Den potenziell Kaufenden und Rezipierenden wird bei der Entscheidungsfindung somit keine kryptische, unbezwingbare (wenngleich stattliche) Textmasse in Aussicht gestellt; vielmehr präsentiert sich diese auf unterschiedliche Weise ‚gebändigt‘.

Bevor die Schilderung der einzelnen Elemente ihre Bedeutung für das Werk zeigt, wird ein knappes, kontrastierendes Beispiel vorangestellt, um das Bewusstsein für den Wert der *Wendunmuth*-Titelblätter ex ante zu stärken. Aus vergleichstechnisch naheliegenden Gründen bietet sich eine Schwanksammlung des 15. Jahrhunderts an, die ohne ein ausgereiftes Titelblatt auskommen muss – die anonym verfasste, bereits in

¹³⁸ Vgl. dazu Erich Kleinschmidt: Gradationen der Autorschaft. Zu einer Theorie paratextueller Intensität. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hrsg. von Frieder von Ammon [u.a.], Berlin 2008 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 15), S. 1–18, hier 7ff.

gedruckter Form vorliegende *Mensa philosophica*¹³⁹. Bevor die Sammlung durch eine Inhaltsangabe eröffnet wird, lassen sich auf den Seiten davor lediglich knappe handschriftliche Einträge ausmachen. Weder werden darin einschlägige Informationen zum Werk bereitgestellt, noch kann das Konvolut typographisch in irgendeiner Form Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Im Gegensatz zu einem formal ausgereiften Titelblatt des 16. Jahrhunderts finden sich hier keinerlei Spuren, die dem Werk auf Anhieb Autorität verleihen könnten: Die einsamen Notizen haben etwas Verlorenes, Notgedrungenes an sich und sind im Sinne der Inszenierung noch nicht auf einer Stufe mit dem Produkt, das sie ankündigen: ein gedrucktes Werk der einsetzenden Frühen Neuzeit. Erfolgt eine erste, grundlegende Orientierung bei der *Mensa philosophica* über das Inhaltsverzeichnis, so ist den Büchern des *Wendunmuth* bereits einiges vorausgeschaltet: eine Identifizierung am Markt, das optische Generieren von Aufmerksamkeit wie auch eine gewisse Ahnung davon, was im Werk zu erwarten sei.

2.2.1. Haupttitel – „Wendvnmuth“

2.2.1.1. Hinführung

Der Titel eines Werkes steht in einem unmittelbaren metatextuellen Zusammenhang mit dem bezeichneten Werk. Er ist integraler Bestandteil davon, kann stellvertretend für das Signifikat aufscheinen und schickt limitierte Zuschreibungen des Erwartbaren voraus.¹⁴⁰ Im Gegensatz zur stark eingeschränkten Titelvergabe in mittelalterlichen Texten und Textsammlungen – diese ist überwiegend nicht vorhanden – richtet man sich zur Entstehungszeit des *Wendunmuth* bereits auf eine differenzierte Kenntlichmachung von Werktiteln aus. Gilt die werbende Funktion für das Titelblatt im Allgemeinen, dann für den Haupttitel im Besonderen. Bestärkt durch die paradigmatische Relation von Titel

¹³⁹ *Mensa philosophica*, Antwerpen 1487.

¹⁴⁰ Im Unterschied zum Titel gilt der Eigenname als ein kontingentes Kennzeichnungsmittel, das keine unmittelbaren Informationen zum Träger preisgibt. Auch der Titel kann kryptisch gestaltet sein, das Signifikat unterminieren oder womöglich nonsense abliefern – selbst dann bleibt die Erwartung eines hergestellten Sinnzusammenhanges bestehen. So meldet sich auch der *Wendunmuth* im Vorwort von Buch I zu Wort, wenn im Rahmen einer knappen Reflexion zur Titelwahl ein sprachliches Bild bemüht wird, wonach der „Stall wie das Vieh zůseyen sich gezimmet“.

und Werk, in der das Banner als Eigenname für alles Folgende steht,¹⁴¹ liegt in der optimierten Titelwahl großes Potenzial für das Produkt – es wird konkurrenzfähig.

In den sieben Büchern der Kompilation überragt der Begriff „Wendvnmuth“¹⁴² die weiteren Informationen des Titelblattes. Der Haupttitel fordert oder proklamiert die Beendigung der Melancholie/des Unlustempfindens. Der aktuell nicht mehr geläufige Terminus wird vom Grimm’schen Wörterbuch als „scherzhafter satzname“ linguistisch kategorisiert, wobei mit „wendunmütig“ sogar ein zeitweilig angewandtes Adjektiv bestanden hat. Der Begriff entspricht in der Ordnung der Satznamen einem zweigliedrigen Typus, da ein einfaches Verb mit einem artikellosen Substantiv (Akk.) zusammengeführt wurde.¹⁴³ In der spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Literatur treten Satznamen mit Vorliebe zur Bezeichnung von Figuren der Erzählten Welt auf und tragen nicht selten zu ihrer humoristischen Färbung bei.¹⁴⁴ Im Fall des *Wendunmuth* erhält das Werk selbst eine solche Kennzeichnung und lässt damit erahnen, dass nicht einzelne Figuren im Fokus der Aufmerksamkeit stehen,¹⁴⁵ sondern die Sammlung selbst diesen für sich beansprucht. Als Einzelworttitel liegt der *Wendunmuth* weiters gut im Zeittrend und bildet als rhythmischer Dreisilber einen leicht memorierbaren Daktylus.

Der Haupttitel richtet sich in seiner imperativen Ausrichtung – synonym für den Satznamen werden nicht umsonst die Begriffe *Befehlsname* und *Imperativname* gebraucht – je nach Lesart an die Funktion der Sammlung (als behauptete Melancholievertreibung) oder direkt an die Rezipierenden, die ihre Gemütslage gefälligst zu bessern haben. Nun stellt die Sammlung tatsächlich humoreske Texte bereit; da sie aber ebenso Texte der Wissensvermittlung, polemische Anwürfe, schockierende Begebenheiten sowie eine dabei fast durchgängige moralische Note mit sich bringt, kann die Titelwahl als Lockmittel begriffen werden – sie ist Teil der

¹⁴¹ Vgl. Gerhard Tschauder: Überschrift und Text – Überschrift als Text. In: *Folia Linguistica* 25(2009), Heft 1–2, S. 295–318, hier 295f.

¹⁴² Auf den Titelblättern taucht er auch als „WendVnmuth“ (beginnend mit den Ausgaben von 1602) auf. Eine detaillierte Ausweisung der *Wendunmuth*-Drucke ist einzusehen bei Hans Wilhelm Kirchhof, *Kleine Schriften*, S. 245–265.

¹⁴³ Zu unterscheidbaren Typen vgl. Konrad Kunze: *dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet*, München ⁵2004, S. 152.

¹⁴⁴ Vgl. die gewählten Beispiele bei Albert Heintze: *Die Deutschen Familien-Namen. Geschichtlich, geographisch, sprachlich*. Hrsg. von Paul Cascorbi, Halle/S.; Berlin ⁷1933, S. 55ff.

¹⁴⁵ Die Sammlung hält auch in den Texten Satznamen bereit, etwa in WU VII,117 *Von Schmarotzen*, wo im Epimythion die attributiven Namen „Suchentrunk und Gernegast“ stellvertretend für tadelnswerte menschliche Eigenschaften genannt werden.

Werkinszenierung. Dass der Haupttitel bereits während des Entstehungsprozesses von Buch I geplant gewesen ist, darauf deutet seine auffällig häufige Nennung in den Texten selbst hin. Kirchhof dürfte sich der Wichtigkeit der Werkinszenierung, die entscheidend durch den gewählten Titel geprägt ist, bewusst gewesen sein. Die Kennzeichnung bezieht sich dabei zunächst lediglich auf Buch I, da zum Zeitpunkt der Erstellung nichts auf die Planung von Folgebüchern hindeutet.

Die Wahl eines deutschsprachigen Haupttitels liegt aufgrund der volkssprachlichen Texte nahe, bringt darüber hinaus aber auch einen Vorteil am Markt mit sich: In den Katalogen der großen Buchmessen wurden deutschsprachige Titel in Fraktur-Schrift (nicht wie die häufigen lateinischen Entsprechungen in Antiqua) angeführt,¹⁴⁶ was für sich gesehen bereits einer frühen typographischen Markierung entsprach. Dass die Titelwahl nicht nur auf die Rezipierenden Einfluss nimmt, sondern diese bereits als Teil des „Gesprächs“¹⁴⁷ in früheren Stadien der Distribution wichtig ist, mag auch hier eine Rolle gespielt haben. Obwohl der *Wendunmuth* bereits in Buch I den erhobenen moralischen Zeigefinger aufbietet – der Haupttitel lässt diesen Einschlag vordergründig nicht vermuten – so entfernt sich die Namensgebung vom Sammlungsinhalt in den Folgebüchern noch stärker. Der kommerzielle Erfolg von Buch I bot jedenfalls genug Anlass, die später zusammengetragenen und abgefassten Texte unter demselben Banner zu publizieren – auch Jahrzehnte nach dem Ersterscheinen von Buch I. Ein unternehmerisches Projekt ist mit einem derart vielversprechenden Titel (im Wortsinn) gut aufgestellt. Ob dieser dabei auf den Sammlungsinhalt bezogen stimmig gewählt wurde, spielt im Rahmen der genannten Funktion keine Rolle.¹⁴⁸

Die bloße Setzung eines Titels wirkt für das bezeichnete Werk kohärenzstiftend. Die Nennung des *Wendunmuth* findet geschickterweise auch in weiteren Abschnitten der Sammlung ihre Anwendung – den Widmungsvorworten, dem Kolummentitel und manchen der Texte. Der Anschein einer umfassenden Rahmung des Sammlungsinhaltes wird so bereits durch den Haupttitel erweckt, wobei Kirchhof hierfür noch weitere Möglichkeiten der internen Vernetzung beansprucht.

¹⁴⁶ Peter Weidhaas: Zur Geschichte der Frankfurter Buchmesse, Frankfurt/Main 2003, S. 46.

¹⁴⁷ Gérard Genette, Paratexte, S. 77.

¹⁴⁸ Vgl. ebda.

2.2.1.2. Der Haupttitel als Funktionsvermittler

Es liegt auf der Hand, dass mit der geforderten Beendigung des Unlustempfindens keine thematische Vorausschau erfolgt, sondern eine funktionale. Die proklamierte Funktion eines Werkes in den Titel zu packen, ist aus der Gattungstradition der Schwanksammlungen bekannt; die Fortsetzung dieser Praxis ist als konnotativer Akt zu werten – eine gebildete Synapse zur Schwanktradition dürfte von Kirchhof angestrebt worden sein. Ein Blick auf die einschlägigen Werke verdeutlicht diesen Ansatz: Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein*, Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*, Michael Lindeners *Rastbüchlein*¹⁴⁹ sowie sein *Wegkürzer*¹⁵⁰ – sie alle suggerieren durchwegs leichte, unverbindliche Kost und stehen einer ernsthaften Lektüre entgegen. Der aufgeworfene Titel des *Wendunmuth* reicht allerdings weiter als die genannten Beispiele: Während diese einheitlich die Ausrichtung ihrer Werke hervorkehren, indem sie unbeschwerte Rezeptionssituationen vor das geistige Auge führen, verzichtet Kirchhof auf eine zwischengeschaltete Verbildlichung. Darin liegt eine Steigerung der Aussageintensität; empfehlen sich die angesprochenen Werke noch vergleichsweise zurückhaltend durch einfach decodierbare Bilder, so nennt Kirchhof die Funktion der Melancholievertreibung unvermittelt beim Namen.¹⁵¹ Indem ein imperativischer Titel die Sammlung eröffnet, werden die Rezipierenden ohne Umschweife mitangesprochen und so an das Werk gebunden (man denke analog dazu an die noch heute gängige Bezeichnung der Buchgattung ‚Vademecum‘). Die postulierte Wirkung des Werkes – die Beendigung der Melancholie – wird auf diese Weise marktschreierisch nahegebracht; diese Möglichkeit soll dementsprechend genutzt werden. Da der Haupttitel unzweifelhaft für einen Prozess steht – gegen die Melancholie ist erstmal anzukämpfen –, liegt es nahe, den Rezeptionsvorgang selbst als Schlüssel zum Erfolg zu werten. Michael Giesecke spricht analog dazu von „Programme[n], die das Handeln und Erleben der Leser/Benutzer zielgerichtet zu verändern vermochten“.¹⁵² Dieser funktionale Anspruch wird am

¹⁴⁹ Michael Lindener: *Rastbüchlein und Katzipori*. Hrsg. von Franz Lichtenstein, Tübingen 1883 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 163–164).

¹⁵⁰ Martin Montanus: *Wegkürzer*. Ein sehr schön lustig vnd auß dermassen kurtzweilig Büchlin..., Straßburg 1557.

¹⁵¹ Das unmittelbare Ausrufen der Kurzweile geht mit Albrecht Classens Attribution einher, wenn er „den fast neckischen Titel *Wendunmuth*“ ins Treffen führt (Albrecht Classen, *Vom Maere zum Prosa-Schwank des 16. und 17. Jahrhunderts*, S. 306).

¹⁵² Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit*, S. 507.

erstmöglichen Anknüpfungspunkt der Sammlung ausgedrückt und so als zentrale Erwartung für den anstehenden Rezeptionsakt zielgerichtet bestimmt.

Knapp zusammengefasst lässt sich von einer Einbettung des Haupttitels in die Gattungstradition der gegenwärtigen Schwanksammlungen – proklamierte Kurzweile als Topos des Genres – sprechen; der Weg der Kompilation dorthin trägt durch die vorgenommene Entbildlichung allerdings eine eigenständige Note. Dieser pragmatische Ansatz korrespondiert mit dem in der *Wendunmuth*-Forschung anzutreffenden Gedanken, dass die vorangegangenen Schwanksammlungen unter den später erschienenen, umfangreicheren *Wendunmuth* – ähnlich einer Enzyklopädie – subsummiert worden wären. In der Unmittelbarkeit des gewählten Titels werden so am augenscheinlichsten Punkt der Kompilation keine Gefangenen gemacht; nur die Rezipierenden selbst werden eingespannt. Die wahrnehmbare Aufforderung an diese bringt die frühest mögliche Bindung eines anonymen Publikums an das Werk ins Spiel, das sich in einer (vor-)bestimmten Weise zu verhalten habe.

2.2.1.3. Der Haupttitel als geforderter Gemütszustand

Dass sich der Haupttitel in seinem Auftreten gegen die Melancholie nicht zwingend dem im Werk Gebotenen fügt, wurde bereits angedeutet. Eine behauptete Divergenz ist dann zutreffend, wenn man den gewählten Begriff isoliert anhand seiner wörtlichen Bedeutung interpretiert. Abseits einer augenscheinlichen Proklamation von Fröhlichkeit, die durch den Rezeptionsakt erwirkt werden soll, schwingt eine zusätzliche Bedeutungskomponente mit, die einen etwas weiter gefassten Blick einfordert: Dieser Aspekt ist im Kontext des gelehrten Melancholieverständnisses der Zeit zu suchen, nämlich dort, wo dem Menschentypus des Melancholikers ein Widerstreben gegen die göttliche Ordnung zugeschrieben wird. In diesem Zusammenhang meint Hartmut Böhme:

„Es sind dies Revolten gegen die göttliche Schöpfung, deren Schönheit und sinngesättigte Ordnung der Melancholiker zu verneinen scheint. Die bestehende theologische (und damit gesellschaftliche) Ordnung

erweist sich beim Melancholiker als wirkungslos. Er verkörpert das Temperament, an dem die verbindlichen Sinnangebote und Werte der Gesellschaft abprallen. Mit der Hartnäckigkeit seiner schwarzen Gesinnung, seinem ungläubig in die leere Ferne schweifenden Blick, mit der Düsternis seiner Gefühle stört er das Sinn- und Normengefüge der Kultur. Der Melancholiker ist Störenfried, weil er den gesellschaftlichen Konsens stört, er ist Sünder, weil an ihm der göttliche Kosmos zu zerbrechen scheint.“¹⁵³

Die ‚schwarze Gesinnung‘ des Melancholikers wird auch in den Texten des *Wendunmuth* expliziert, konkret im Epimythion von WU II,164 *Seltzame Fantasey eines Krancken*, wo es unter anderem heißt:

„Man sagt / daß die Melancoley /
Ein Gauckelsack des Teuffels sey.
Darumb schlag auß solch Fantasey
Durch Gottes Wort / so bistu Frey“.

Die Melancholie wird zum Bestandteil des teuflischen Inventars erklärt, das gezeichnete sprachliche Bild durch die Profession des illusionsstiftenden Gauklers komplettiert; die bereitwillige Aufnahme der Heiligen Schrift vertreibt hingegen alles Dubiose und versetzt den Menschen in den erwünschten Gemütszustand. Wie präsent der Gedanke einer göttlich geschaffenen Ordnung der Welt im *Wendunmuth* aufscheint, tritt in diesen Ausführungen noch öfter ans Licht. Gerade dieses Leitmotiv der Sammlung plausibilisiert den folgenden Gedanken zum Haupttitel: Zunächst kann der gewählte Begriff in seiner augenscheinlichen Bedeutung eine Erwartung von Leichtigkeit evozieren, die von den Texten der Sammlung ausgeht und damit eine Wirkung bei den Rezipierenden erzielen soll. Was der Haupttitel in Anbetracht des Melancholieverständnisses der Zeit darüber hinaus anbietet, ist als Chiffre für die geforderte Aufnahmewilligkeit der göttlich-legitimierten Ordnung zu verstehen, wie sie sich durch die Sammlung zu vermitteln versucht. Es ist davon auszugehen, dass der Titel mit der mitschwingenden Aufforderung an eine Gemüts Haltung fernab der Melancholie als nachdrückliche Bitte zur Offenheit gegenüber den bereitgestellten Sinnangeboten zu

¹⁵³ Hartmut Böhme: *Natur und Subjekt*, Frankfurt/Main 1988, S. 258.

verstehen ist. Eine melancholische Verfassung der Rezipierenden käme in diesem Denkmuster einer Verweigerung der im Werk enthaltenen Unterweisungen gleich.¹⁵⁴

Die frühneuzeitliche Erweiterung des paratextuellen Spektrums um den ausgewiesenen Werktitel ist zur Zeit der *Wendunmuth*-Erscheinung bereits Programm, vielmehr schon Notwendigkeit, um am Buchmarkt Gehör zu finden. Der gewählte Haupttitel dieser Kompilation erlaubt dem Werk, in eben diesen Markt einzutreten und seinen Wert in der optionalen Palette an Bucherscheinungen zu behaupten. In der hervorgebrachten Bestimmbarkeit, dem Aufbau eines Erwartungshorizontes potenzieller Käufer sowie der Anknüpfung und gleichzeitigen Überwindung der spezifischen Titelgebung schwänkischer Tradition können konkrete Maßnahmen der Selbstautorisierung des Werkes festgehalten werden. Vermittelte Leichtigkeit lockt dabei an der Oberfläche, während ein subtiler Wink an die allgemeine Aufnahmebereitschaft appelliert.

2.2.1.4. Der Haupttitel als Bezugstitel für weitere kulturelle Erzeugnisse

An dieser Stelle wird ein rezeptionsgeschichtlicher Befund zum *Wendunmuth* eingeschoben, den die bisherige Forschung nicht abgeliefert hat: Kirchhofs Sammlung wurde über die Jahrhunderte nicht nur als ein Lieferant für Texte, Stoffe, Motive etc. genutzt, sondern stand auch bei der Titelgebung weiterer kultureller Erzeugnisse Pate. Nun bringen Titelzitate ein besonderes intertextuelles Potenzial mit sich – erst recht dann, wenn die Übernahme eines vorhandenen Werktitels als Kennzeichnung eines weiteren Werkes erfolgt. Sie weisen einen ungefilterten, expliziten Bezug zum Referenzobjekt auf und können damit auf einfachem Weg „den Kontext des Prätextes in Erinnerung rufen“.¹⁵⁵ Daraus erhält die Auflistung der folgenden Werke ihre

¹⁵⁴ Dass das Verhältnis von Literatur und melancholischer Geisteshaltung durchaus vielschichtig sein kann, zeigt Martina Wagner-Egelhaaf vor allem anhand der Schriften von Karl Philipp Moritz, insbesondere dessen Roman *Anton Reiser*, in dem die „Flucht [des Protagonisten] in die Literatur ebensowohl als Grund wie als Folge seiner Melancholie“ zu verstehen ist (Martina Wagner-Egelhaaf: *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*, Stuttgart; Weimar 1997, S. 350).

¹⁵⁵ Vgl. Yvonne Dudzik: *Geschichten bereichern die Geschichte. Intertextualität als Untersuchungskategorie* in Uwe Johnsons Jahrestage, Göttingen 2016 (=Johnson-Studien, Bd. 13), S. 38.

Berechtigung als sinnvolle Ergänzung zu den bisherigen rezeptionsgeschichtlichen Befunden:

Namensgebend wirkt Kirchhofs *Wendunmuth* für mehr als eine Hand voll kultureller Erzeugnisse,¹⁵⁶ für die er nicht verantwortlich zeichnet. Zunächst gerät eine nur wenige Jahre nach den Büchern II–VII veröffentlichte Textkompilation ins Blickfeld: *Wend-Vnmuth / Oder Erneuerter Fünff-facher Hanns gukk in die Welt Oder Merks Matths...*¹⁵⁷ Hermann Oesterley sieht abgesehen von der Gleichheit des Haupttitels keine Verbindung zu Kirchhofs *Wendunmuth* gegeben.¹⁵⁸ Das ist insofern richtig, als man seine Aussage im Kontext der davor aufgezählten, tatsächlichen Ausgaben von Kirchhofs *Wendunmuth* versteht – in weiteren Bezugsfragen ist sie aber zu relativieren. Es scheint plausibel, dass der zeitlich so naheliegende Werktitel Kirchhofs entlehnt wurde, um den Bekanntheitsgrad der rezenten Sammlung für die eigene Publikation zu nutzen. Ein Blick auf das Titelblatt der Textsammlung verdeutlicht die ähnlich geschilderten Sammlungsfunktionen von Melancholievertreibung und Nützlichkeit. Auch hier ist eine Kompilation von Kleinprosatexten unterschiedlicher Quellen gegeben.

Ein weiteres Bezugswerk liegt mit einer Kompilation Louis Garons vor. Diese trägt zwar nicht den Titel *Wendunmuth*, fährt mit *Exilium melancholiae* aber die lateinische Entsprechung dazu auf. Auch hier sind über 2000 kleine Prosatexte gegeben, die sich heterogener Quellen bedienen; auch hier wird auf die Schädlichkeit der Melancholie hingewiesen. Das Vorwort wartet mit einer weiteren Analogie zu Kirchhofs Sammlung auf, indem exakt jener Bibelverweis angewandt wird, der dem Motto von Buch IV entspricht (*Buch der Sprichwörter 17,22*).¹⁵⁹

Beim nächsten Erzeugnis auf der Zeitleiste, das sich in seinem Titel auf den *Wendunmuth* stützt, handelt es sich um kein Buchprodukt, sondern eine Musikalie des Komponisten Johann M. Caesar. Der vollständige Titel – *Musikalischer Wend-Unmuth* –

¹⁵⁶ Weitere kulturelle Erzeugnisse mit diesem Namen sind nicht auszuschließen, konnten aber hier nicht ausfindig gemacht werden. Zur noch heute problematischen Frage des Urheberrechts betreffend den Schutz von Werktiteln vgl. die Ausführungen in Arnold Rothe: *Der literarische Titel. Funktion, Formen, Geschichte*, Frankfurt/Main 1986 (=Das Abendland, N.F. 16), S. 38ff.

¹⁵⁷ *Wend-Vnmuth / Oder Erneuerter Fünff-facher Hanns gukk in die Welt Oder Merks Matths...*, Kosmopoli 1610.

¹⁵⁸ Hermann Oesterley, *Beilagen des Herausgebers*, S. 8f.

¹⁵⁹ Louis Garon: *Exilium melancholiae. Das ist / Vnlust Vertreiber...*, Straßburg 1643. Auf die Titelanlehnung durch Louis Garon verweist bereits Peter Strohschneider, *Heilswunder und fauler Zauber*, S. 453.

kennzeichnet eines der Paradestücke der Quodlibet-Tradition, die als Vokalmusik realisiert ist. In einem Beitrag von Volker Mertens, der das musikalisch-satirische Werk von Johann Beer behandelt, fällt folgende Bemerkung:

„Der Bezug des Quodlibets zum literarischen ‚Entrelacement‘, der seriellen Verknüpfung von Episoden und Einzelgeschichten, wird in den Titeln der zeitgenössischen Sammlungen hervorgehoben: *Musicalisch-Türkischer Eulenspiegel* von Daniel Speer und *Musicalischer Wendunmuth* von Johann Melchior Caesar, beide aus dem Jahr 1688; letzteres bezieht sich auf eine beliebte Schwanksammlung.“¹⁶⁰

Der übernommene Titel lässt sich als eine bewusst gewählte, strukturelle Analogie zu Kirchhofs Sammlung begreifen. Eine strukturelle Analogie liegt in der geschaffenen Verbindung zwischen den ursprünglich autonomen Abschnitten durch die beiden Kompilationswerke. Aus dem Haupttitel per se kann diese Verfasstheit zwar nicht extrahiert werden, im Fall der Kenntnis des Sammlungsbaus lässt sich dieses Merkmal über den Titel aber durchaus assoziieren.

Ein weiteres literarisches Werk greift Kirchhofs Sammlungstitel im späten 18. Jahrhundert auf. Rudolf F. Magenau benennt eines seiner Schriftstücke schlicht mit *Wend-Unmuth*.¹⁶¹ Der Kompilations-Charakter kündigt sich bereits im erweiterten Titel an, die Vielfalt der Textsorten ebenso. Magenau ist wie Kirchhof überzeugter Protestant – er selbst ist lutherischer Pfarrer –, was seine Kenntnisse älteren protestantischen Schrifttums zwar nicht sicherstellt, sie aber plausibel werden lässt.

Ein deutlich jüngeres Werk mit dem Titel *Wendunmuth* bildet ein dreistrophiger, lyrischer Text von Otto J. Bierbaum. Das 1898 in der Kunst- und Literaturzeitschrift *Jugend*¹⁶² abgedruckte Gedicht fordert zur fröhlichen Stimmung und zum Vergessen der Sorgen auf. Nicht nur dieser ausgedrückte Anspruch, auch Bierbaums ausgewiesene

¹⁶⁰ Volker Mertens: Musik, Kritik und Satire bei Johann Beer. In: Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel. Hrsg. von Franz Eybl, Bern; Wien [u.a.] 2009, S. 147–168, hier 166.

¹⁶¹ Rudolf F. Magenau: *Wend-Unmuth, oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle*, Oehringen 1798.

¹⁶² Otto J. Bierbaum: *Jugend* – Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. Jg. 3(1898), Heft 26, S. 436.

Kenntnisse zur barocken Literatur – eines seiner Synonyme lautet nicht umsonst *Simplicissimus* – lassen eine Anlehnung an Kirchhofs Sammlung plausibel werden.

Das aktuellste kulturelle Erzeugnis, das sich mit dem Titel *Wendunmuth* schmückt, ist dem Schriftsteller und Journalisten Paul Ernst zugewiesen. In seiner 1920 erstpublizierten Ausgabe der Komödianten- und Spitzbubengeschichten¹⁶³ verwendet er den Satznamen als Haupttitel – in den weiteren Editionen verzichtet er darauf. Neben der humoristischen Note des Bandes bildet einmal mehr die Aneinanderreihung von Kleinprosatexten eine Analogie zu Kirchhofs Kompilation.

Anders als bei Titelübernahmen im Rahmen von Adaptionen großer literarischer Stoffe (*Faust-Stoff*, *Judith-Stoff* etc.) wird bei den genannten Beispielen nicht auf die Übernahme konkreter Settings oder Figuren hingewiesen. Die titelgleichen oder titelverwandten Werke weisen allesamt formale und/oder funktionale Analogien zu Kirchhofs *Wendunmuth* auf.¹⁶⁴ Es ist davon auszugehen, dass Kirchhofs Textsammlung – in der genannten Reihe das älteste und unbestritten bekannteste Erzeugnis – in literaturschaffenden Kreisen eine gewisse Bekanntheit über die Folgejahrhunderte halten konnte. Ein Verschwinden bis zur Neuauflage von Hermann Oesterley (1869) muss aber nicht nur aufgrund der belegten sprachlichen, stofflichen und motivischen Tradierung verneint werden; die hier ausgewiesene, wiederholte Titelübernahme bietet einen weiteren, bisher ausgesparten Punkt, der gegen ein solches Vergessen spricht. Von einer breiten Rezeption der Sammlung ist dabei aber nicht auszugehen.

Die Orientierung an Autoritäten des schwankhaften Erzählens wie auch die explizite Bezugnahme darauf ist kein Phänomen, das lediglich an Kirchhofs Werk zu beobachten ist. Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein* fand bereits in unmittelbarer zeitlicher Folge ausgewiesene Anleihen, sei es in Jakob Freys *Gartengesellschaft* (die das *Rollwagenbüchlein* in seinen Untertitel nahm) oder Martin Montanus' *Wegkürzer*, der sich als dessen Fortsetzung stilisierte.¹⁶⁵ Die Motivation dahinter ist eindeutig: Erfolgreiche Werke anzupapfen, sie mitunter sogar in den Titel zu holen, entspricht einer gängigen Vermarktungsstrategie. Ein leicht erkennbarer Konnex wird hergestellt, um

¹⁶³ Paul Ernst: *Wendunmuth. Komödianten- und Spitzbubengeschichten*, München 1920.

¹⁶⁴ Die angeführten Analogien bilden zwar keine Beweise für eine Bezugnahme auf Kirchhof, als weiterführende Indizien neben der Titelgleichheit/Titelähnlichkeit wirken sie aber plausibel.

¹⁶⁵ Vgl. Werner Wunderlich: Anhang. In: *Deutsche Schwankliteratur*. Bd. 1: Vom frühen Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert. Hrsg. von Werner Wunderlich, Frankfurt/Main 1992, S. 253–281, hier 278.

das eigene Produkt in die Liga der reüssierenden Bezugsobjekte zu befördern. Der wiederholt titelgebende *Wendunmuth* Kirchhofs konnte eine gewisse Autorität für kulturelle Erzeugnisse darstellen, die für Kummervertreibung einstanden und dabei überwiegend einer kompilatorischen Anlage folgten.

Ist die Verwendung des *Wendunmuth*-Titels beim zeitlich naheliegenden *Erneuerten Fünff-fachen Hanns gukk in die Welt* noch kommerziellen Überlegungen geschuldet, so treten spätere Werke wohl eher aus Anspielungslust¹⁶⁶ oder zur Schau gestellter Kenntnis dieser vorbarocken Sammlung in Beziehung. Keine Publikation in so weiter zeitlicher Entfernung hätte realistischerweise Kapital aus dieser Anknüpfung schlagen können.

2.2.2. Nebentitel

Im Gegensatz zum Haupttitel der Sammlung, der über die einzelnen Bücher hinweg keine relevante Modifikation erfährt, zeigt sich das darauffolgende Segment des Nebentitels in Teilen variabel. Hier wird vergleichsweise deutlich umrissen, was die Rezipierenden im vorliegenden Buch erwarten könne. In Kombination mit dem Widmungsvorwort werden Informationen vorweggenommen, die sich aktuell in einem Klappentext oder den werbenden Zeilen auf der Buchrückseite finden ließen. Der Nebentitel aus Buch II wird stellvertretend für die weiteren Varianten unter die Lupe genommen:

„Das Ander Buch /
Darinnen zweyhundert / vnd vierzehen höffliche /
züchtige / vnd ausserlesene Historien / Schimpffreden
vnd Gleichnuß begrieffen: Gezogen auß Alten vnd
jetzigen Scribenten: Eines theils auß dem Frantzösischen
vnd Italianischen verteutsch / soauch etlicher
warhaftiger vnd eigner erfahrung Geschichten. Mit
angehengten Morale, vnd Erklärung / Rithmis verfasst /
alles Lustig vnd Nützlich zu lesen: Erst new außgangen /
beschrieben vnd zusammen gebracht [...].“

¹⁶⁶ Freilich erreicht der *Wendunmuth* nie die Strahlkraft eines *Dekameron*s, das ungleich häufiger Niederschlag in späteren Werktiteln findet, vgl. dazu eine Auswahl bei Albrecht Classen, *Vom Maere zum Prosa-Schwank des 16. und 17. Jahrhunderts*, S. 316.

Bevor die aufgetragenen Zeilen zu einer groben, formal-inhaltlichen Bestimmung des Buches ansetzen, wird der vorliegende Band innerhalb des Reihengefüges positioniert. Musste der zunächst als Einzelband konzipierte *Wendunmuth* bei seinem Erscheinen 1563 noch nicht als Teil eines Gefüges bestimmt werden, so wird bereits Buch II als „Das Ander Buch“ ausgewiesen. Diese unscheinbare Angabe stellt von Beginn weg klar, dass überhaupt eine Reihe vorliegt; konkret wird das Buch als zweiter Teil daraus festgeschrieben.¹⁶⁷ Der Melancholie wird somit – dem Haupttitel folgend – gleich durch mehrere Veröffentlichungen Kirchhofs der Kampf angesagt.

Nach dieser klärenden Verortung liefert der Nebentitel Informationen zur formal-inhaltlichen Beschaffenheit der Sammlung, während stoffliche und motivische Angaben noch außen vor bleiben. Es werden drei Begriffe aufgeführt, die das Textspektrum der Sammlung umreißen sollen: Historien, Schimpfreden und Gleichnisse. Dabei handelt es sich nicht um definierte Gattungen im heutigen Sinn, sehr wohl aber dienen die Angaben einer groben Vorbereitung der Rezipierenden auf Textphänomene, die damit assoziierbar sind. Im seinerzeit überstrapazierten Begriff der Historie steckt zunächst alles und nichts, Fiktionales und Faktuales lässt sich damit in gleicher Weise ausdrücken.¹⁶⁸ Ohne Zweifel wird damit jedoch bestimmt, dass die Sammlung narrative Texte aufbietet.

Die Schimpfrede ist auf der Bedeutungsebene des Spottes zu verstehen, nicht so sehr einem beleidigenden Sich-Luft-Verschaffen, dem das Schimpfen in seiner heutigen Konnotation entsprechen würde. Im Wesentlichen wird damit die vordergründige Semantik des Haupttitels unterstrichen, da damit der unterhaltende Anstrich der Sammlung in den Fokus rückt; humoreske Schmähungen sind folglich zu erwarten.

Mit dem Gleichnis lässt der Kompilator wissen, dass die Rezipierenden es mit bildlichen Verfremdungsverfahren zu tun bekommen; wie auch die Widmungsvorreden verraten, liefert die Sammlung dazu selbst erläuternde Angebote, die eine eigenständige

¹⁶⁷ Den Rezipierenden jener Zeit ist bekannt, dass die Zuordnung „das Ander“ das zweite Segment einer Aufzählung bestimmt.

¹⁶⁸ Vgl. die umfangreiche Studie von Joachim Knappe: ‚Histoire‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext, Baden-Baden 1984 (=Saecula spiritalia 10). Ob die im selben Satz folgende Formulierung „soauch etlicher warhafftiger vnd eigner erfahrung Geschichten“ als Abgrenzung zu den weniger ‚wahrhaften‘ Texttypen zu sehen ist, hier also eine Unterscheidung von Fiktionalem und Faktuellem getroffen wird, ist schwer zu entscheiden.

Sinnerschließung während der Lektüre auf ein Minimum reduzieren sollen. Narrative Textrealisierungen, ein unterhaltender Anspruch sowie ein bildlich codierter Ernstsinn sind Erwartungen, die der Nebentitel weckt. Obwohl die vorgebrachten Termini weit gefasst sind, scheint es Kirchhof wichtig zu sein, eine Metaebene herzustellen, die der potenziellen Sorge um einen schwer greifbaren Textbestand entgegenwirken soll.

Die Texte werden noch weiter bestimmt, attributiv als höflich, züchtig und auserlesen angepriesen. Damit wird vorbereitet, was die darauffolgenden Widmungsvorreden explizieren: Zotenhaftes wird ausgespart, sichergestellt durch eine Vorselektion des Kompilators. So macht der Nebentitel ex negativo auf das Vorkommen unbotmäßiger Texte am Buchmarkt aufmerksam; die Befürchtung, der *Wendunmuth* könnte Anstößiges beinhalten, wird zerstreut, bevor ein Blick in den Textsektor dazu Aufschluss bietet. Obszönitäten treten in der Sammlung durchaus auf, eine zeittypische karnevaleske Körperlichkeit¹⁶⁹ wird durch den Nebentitel aber negiert. 214 Texte stünden dem Buch dafür zur Verfügung; diese für unser heutiges Titelverständnis irrelevante Angabe – gelegentlich lassen sich konzeptionell motivierte Titel mit wirksamen Zahlen finden, etwa *100 beste Backrezepte* – macht die Sammlung arithmetisch fassbar und suggeriert, sich in überschaubaren Grenzen zu bewegen; die Rezipierenden stehen damit „geschlossene[n] Zustandsräume[n]“¹⁷⁰ gegenüber. Nicht umsonst liefert das Widmungsvorwort von Buch V eine Aufzählung der gegebenen Gesamtzahlen an Texten in den bisherigen Büchern. Doch nicht nur die grundsätzliche Bestimmung der Quantität, auch die konkreten Zahlen sprechen eine klare Sprache und eröffnen zugleich ein Paradoxon: 2083 Texte spiegeln bei aller suggerierten Handlichkeit über die Arithmetik einen Überbietungsgestus gegenüber vergleichbaren Sammlungen wider.¹⁷¹

Die nächste bereitgestellte Information benennt pragmatisch die große Zeitspanne, aus der die angezapften Autoren und ihre Schriften stammen. Selbst wenn im Nebentitel von Buch II keine konkrete schriftliche Quelle genannt wird, so suggeriert die

¹⁶⁹ Vgl. dazu die literatur- und kulturtheoretischen Überlegungen von Michail Bachtin: *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*, München 1969 (=Reihe Hanser 31).

¹⁷⁰ Stefan Rieger, *Speichern/Merken*, S. 74f.

¹⁷¹ Zum Überbietungsdrang in der Frühen Neuzeit vgl. *Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620)*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; Boston 2011 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 27).

Dichotomie der „alten und ietzigē scribentē“ einen historisch umfassenden Pool an Texten. Im humanistisch geprägten 16. Jahrhundert wird mit der Bezeichnung der ‚alten Verfasser‘ ohne Zweifel auf die großen Gelehrten der Antike rekurriert, was sich durch die tatsächliche Textauswahl bestätigt. Die Nennung der ‚jüngeren Schreiber‘ spielt dagegen auf die hochgradig aktive Schreibaktivität in Kirhhofs Gegenwart an. Das noch ausständige Segment der Aufzählung ergänzt die schriftliche Fixierung eigener Erlebnisse des Kompilators, die sich neben übernommenen Quellen finden lassen.

Auch der Rest der bereitgestellten Informationen ist enumerativ realisiert; der Hinweis auf die Originalsprachen enthaltener Texte nennt das Französische und das Italienische.¹⁷² Selbst wenn damit keine vollständige Angabe vorliegt – es stammen viele der Quellentexte aus dem Lateinischen –, so wird bereits im 16. Jahrhundert vorgebracht, was auch das moderne Titelblatt oder seine Rückseite bereitzustellen hat: Angaben zur fallweise gegebenen Übersetzungstätigkeit. Weiters werden die Rezipierenden auf die Epimythia aufmerksam gemacht, wörtlich wiedergegeben in „Morale, vnd Erklärung“. Entscheidend ist die damit zum Ausdruck gebrachte Begleitung durch den Kompilator; die zur Verfügung gestellten Texte werden nicht unkommentiert gelassen, sondern erhalten eine lenkende Aufbereitung. Der Hinweis auf die rhythmische Ausrichtung der angehängten Moral ist wiederum ein Wink ex negativo auf die formale Beschaffenheit der Kerntexte, die in ungebundener Sprache realisiert sind. Das breitgetretene Horaz’sche Prinzip von *delectare* und *prodesse* findet seine Entsprechung in der Bestimmung „Lustig vnd Nützlich zu lesen“. Aber auch bei dieser Formulierung ist auf den Haupttitel zu verweisen, um klarzumachen, dass damit nicht nur Funktionen der gegebenen Texte angesprochen werden, sondern ebenso die aufnahmewillige Gemüthshaltung fern von melancholischem Widerstreben.

Die abschließende Auflistung dreier Arbeitsschritte („Erst new außgangen / beschrieben vnd zusammen gebracht“) erweist sich in ihrer Anordnung als trügerisch. Zunächst entsteht der Eindruck, eine gestürzte chronologische Reihenfolge vorzufinden: Auf die aktuelle Veräußerung der Texte, sei es mit dem abgeschlossenen Druckgang oder

¹⁷² Vgl. rezent Johannes K. Kipf: Jenseits des Decameron. Der romanisch-deutsche Literaturtransfer im ‚langen‘ 16. Jh. (bis 1620) am Beispiel der Kurzerzählensammlungen. In: *Romania und Germania. Kulturelle und literarische Austauschprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. von Bernd Bastert [u.a.], Wiesbaden 2019 (=Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 22(2018/2019), S. 436–455.

der Distribution, folgt die eigentliche Schreibe und endet im Zusammentragen der Texte. Eine genauere Betrachtung der typographischen Gegebenheiten schafft hier allerdings Klärung: Der chronologisch letzte Schritt der Veräußerung steht zwar an erster Stelle, doch bewahrt diese Platzierung vor einer falschen Annahme, die mit einem weiteren Segment des Titelblattes zu tun hat. So vollzieht der Nebentitel keine scharfe Trennung zur darauffolgenden Information, die den Verfasser nennt – ein durchaus übliches typographisches Merkmal der Titelblätter des 16. Jahrhunderts. Genau genommen ist die Verfasserangabe Teil der Nebentitelsyntax, wodurch Kirchhof auch die genannten Arbeitsschritte zugeschrieben werden („Durch Hanß Wilhelm Kirchoff“), aber eben nicht alle: Durch die geschilderte Stürzung der chronologischen Reihenfolge – der Veräußerungsprozess ist vor- und nicht nachgereiht – soll dem Eindruck entgegengewirkt werden, der Kompilator wäre auch für den Druck und die Distribution verantwortlich. Bestätigt wird dieser Verdacht durch einen Blick auf das Titelblatt von Buch I. Hier ist die Unterscheidung auch durch die Interpunktion verdeutlicht: Der Punkt anstatt des Kommas nach der Erwähnung der Veräußerung teilt die syntaktische Zugehörigkeit in zwei separate Einheiten. Band V schaltet überhaupt die Information zur Funktion des Buches dazwischen. Die gewonnene Erkenntnis der Nicht-Zugehörigkeit dieser Information zum Rest des Satzes (wiederum Buch II) stellt klar, dass der Fokus dieses Segments auf dem attributiven „Erst new“ liegen muss – bestätigt durch den Wortlaut aus Buch V, „vorhin niemals außgangen“, einer obligatorischen Titelblattphrase.¹⁷³ Aktualität und Druckfrische werden somit als entscheidende werbende Aspekte ins Spiel gebracht.

Konkrete Einbezüge von Autoritäten liefern die Nebentitel kaum. In allen Büchern der Sammlung erfolgt die namentliche Nennung des Kompilators, die darüber hinaus mit einer Angabe zur Person angereichert wird: Buch I weist eine solche Anreicherung nicht auf, was mit einer noch nicht vollzogenen gesellschaftlichen Nobilitierung Kirchhofs zu tun haben mag. Die weiteren Bücher klären über sein verwaltungstechnisches, im niederen Adel verortetes Amt auf, was im Wortlaut etwa als „deß Fürstlichen Hausses Spangenberg jetzigen Burggraffen“ aufscheint. Damit zapft das Titelblatt die gewonnene gesellschaftliche Autorität des Kompilators selbst an, konkret

¹⁷³ Vgl. Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit*, S. 432.

den gehobenen Status seines Amtes. Kirchhofs lehensrechtliche Verbindung zum Landesregenten, dessen zur Feste ausgebaute Residenz Spangenberg er verwalten durfte, wird zum Trumpf gemacht. Eine Autorität über den Kompilator hinaus liefert Buch I mit der Nennung des poeta laureatus Heinrich Bebel, dessen Fazetien in der Sammlung verstreut auftreten. Wie das Widmungsvorwort von Buch I wiedergibt, stellte die Übersetzung seiner Texte ins Deutsche den Ausgangspunkt des *Wendunmuth* dar. Von Bebel abgesehen, verzichten die Nebentitel aber auf konkrete Namen und belassen es bei der geschilderten Pauschalangabe, sich aus alten und neuen Quellen bedient zu haben.

Der *Wendunmuth* legt mit seinen Nebentiteln unterm Strich Strategien der Selbstautorisierung offen, die man als frühneuzeitliche De-Auratisierungsakte kultureller Erzeugnisse fassen kann: Der von Walter Benjamin ausgeführte Begriff der Aura steht für die Einmaligkeit des künstlerischen Objekts, das sich weder technisch reproduzieren lässt, noch aus einem metaphysischen Rahmen fällt und damit nahbar wird. Ein ‚entrückter Zauber‘ der Buchpublikation ist aufgrund des Buchdrucks und engmaschiger werdender Vertriebswege schon in der Frühen Neuzeit nicht mehr zu konstatieren – stattdessen werden die Produkte greif- und nahbarer. Angaben zur Herkunft der Texte, ihrer Zusammensetzung und Aufbereitung im Buchprodukt halten das Kompendium von ‚nebulösen‘ Gefilden fern; diesem wird ein Sitz in der irdischen, zunehmend rational gestalteten Welt zugewiesen. Sieht man sich die enumerativ realisierten Informationen durch den Nebentitel an, so erkennt man darin den Versuch, der Sammlung den Verdacht des Unbestimmten im Voraus zu nehmen. Die Benennung der Textanzahl, die Aufzählung (grober) Textsorten, angegebene Originalsprachen, die funktionale Ausrichtung der Sammlung, die Aktualität der Auflage; all das verortet den *Wendunmuth* im Hier und Jetzt und verdeutlicht ein Bemühen um Greifbarkeit. Die Tendenz zur De-Auratisierung von Buchpublikationen sollte nicht als ein kopflos stattfindendes Phänomen begriffen werden – etwas *Passierendes* –, sondern als eine ausgespielte Karte im Zuge selbstautorisierender Schritte; die Nebentitel des *Wendunmuth* sprechen für eine solche Auffassung.

Wird der *Wendunmuth* neben der Kategorisierung als Schwanksammlung auch mit dem weiter gefassten Behelfsbegriff der Buntschriftstellerei in Beziehung gebracht, so

fehlt der Sammlung das dafür wichtige Bekenntnis zum Chaotischen. Matthias Abeles populäre Barockkompilation *Vivat Unordnung*¹⁷⁴ stellt das unerhörte Prinzip ungeniert in den Werktitel, ebenso wie Abraham a Sancta Clara's *Heilsames Gemisch Gemasch*¹⁷⁵. Der *Wendunmuth* liefert eine solche Deklaration hingegen nicht – ein „süffisanter Umgang mit der Unordnung der Wissensfülle“¹⁷⁶ wird durch den Kompilator zu keiner Zeit laut. Bei aller Buntheit der bereitgestellten Prosagenera sowie einem Ausweichen vor strengen Ordnungsparadigmen wird versucht, chaotischen Eindrücken innerhalb des Werkes entgegenzuwirken – die Nebentitel verdeutlichen diese grundlegende Strategie.

2.2.3. Mottos

2.2.3.1. Hinführung

Das Motto konnte sich im Gegensatz zu anderen Paratexttypen (Titel, Verfasserangabe, Impressum, Seitenpaginierung) nie als ein obligatorischer Bestandteil in der Buchgestaltung festsetzen; sein Einsatz bleibt bis heute fakultativ. Diese Freiwilligkeit seines Gebrauchs stellt die Frage nach der Funktion im Einsatzfall nur noch eindringlicher. Mottos generieren ihr eigenes Spielfeld an Möglichkeiten, sich für das Werk einzubringen, wie Rainier Grutman unterstreicht: „There would have been, in other words, such a thing as a ‘poetics’ of the epigraph, a set of rules.“¹⁷⁷ Walter Rehm stellt anhand einer Rückschau klar, dass bereits gelehrte Lichtgestalten wie Novalis oder Søren Kierkegaard ihre Mottos im vollen Wissen um deren Potenzial niedergeschrieben haben,¹⁷⁸ doch liegt ihr Verständnis davon noch weit in der Zukunft des *Wendunmuth*.

¹⁷⁴ Matthias Abele: *Vivat Unordnung! Das ist: Wunder-Seltzame, niemals in öffentlichen Druck gekommene [...] Begebenheiten...* 5 Bde., Sulzbach; Nürnberg 1669–1675.

¹⁷⁵ Abraham a Sancta Clara: *Heilsames Gemisch Gemasch / Das ist: Allerley seltsame und verwunderliche Geschichten...*, Würtzburg 1704.

¹⁷⁶ Flemming Schock: *Wissensliteratur und „Buntschriftstellerei“ in der Frühen Neuzeit: Unordnung, Zeitkürzung, Konversation*. In: *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Flemming Schock, Berlin; Boston 2012 (=Frühe Neuzeit, Bd. 169), S. 1–20, hier 4.

¹⁷⁷ Rainier Grutman: *How to do things with mottoes. Recipes from the romantic era (with special reference to Stendhal)*. In: *Neohelicon* 2010, Vol 37(1), S. 139–153, hier 140.

¹⁷⁸ Vgl. Walter Rehm: *Mottostudien. Kierkegaards Motti*. In: *Späte Studien*. Hrsg. von Walter Rehm, Bern; München 1964, S. 215–248.

Allein die Tatsache, dass mit Kirchhofs Textsammlung eine Buchpublikation des 16. Jahrhunderts Mottos zum Einsatz bringt, ist beachtenswert. Gérard Genette, der Grundlagenforschung zu diesem kleinräumigen, polyfunktionalen Textphänomen betrieben hat, datiert sein Aufkommen erst auf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; seiner Einschätzung nach können davor lediglich Wahlsprüche und Devisen ausgemacht werden.¹⁷⁹ Der *Wendunmuth* steht diesem Befund zeitlich klar entgegen. Die Mottos der Sammlung befinden sich auf dem Titelblatt zwischen der Autorennennung – diese ist syntaktisch nicht vom Nebentitel zu trennen – und dem Impressum. Rein typographisch gesehen fällt es schwer, ihnen hier einen ‚inselhaften‘ Status zwischen dem Werktitel und dem späteren Textsektor zu bescheinigen;¹⁸⁰ zu sehr erweisen sie sich als Teil des Titelblatt-Konzeptes räumlich dem Werktitel verpflichtet. Als isolierter Abschnitt taucht dieser Paratexttypus nur in späteren Werken auf, sofern ihm eine eigene Druckseite zugestanden wird. Im Zuge der wissenschaftlichen Beschäftigung wurden Definitionen formuliert, die das Titelblattmotto – ein solches stellt der *Wendunmuth* bereit – nicht als ein vollwertiges Motto anerkennen, wenn es etwa heißt: „Mottos sind nicht nur vor diesem [dem laufenden Text], sondern auch von den anderen (obligatorischen und fakultativen) textinitialen Bestandteilen Überschrift, Widmung, Rekapitulation, Inhalt formal (d.h. typographisch) abgehoben.“¹⁸¹ Tatsächlich spricht jedoch außer einer typographisch stärker vorhandenen Bindung zum Werktitel nichts für eine Trennung zwischen einem Leitspruch des *Wendunmuth* und einem beliebigen freistehenden Motto barocker oder noch späterer Texte. Weder sind die angebrachten Zitate dieser Sammlung einer beigegebenen Illustration verpflichtet – Sebastian Brandts *Narrenschiff* wäre so ein Fall – noch sind sie auf eine konkrete lebensweltliche Figur angesetzt (etwa

¹⁷⁹ Vgl. Gérard Genette, *Paratexte*, S. 141f. Im Zuge dieser Recherchen zum literarischen Motto bleibt kein einschlägiger Text in Erinnerung, bei dem Genette nicht nach wie vor als Referenz aufgetaucht wäre. Fast scheint es so, als wäre er selbst zu einer Art Motto der Motto-Forschung geworden.

¹⁸⁰ Jener Ansatz ist einzusehen bei Jan E. Antonsen: *Das Motto als Anzeiger von Intertextualität*. Hamann und Horaz. In: *Colloquium Helveticum*. Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft 26(1997), S. 19–33, hier 20. Großräumiger und bereits durch den Titel ausgedrückt in ders.: *Text-Inseln*. Studien zum Motto in der deutschen Literatur vom 17. bis 20. Jahrhundert, Würzburg 1998 (=Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft 258).

¹⁸¹ Rudolf Beier: *Von Goethe, Bernhard Grzimek und Bob Dylan. Mottos in sprachwissenschaftlichen Texten*. In: *Varietäten der deutschen Sprache*. Festschrift für Dieter Möhn. Hrsg. von Jörg Henning [u.a.], Frankfurt/Main 1996 (=Sprache in der Gesellschaft 23), S. 197–212, hier 198. Dem Motto, das formal weder dem Titel noch den darauffolgenden Texten zugeschrieben werden kann, ist ein spezielles intertextuelles Potenzial eingeschrieben, vgl. Jan E. Antonsen, *Das Motto als Anzeiger von Intertextualität*, S. 20.

Kaiser Maximilians Wahlspruch „Per tot discrimina rerum“ in seinem pseudobiographischen *Theuerdank*). Ebenso wird schlagend, dass Titelblattzitate auch in späteren Zeiten Verwendung finden, so auch in der Hochphase des literarischen Mottos, dem 18. Jahrhundert;¹⁸² sie bestehen weiterhin als spezielle Option der Platzierung und lassen sich so nur schwer zu Rudimenten einer ausdifferenzierten Form degradieren. In diesen Ausführungen sollen die Titelblattmottos des *Wendunmuth* als vollwertige Vertreter ihres Typus anerkannt werden und damit ihre gerechtfertigte Aufmerksamkeit im Rahmen der paratextuellen Durchsicht erhalten.

Der *Wendunmuth* behilft sich bereits bei der Erstausgabe von Buch I mit einem vorangestellten, allographen Zitat, das auf dem Titelblatt platziert ist. Er gehört damit – das Medium der Flugschrift ausgeklammert – zu einer überschaubaren Anzahl an Schriftpublikationen der Zeit, die diesen noch taufrischen Paratexttypus zum Einsatz bringen. Unter der Prämisse, dass Kirchhof selbst als ausgewiesener Kompilator für die zahlreichen Stellenverweise in den Prosatexten und Epimythia verantwortlich zeichnet, ist es plausibel, dass er auch hierfür die Auswahl getroffen hat. Die Quellen der gewählten Zitate sind homogen geschöpft: Für die sieben Bücher der Sammlung kommen fünf verschiedene Mottos zum Einsatz, wofür drei biblische Bücher herangezogen werden. Während Kapitelangaben erfolgen, bleiben Versangaben Fehlanzeige. *Jesus Sirach*, das *Buch der Sprichwörter* sowie Paulus' ‚*Römerbrief*‘ bilden die Referenzen. Alle drei dieser biblischen Bücher erhalten im reformatorischen Lager des 16. Jahrhunderts – genau darin muss man den *Wendunmuth* verorten – besondere Aufmerksamkeit; sie werden zur Stärkung der Frömmigkeit herangezogen und finden Verwendung im Zuge der konfessionellen Unterweisung.¹⁸³ Der *Wendunmuth* schlägt mit den gewählten biblischen Mottos eine frühe Brücke zur dominanten Referenz der Sammlung, die durch die Mengentexte und Marginalien aufscheint. Die drei Bücher, aus denen das Motto schöpft, werden dabei wiederholt angezapft. Analogien dieser Art bezeugen eine keineswegs kopflose Gestaltung des paratextuellen Gefüges. Kein

¹⁸² Vgl. dazu etwa die Ausführungen bei Annette Retsch: Paratext und Textanfang, Würzburg 2000 (=Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 18), S. 84.

¹⁸³ Vgl. in diesem Zusammenhang den Artikel von Ernst Koch: Die Himlische Philosophia des heiligen Geistes. Zur Bedeutung alttestamentlicher Spruchweisheit im Luthertum des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Theologische Literaturzeitung. 115. Jg.(1990), Nr. 10., S. 705–720.

begleittextlicher Bestandteil des vorliegenden Buchproduktes wirkt isoliert oder deplatziert.

Die Wiedergabe der Bibelstellen erfolgt stimmig, wobei lediglich im Motto zu Buch III (*Buch der Sprichwörter* 15) die Abfolge der Verse leicht modifiziert austritt. Schon das Ausweisen des Referenztextes stützt jenes Werk, das die Textstelle entlehnt.¹⁸⁴ Eine beliebig gewählte Passage daraus hätte im Stil eines Autoritätenzitates seine Wirkung nicht verfehlt und so den *Wendunmuth* in einer „legitimen kulturellen Tradition“¹⁸⁵ verortet. Dass die Sammlung Textstellen aus der Heiligen Schrift wählt, verwundert ob ihrer unschlagbaren Geltung kaum – gerade das späte 16. Jahrhundert verleitet in seinen gesellschafts- und konfessionspolitischen Unsicherheiten zum hochfrequenten Gebrauch eines so bewährten alten Maßstabes. Nun wurden die Mottopassagen des *Wendunmuth* keineswegs wahllos aus der Bibel gezogen, um rein als Autoritätenzitate für das Werk zu fungieren. Allein die zielgerichtete Form des Ausweisens legt nahe, dass den Rezipierenden auch die Kontexte der Passagen zukommen sollen; die Überprüfbarkeit und das Nachschlagen der Angaben werden damit rasch möglich gemacht. Das Ausweisen der gezogenen Kapitel – spezifizierte Angaben abseits des Quellentitels treten alles andere als selbstverständlich auf – weist den Blick der Rezipierenden auf einen externen, räumlich begrenzten Text. Die ausständigen Versangaben (und damit die kleinstmöglichen Referenzeinheiten) erwirken wiederum eine Beschäftigung mit dem Kapitel über den gezogenen Vers hinaus – der Informationsstand wird damit kontrolliert erweitert.

Ein vergleichender Blick auf die Mottos zeigt, dass ihre Textlänge in der Sammlungschronologie abnimmt. Hält Buch I mit *Jesus Sirach* noch vier vergleichsweise lange Sätze bereit, so beläuft sich das Zitat aus dem *Römerbrief* in den Büchern V–VII lediglich auf einen knappen, zweigeteilten Befehlssatz. Vor allem letzteres Motto „Hasset das Arg: Hanget dem Guten an“ (V–VII) ist in dieser Hinsicht geschickt gewählt; so ist es knapp gehalten und als Appell in seinem antithetischen Parallelismus (Hasset –

¹⁸⁴ Zur Funktion des Mottos als Autoritätenzitat vgl. Krista Segermann: Das Motto in der Lyrik. Funktion und Form des „épigraphe“ vor Gedichten der französischen Romantik sowie der nachromantischen Zeit, München 1977 (=Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 12), S. 111–141.

¹⁸⁵ Vgl. die Ausführungen zu Wilhelm Hauff bei Gerhard Plumpe: Motto und Mode. Anmerkungen zum literarhistorischen Ort Wilhelm Hauffs. In: Wilhelm Hauff oder die Virtuosität der Einbildungskraft. Hrsg. von Ernst Osterkamp, Göttingen 2005, S. 38–51, hier 39.

Hanget an, das Arg – dem Guten) leicht memorierbar – die Alliteration der Verben verstärkt den Merkeffekt dabei zielgerichtet. Die Syntax der Mottos I, II, V–VII besitzt durch ihren imperativischen Verbmodus appellativen Charakter. Die Mottos III und IV setzen ihren Appell indirekt über die eingeschränkte Nützlichkeit des Ausgedrückten, was unausgesprochen zur Beschäftigung mit den Texten auffordert.

2.2.3.2. Biblische Mottos – Eingeschriebenes und Kontextuelles

„Mache dich selbs nit traurig / vnd plage dich nit selbs mit
deinen eignen Gedancken / dann ein frölich Hertz ist deß
menschen Leben / vnd sein Freud ist sein langes Leben.
Thu dir güts / vnd tröste dein Hertz / vnd treibe
Traurigkeit fern von dir / dann sie tödtet viel Leuchte / vnd
dienet doch niergend zů.“ (*Jesus Sirach 30*)

Das Motto aus Buch I spricht bereits bei isolierter Betrachtung eine klare Sprache. Es fordert mittels anonymer Anrede zur Fröhlichkeit auf und affirmiert damit den Haupttitel, der sich als Kampfansage gegen die Melancholie erweist. Diese Grundintention wird hier weiter expliziert: Traurigkeit erfüllt keinerlei positiven Zweck, sondern muss im Gegenteil als todbringende Verfassung verstanden werden. Ohne dabei konkreter zu werden – schadet sie nur den Melancholikern selbst oder auch ihren Mitmenschen; gefährdet sie damit womöglich die bestehende Ordnung? – wird die Heiterkeit zum nutzbringenden Aspekt des Lebens erklärt; sie wird mehr noch als die Bedingung für ein langes Leben ausgerufen. Da die Fröhlichkeit bereits davor durch den Titel als Ziel ausgegeben wird, knüpft sich die Erwartung zum Sammlungsinhalt nur noch stärker an diesen Aspekt. Die so negativ bewertete Verfassung des Melancholikers ist dabei durchaus nicht als Selbstläufer jener Zeit zu werten; so finden sich im 16. Jahrhundert ebenfalls genügend Belege für eine Aufwertung gerade dieses Zustandes.¹⁸⁶ Die wiederholt geforderte Melancholie-Vertreibung im *Wendunmuth* geht

¹⁸⁶ Zum Topos der Melancholie in der Bildenden Kunst vgl. etwa Esther P. Wipfler: Die Erfindung der schönen Melancholie im 16. Jahrhundert. In: Rondo. Beiträge für Peter Diemer zum 65. Geburtstag.

hingegen damit einher, was Martin Luther (u.a. in seinen *Trostbriefen*) einschlägig kommuniziert. So wird Fürst Joachim von Anhalt in einer persönlich gehaltenen Schrift ermutigt, er solle sein kontemplativ motiviertes, melancholisches Leben zugunsten geselliger Freuden abschwächen, um in eine angemessene Gemütsstimmung zu gelangen.¹⁸⁷

Wirkt die Motto-Passage zu Buch I zunächst über die wenigen Zeilen, die ausgeführt werden, so ist weiters der angegebenen Quelle (*Jesus Sirach* 30) zu folgen: Das Kapitel liefert nicht nur ein Bekenntnis zur Fröhlichkeit, sondern wirft darüber hinaus einen Aspekt auf, der dem Motto selbst nicht zu entnehmen ist. Den knappen biblischen Ausführungen zur Gesundheit, in die der Spruch eingebettet ist, gehen Reflexionen und Anweisungen über die Erziehung voraus. Der Fokus liegt auf einer strengen, aber wohlgemeinten Unterweisung, die als Notwendigkeit geschildert wird – „Ein ungebändigtes Pferd wird störrisch, ein zügelloser Sohn wird unberechenbar.“ (*Jesus Sirach* 30,8) Den bibelfesten Rezipierenden oder eifrigen Fährtenfolgenden – immerhin handelt es sich um die Belegstelle des Mottos, nicht um eine der zahllosen Ausweisungen im Textsektor – wird damit der Gedanke an eine notwendige Führung nahegebracht. Da die Motto-Textstelle für sich betrachtet ein anderes Bild generiert als in das biblische Kapitel eingebettet, ist ähnlich dem Haupttitel von einer vorder- und einer hintergründigen Bedeutung auszugehen. Mit dem erweiterten Deutungshorizont, den der Kontext bietet, überschreitet das Motto bereits jene Funktion, die Stefanie Tegeler den Bibelverweisen des *Wendunmuth* zugestehen möchte: „Die Bibel wird nur zitiert zur Legitimierung des Buchs als nützlich und gottgefällig [...]“¹⁸⁸ Das gezeigte Motto ist kein reines Autoritätszitat – beliebig austauschbar und lediglich auf die Strahlkraft großer Namen setzend. Die Bibelkenntnisse des Kompilators verfehlen ihre Wirkung nicht, wenn den Rezipierenden durch Text und Kontext zugleich Vorder- und

Hrsg. von Wolfgang Augustyn [u.a.], München 2010 (=Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München XXV), S. 59–66.

¹⁸⁷ Vgl. die Auswertung von Ute Mennecke-Haustein: *Luthers Trostbriefe*, Gütersloh 1989 (=Quellen und Forschungen zur Reformationgeschichte 56), S. 242ff. Von einer „sündhaft[e] Krankheit“, der es etwa durch Schwankbücher entgegenzuwirken galt, spricht Werner Wunderlich im Zuge seiner Einschätzung zur Melancholie im 16. Jahrhundert (Werner Wunderlich, Anhang, S. 277).

¹⁸⁸ Stefanie Tegeler: *Schwankrecycling im 16. Jahrhundert*. In: *Zitier-Fähigkeit. Findungen und Erfindungen des Anderen*. Hrsg. von Andrea Gutenberg [u.a.], Berlin 2001 (=Geschlechterdifferenz & Literatur, Bd. 13), S. 56–70, hier 62.

Hintergründiges nahegebracht wird, abhängig vom erreichten Informationsstand des Einzelnen. Buch III bietet dabei ein ähnliches Bild:

„Ein frölich Hertz macht ein frölich Angesicht: Aber wenn das Hertz bekümmert ist / so felt auch der Muth. Ein guter Muth ist ein täglich Wolleben.“ (*Buch der Sprichwörter* 15)¹⁸⁹

Diesem Motto ist die Botschaft des Äquivalents aus Buch I eingeschrieben – lediglich etwas verknappert dargestellt. Wieder steht die Fröhlichkeit im Fokus und wird als Garant für ein erfülltes Dasein angeführt. Ein Blick auf den Kontext der Passage bestärkt die Vermutung, dass die Sammlung abgesehen davon noch mehr bewirken möchte: Das ausgewiesene Kapitel aus dem *Buch der Sprichwörter* stellt klar, dass der Mensch die Wahl zwischen moralischem und amoralischem Betragen hat; Fröhlichkeit wird für essenziell befunden, Gerechtigkeit soll angestrebt und Gott geehrt werden. Als Parallele zum Motto-Kontext von Buch I taucht auch hier das Zügel-Motiv auf: „Wer sich nicht ziehen lässt, der macht sich selbst zunichte, wer aber auf Strafe hört, der wird klug.“¹⁹⁰ Der Kontext zeichnet dabei kein Schreckensbild, ganz im Gegenteil; vielmehr wird auf die Notwendigkeit einer verantwortungsvollen Lebensweise hingewiesen, die einer angemessenen Vermittlung bedarf. Fast identisch lautet das Motto zu Buch IV, das im Vergleich zum Äquivalent aus Buch III nur zwei Kapitel im *Buch der Sprichwörter* nach hinten rückt:

„Ein frölich Hertz macht das Leben lustig: Aber ein betrübter Muth vertrocknet das Gebein.“ (*Buch der Sprichwörter* 17)

¹⁸⁹ Aufgrund der Covid-19-Reisebeschränkungen konnten die Zitate aus Buch III nicht mehr rechtzeitig vom erhaltenen Druck der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (A: 367.1 Hist. (3)) übernommen werden; bis auf das digitalisierte Titelblatt (<https://vd17.gbv.de/vd/gothaba/23:249051D> (01.05.2020)) folgen die Angaben daher der Version von Oesterley.

¹⁹⁰ Auch in Texten der Sammlung wird mit Bildern des Zügelns operiert, etwa in WU II,143 *Einer kan keines Betens warten*, wo das Epimythion unter anderem Folgendes bereitstellt: „Deßgleich das Wasser niemals floß // Dahin / denn da es muß durch zwang // So auch / lestu den zaum zu lang. // Volgen / in Jungen Jarn dein Kind // So wirts ein vngezogen Rind.“ Bei der häufigen Vermittlung dieses eindringlichen Bildes wundert der sprachliche Duktus eines Lucien Febvre nicht, der – angestoßen durch das nonkonformistische Dasein François Rebelais’ – vom „gemeinsame[n] Joch“ des christlichen Glaubens spricht, das der frühneuzeitliche Mensch kaum abstreifen könne (vgl. Lucien Febvre: *Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais*. Mit einem Nachw. von Kurt Flasch. Aus dem Franz. von Gerda Kurz [u.a.], Stuttgart 2002, S. 397f.).

Aufgrund der Ähnlichkeit dieses Mottos zu den beiden vorangegangenen Beispielen rückt vor allem der biblische Kontext in den Fokus: Im Vordergrund steht darin die Rolle des Narren, der in seinem törichten Betragen bloßgestellt wird. Ihm gegenüber steht der weise, abwägende Mensch, der sich in seiner Vorbildhaftigkeit als überlegen erweist. Der Verdacht erhärtet sich: Die im Haupttitel und den Mottos geforderte Fröhlichkeit soll keinesfalls als ein Gutheißen von närrischem Betragen missverstanden werden – ein rationaler und abwägender Lebenswandel soll im Vordergrund stehen.

Deuten bei den bisher beschriebenen Mottos lediglich die Kontexte auf einen unterweisenden Einschlag der Textsammlung hin, weniger die isolierten Motto-Passagen selbst, so zeigt sich bei den ausständigen Beispielen ein anderes Bild. WU II liefert folgende Zeilen:

„Laß dich nicht klüger düncken / den die Alten / denn sie
habens auch von jhren Vättern gelehret / denn von
jhnem kanstu lehren / wie du solt antworten / wo es noth
ist.“ (*Jesus Sirach 8*)

Hier ist vordergründig keine Rede von leichter Ablenkung oder dem Mut zur Fröhlichkeit: Die Autorität der Erfahrung wird geltend gemacht und Aufnahmebereitschaft der Unerfahrenen eingefordert; die essenzielle Überlieferungskette um das ‚Wissen der Welt‘ spannt sich vor den Rezipierenden auf. Als ein Fingerzeig auf die kommenden Texte erweist sich vor allem die im Motto geschilderte Konsequenz, die sich aus der geforderten Hörigkeit ergibt: Eine sinnvolle Antwort erschließt sich dem Menschen erst aus der Kenntnis um das Wissenswerte, aus dem Wissen um das Alltäglich-Situative. Die sprachliche Dimension dieses Bildes kündigt den Stellenwert an, den der Dialog in den Texten einnimmt, den veräußerlichten Kontrast zwischen vernünftigem und närrischem Handeln. Darin ist eine Bedeutungserweiterung um sprachliches Handeln im engeren, rechtes und falsches Betragen im weiteren Sinn inbegriffen. Dem durch die Texte vermittelten Wissen muss Aufmerksamkeit geschenkt werden, um tatsächlichen Nutzen daraus ziehen zu können. Gefordert ist nicht weniger als eine aufnahmewillige Haltung für den Rezeptionsakt, die mit dem Subtext des Haupttitels kongruiert. Auch im Textsektor der Sammlung wird auf diese Passage verwiesen (WU I,48 *Was einen Fürsten*

zier)¹⁹¹, wenn einer klug argumentierenden Figur der Erzählten Welt die Kenntnis der Bibelstelle zugeschrieben wird:

„Diese Frau was witziger denn jr Mann / vnd wirt on zweyfel / da sie hat lāsen können / solchs auß dem Syrach erfahren vnd behalten haben [...]. Item im viij. Capit. daß das Alter / vnd was die Weisen reden / nit zūverachten / sonderen sich nach jren Sprüchen zūrichten seye / denn sie habens von jren Eltern gelehret / vnd wir gedencken auch alt zūwerden.“

Die Autorität der Erfahrung wird vom Erzähler, der sich wie so oft als der Kompilator der Sammlung stilisiert, und einer positiv konnotierten Figur der Erzählung anerkannt und für wichtig befunden.

Die in den Büchern V–VII dreifach aufgebotene Motto-Textstelle „Hasset das Arg: Hanget dem Guten an“ (*Römerbrief* 12) verschweigt den unterweisenden Anspruch der Sammlung ebenfalls nicht. Die Textpassage wirkt isoliert betrachtet als eine Aufforderung zu moralischem Handeln, impliziert im Wissen um die Nebentitel und die Widmungsvorworte aber gleichzeitig den Appell an die Rezipierenden, sich dem ‚Guten‘ über diese Kompilation zu nähern; verwerflichen Schriften müsse man hingegen der Rücken kehren. Die moralische Implikation der gewählten Textstelle lässt sich auch über Interpretationen in späteren Schriften einsehen; so taucht das Zitat in einer evangelischen Predigt-Sammlung des 19. Jahrhunderts kommentiert auf:

„Hasset das Arge, hanget dem Guten an, spricht der Apostel. O es ist unbegreiflich, wie oft schon die Argheit des menschlichen Herzens in der Schule zu Tage tritt, wie oft der Arge, der Seelenmörder hier schon sein Finsteres Panier ausbreitet, wie oft die Schule die Stickluft des Verderbens und des geistlichen Todes in sich schließt [...]. Wann werden sie die Greuel der Sünde am sichersten fliehen und meiden? [...] Ja, liebe Kinder, hanget dem Guten, dem Heiland an; hanget dem an, der euch geliebt, der für euch geblutet und gestritten [...]“¹⁹²

¹⁹¹ Die Kennzeichnungsnummer WU I,48 wurde in der Erstausgabe doppelt vergeben.

¹⁹² Ein Herr, ein Glaube. Sammlung evangelischer Predigten aus dreißig verschiedenen Ländern in und außer Deutschland... Hrsg. von Th. Fliedner [u.a.], Barmen 1837, S. 102.

Die stark unterweisende Textstelle wird mit dem ‚*Römerbrief*‘-Zitat eröffnet und ebnet den Weg in ein religionserzieherisches Programm, das dem des *Wendunmuth* ähnlich zu sein scheint.

2.2.3.3. Motto-Rückgriff in den Widmungsvorworten

Die Mottos der Sammlung finden neben ihrer Platzierung auf den Titelblättern zum Teil weitere Anwendung. In den Widmungsvorworten etwa wird fallweise darauf Bezug genommen: Buch III lässt seinen Leitspruch wiederholen, indem abermals auf den gesundheitlichen Nutzen des frohen Mutes hingewiesen wird. Neu ist dabei die Hinführung zum Zitat: „Denn wie zu viel sorgen und wachen krankheit, also bringet ordentlich nach gottes wort seinen beruff bedencken, ein gut gewißen und ein gesunden, starcken leib.“ Ein unmittelbarer Zusammenhang wird zwischen der sorgsam auszuführenden Profession und dem frohen Mut hergestellt. Der standesgemäße Einsatz am vorgesehenen Platz in der Welt wird zur Voraussetzung der Fröhlichkeit erklärt. Das protestantische Arbeitsethos blitzt an dieser Stelle offen durch: Die Vertreibung der Traurigkeit besteht weder im sorglosen Faulenzen, noch der seichten Unterhaltung; sie ist an die Verrichtung der vorgesehenen Arbeit geknüpft, die den Einzelnen dementsprechend fordern müsse. Die Texte der Sammlung bestätigen diesen Einschlag vielfach. Stellvertretend dafür steht das Epimythion aus WU IV,157 *Von erfindung etlicher Handwerck vnd Künsten*:

„Als Gott den Menschen anfangs schuff /
Legt er jhm bald vor sein Beruff / Gen 2.3
Nemlich zur Arbeit jhn verpflichtet /
Daß von Schweiß trieff sein Angesicht /
Doch ist ohn Gott nichts außgericht.“

Damit verdichtet sich schon vor dem eigentlichen Textsektor immer weiter, welche Richtung die Sammlung einschlägt: Sie wirbt vordergründig mit Fröhlichkeit – gleichsam von den Rezipierenden als Bedingung eingefordert wie durch die Rezeption der Sammlung evoziert –, wobei sich kontextuell und subtextuell herausbildet, dass diese Fröhlichkeit als Teil eines konkreten Weltbildes zu begreifen sei. Dieses Weltbild bedürfe wiederum einer Vermittlung (allgemein durch die Erfahrung der Alten und konkret

durch eine Sammlung wie diese); der Einzelne müsse sich dementsprechend zügeln lassen, damit er im Sinne der Ordnung handle. Der Vorgriff auf eines der Widmungsvorworte macht bereits deutlich, dass die Profession des Einzelnen eine wichtige Rolle in diesem System spielt und die Fröhlichkeit durch ein Folgeleisten der vorgesehenen Aufgabe zu erreichen ist. Die Mottos des *Wendunmuth* wenden sich an die Rezipierenden selbst, denen ein vorgegebener Weg in Aussicht gestellt wird, dem sie aufnahmewillig folgen sollen.

Die gegebenen Mottos sind in zwei Gruppen zu unterteilen: Die eine Gruppe vermittelt den unterweisenden/moralisierenden Einschlag erst über den jeweiligen Kontext, während die andere diesen bereits durch die Mottos selbst preisgibt. Hier scheint ein Versuch vorzuliegen, die Rezipierenden auf unterschiedliche Weise an das jeweilige Buch anzunähern; auf der einen Seite rückt die Leichtigkeit in den Vordergrund, auf der anderen Seite wird der instruktive Einschlag der Sammlung betont. Freilich lässt sich die Verlässlichkeit der Mottos erst nach der Lektüre der Texte bewerten, was für ihren werbenden Effekt aber zweitrangig ist. Davon abgesehen, wie die Mottos gewählt, ausgestaltet und spezifisch zu bewerten sind, helfen sie schon in ihrem bloßen Vorhandensein dabei, Kohärenz zu suggerieren. Ein Leitspruch *leitet* seiner Natur entsprechend – ob *reliable* oder nicht – durch den Abschnitt, dem er vorangestellt ist. Es ist symptomatisch, dass der *Wendunmuth* diesen noch taufischen Paratexttypus zur Anwendung bringt. Das Motto trägt auf schnellem Weg dazu bei, ein so heterogenes Buchprodukt zu ‚homogenisieren‘, indem die Suggestion von Einheitlichkeit über einen verklammernden Aspekt hergestellt wird.

2.2.3.4. Mottogebrauch als Medientransfer

Der frühe Einsatz von Mottos im *Wendunmuth* lässt sich auch vor einem mediengeschichtlichen Hintergrund nachvollziehen. Das massenkommunikativ angelegte und in seiner Verbreitung reüssierende Medium der Flugschrift konnte den Paratexttypus des Mottos im Laufe des 16. Jahrhunderts salonfähig machen. Zwar liegt mit Sebastian Brants *Narrenschiff* bereits ein früheres Buchmotto vor, seine Popularisierung vollzieht sich aber augenscheinlich über die knapp beraumten,

ungebundenen Drucke der Lutherzeit. Wird das Motto im 16. Jahrhundert mit der Flugschrift assoziiert, so sollte seine noch unübliche Anwendung in einer Buchpublikation nicht ohne ein Schielen auf eben dieses Medium eingeschätzt werden. Der *Wendunmuth* bildet mit seinem innovativen Motto-Einsatz einen passenden Beleg für einen vollzogenen Medientransfer der Frühen Neuzeit.

Die Motivationen für eine solchen Entlehnung liegen auf der Hand: Zum einen wurde das kohärenzstiftende, rezeptionslenkende und weltanschaulich verortende Potenzial der Mottos gerade für ein heterogen angelegtes Buchprodukt erkannt, zum anderen zielt die Übernahme dieses formalen Bausteines medialer Erfolgsgeschichte auf eine absatzbegünstigende Assoziation ab. Es ist denkbar, dass bei den Rezipierenden jener Zeit eine Gedankenverknüpfung zu einer vertraut gewordenen, rasch und dankbar zu konsumierenden Textdarbietung hergestellt werden sollte – womöglich bereits in der gewünschten konfessionellen Färbung des Protestantismus, der das Flugschriftenmedium im Besonderen für sich beanspruchen konnte.

Der *Wendunmuth* hält mit dem Motto einen Paratexttypus im Aufgebot, der in den Jahrhunderten davor nicht zum Inventar von Buchveröffentlichungen gehörte. Er wirkt ergänzend zum weiteren paratextuellen Aufgebot der Sammlung und ist in seiner innovativen Anwendung als ein einschlägiger Punkt in der paratextuellen Pluralisierung der Frühen Neuzeit anzuerkennen. In der Erweiterung des optionalen Spektrums liegen Strategien der (Selbst-)Autorisierung vor. Die anlaufende Etablierung dieses Typus bringt die Möglichkeit mit sich, das einzelne Buchprodukt über einen weiteren Kanal zu legitimieren. Wie der *Wendunmuth* intern verdeutlicht, eröffnen sich unterschiedliche Möglichkeiten, an das Werk via Leitspruch heranzuführen. Nicht zuletzt dank der intertextuellen Brücke nach außen ist es der Sammlung möglich, neben dem vordergründig Explizierten auch eine hintergründige Vorschau anzubieten, sofern die Rezipierenden diese Chance nutzen wollen.

2.2.4. Imprensa und Druckernotiz

Das Impressum taucht als Paratexttypus erst mit dem Buchdruck auf und zeichnet sich durch eine knappe Schau an festgelegten formalen Informationen zum jeweiligen

Buchprodukt aus. Ein für das 16. Jahrhundert „vollständiges Ausweisen“¹⁹³ trifft für den *Wendunmuth* insofern zu, als der Druckabschnitt am unteren Ende des Titelblattes Folgendes ausweist: den Druckort (eingebettet in eine gängige Präpositionalphrase), den Drucker, gegebenenfalls den Verleger und das Erscheinungsjahr.¹⁹⁴ Lediglich Buch I nennt in den Ausführungen kein eigenes Verlagshaus: Georg Rab¹⁹⁵ – in der Druckgeschichte zur eindeutigen Identifizierung als Georg Rab der Ältere geführt – und Weygand Hans Erben werden als Kollektiv genannt. De facto kam Rab der Druck zu, während Hans Erben die Verlegerschaft der gegründeten *Companei* innehatten. Sigmund Feyerabend – später der größte Buchunternehmer seiner Zeit auf deutschsprachigem Boden – tritt 1563 in die Gesellschaft mit Rab ein,¹⁹⁶ etwa zum Zeitpunkt des *Wendunmuth*-Erstdrucks; angeführt wird er dabei jedoch nicht. Bei den übrigen Büchern bildet sich die Ausdifferenzierung zwischen Drucker und Verleger bereits ab und lässt so die gröbste Aufgabenverteilung im Herstellungsprozess erkennen. Auf die biographische Vernetzung zwischen den Druckern Georg Beatus – in den Imprensa der Bücher IV und V ist er unter Romani Beati Erben subsummiert – und Nikolaus Hoffmann dem Älteren (Bücher VI und VII) ist hinzuweisen, hatte doch Hoffmann diesem im Jahr 1603 drei Druckpressen abgekauft¹⁹⁷ und damit wohl auch die noch ausstehenden Bücher der Reihe als Auftrag übernommen. Die Druckerszene zeigt sich anhand solcher Verbindungen als ein engmaschiges Geflecht an beruflichem Austausch. Eine weitere sichtbare Spur von Georg Rab hält die Erstausgabe von Buch I in Form einer gedruckten Notiz bereit:

¹⁹³ Vgl. die Angaben bei Marko Neumann, Formelhafte Strukturen im Druckabschnitt von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts, S. 45. Die genannten Ausweisungen werden als obligatorische Bestimmungen des frühneuzeitlichen Impressums genannt. Wie Neumann folgen lässt, kann im 16. Jahrhundert dennoch ein gelegentliches Fehlen einzelner Informationssegmente belegt werden (S. 50).

¹⁹⁴ Vgl. ebd., S. 64ff.

¹⁹⁵ Zu Georg Rab vgl. Fritz Kastner: „Getruckt zu Pfortzheym bey Georg Raben“. In: Gutenberg-Jahrbuch 69(1994), S. 149–157.

¹⁹⁶ Vgl. Christoph Reske: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing, Wiesbaden 2007 (=Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 51), S. 231.

¹⁹⁷ Vgl. ebda., S. 249.

„Georg Rab an den Läser

Wiewol nit unvonnöten gewesen, das wir zu diesem unserm Wendunmut ein correctur gestellt hetten, sintemal menniglich weiß, daß in solicher arbeit (bevor in einem geschribenen exemplar) nicht gnug fleiß und sorg seyn kan, so hat es doch auff dißmal von wegen der kurtzen zeyt, und daß die meß so nahe für der thür, nicht seyn können, wöllen derhalben den gütigen läser gebetten haben, er wölle solches (wa es von nöhten) selbs verbessern und uns auff dißmal für gut halten. Auch, wa er etwas in den teutschen rytmis und der orthographi übersehen, den authorem hierin entschuldiget haben. Damit dem herrn befohlen. Ende.“¹⁹⁸

Diese beschriebene Kompensation eines Corrigendums – die gebündelte Richtigstellung gefundener Fehler im gedruckten Werk, meist auf einem eingelegten Blatt zu finden – ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Formelhafte Entschuldigungen ex ante für etwaige Nachlässigkeiten in Form und Inhalt finden sich auch in mittelalterlichen Schriften; sie treten gern im Rahmen des rhetorischen Bescheidenheitstopos' auf, um das Wohlwollen der Rezipierenden zu erlangen bzw. möglicher Kritik vorzubeugen. Während beim Verfasser das eigene, vermeintliche Unvermögen entschuldigt werden soll, findet sich wie hier im Fall des Druckers eine andere Argumentation vor: Die fehlende Korrektur möglicher Mängel wird einem äußeren Umstand zugeschrieben, nämlich dem Zeitdruck durch die bevorstehende Buchmesse. Die terminliche Bindung wird vorgeschoben und als möglicher Einfluss auf die letztendliche Gestalt des Buches dargestellt. Das Fehlen eines Corrigendums in dieser Form zu begründen, findet sich häufig bei Drucken der Zeit und wirkt dadurch mehr topisch als individuell.¹⁹⁹ Offensichtlich wird dabei, dass ein nicht vorhandenes Corrigendum als Mangel wahrgenommen wird; das eingelegte Blättchen liefert so etwas wie den letzten nachgeschobenen Legitimationsgrund eines Buchproduktes und komplettiert es damit paradoxerweise erst über seine ausgewiesenen Unzulänglichkeiten. Wird der Fehlerfund vermisst, so kann eine gedruckte Notiz als Entschuldigung für diesen Mangel

¹⁹⁸ Die Druckernotiz ist der Ausgabe von Hermann Oesterley entnommen; im Exemplar der ÖNB von 1563 (1590-A ALT MAG) ist die einzige Spur zu dem herausgerissenen Blatt in der Reklamante des vorhergehenden Blattes zu finden („Georg“).

¹⁹⁹ Vgl. in diesem Zusammenhang Jürgen Beyer: Errata und Korrigenda. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte. In Zusammenarbeit mit dem Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte hrsg. von der Herzog August Bibliothek. Jg. 37(2012), Heft 1/2, S. 27–40, hier 30.

herhalten. Die vorgeschobene Buchmesse beugt jedoch nicht nur allfälliger Kritik vor, sondern vermittelt wie beiläufig die institutionell gestützte Verfügbarkeit an einem konkreten Ort. Damit wird ein Mosaikstein gesetzt, um das Werk als Bestandteil der etablierten Buchszene auszuweisen – in diesem Fall durch das Andocken an die Autorität der Buchmesse. Mit dem Drucker wird eine weitere Stimme (eine weitere formale Autorität im Rahmen der Buchproduktion) hörbar, die das Werk in seinem Wert fördern soll. Auch der Verleger (Johann Feyerabend) meldet sich an anderer Stelle großzügig zu Wort – im allographen Vorwort zur Ausgabe von 1581.

Die Imprensa des *Wendunmuth* halten sich an ein etabliertes Schema bereitgestellter Information. Wenngleich sich Produktionsangaben nicht als geeignetes Mittel zur Werkinszenierung anbieten, liefern sie einen pragmatischen Beitrag dazu, das Produkt am Markt auszuweisen. Die über den Werktitel hinausreichende Sicherstellung einer Identifizierung am Buchmarkt ermöglicht eine gezielte Etablierung auf diesem. Da die ‚Ramschbücher‘ der Zeit diese Informationen oft nicht führen, lässt sich eine latente Abgrenzung zu minderwertiger Ware festhalten. Die mitabgedruckte Notiz des Druckers (Buch I) lässt nicht nur eine weitere Stimme im Dienst der Selbstautorisierung des Werkes laut werden, sondern spielt mit der anstehenden Buchmesse auch auf einen bedeutungsträchtigen Ort der Distribution an. Neben der Information, wo man das Werk bevorzugt kaufen könne, wird das Werk so im Feld der aktuellen Buchszene verortet.

2.3. Widmungsvorworte

2.3.1. Auktoriale Widmungsvorworte

2.3.1.1. Hinführung

Das Widmungsvorwort bildet eine paratextuelle Wiederentdeckung des ‚humanistischen‘ Spätmittelalters, dessen Ursprung bereits in der Antike liegt. Obligatorisch tritt es in Buchveröffentlichungen seit dem 16. Jahrhundert auf, wobei dafür typische Elemente auch am Beginn von mittelalterlichen Texten zu finden sind –

texträumlich jedoch kaum vom Rest separiert.²⁰⁰ Differenziert werden muss zwischen handschriftlichen und gedruckten Widmungsvorreden, da erst mit dem beigedruckten Widmungstext „Private[s] öffentlich“ gemacht wurde und somit der Akt des Schenkens symbolhaften Charakter bekam.²⁰¹ Auf diese Weise fand der Brief „als Medium zwischen Öffentlichkeit und Privatheit“²⁰² seine Funktion: In der gezielten Einbettung in die Buchpublikationen steht der Text einer Öffentlichkeit zur Verfügung, wenngleich er sich in einem privaten sprachlichen Duktus präsentiert. Nichts, was einem Widmungsvorwort zu entnehmen ist, hat nur die ausgewiesenen Adressaten zu interessieren; die Information kommt allen Rezipierenden gleichermaßen zu. Wie obligatorisch der Paratexttypus des Widmungsvorworts zur Zeit des *Wendunmuth* in Buchveröffentlichungen anzutreffen ist, verdeutlicht eine prominente Textstelle aus dem Vorwort des ‚*Don Quijote*‘:

„Nur hätte ich sie [die Geschichte] dir gerne bar und nackt geben mögen, nicht aufgeputzt mit einer Vorrede [...], die man den Büchern an den Eingang zu setzen pflegt. [...] Oft nahm ich die Feder, um sie niederzuschreiben, und oft ließ ich sie wieder fallen, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte. [...] Ich hielt nicht damit zurück und sagte ihm [einem anwesenden Freund], ich dächte über die Vorrede nach, die ich zur Geschichte des Don Quijote schreiben müsse und um derentwillen ich mich in einem solchen Zustand befände, daß ich sie gar nicht schreiben und ebensowenig die Taten dieses so edlen Ritters ans Licht treten lassen wolle.“²⁰³

Der Verfasser berichtet von seinem Wunsch, den erzählenden Text ohne ein beigestelltes Vorwort übermitteln zu dürfen, lässt aber durchklingen, dass ein solcher Verzicht undenkbar sei; die Realisierung des ganzen Projektes scheint auf fast absurde Weise an ein Vorwort geknüpft zu sein. Das unumstößliche Bereitstellen eines

²⁰⁰ Vgl. Gérard Genette, *Paratexte*, S. 159f.

²⁰¹ Vgl. Burkhard Moennighoff: *Die Kunst des literarischen Schenkens. Über einige Widmungsregeln im barocken Buch*. In: *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit*, S. 337–352, hier 339.

²⁰² Gisela Dischner: *Auferstehung und Verwandlung. Reflexion zur Renaissance in Italien*, Berlin; Wien 2001, S. 187.

²⁰³ Entnommen aus Miguel de Cervantes Saavedra: *Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha*, Stuttgart; Zürich [u.a.] ²1957, S. 8.

Vorwortes rührt aus seinem polyfunktionalen Charakter, der aus Werksicht selbstautorisierende Züge trägt. Karl Schottenloher fasst bündig zusammen:

„Sie [die gefügte Widmungsvorrede] kann die eigentliche Veröffentlichung erläutern und begründen, kann den Empfänger der Widmung in der Öffentlichkeit ehren und ihn als Gönner gewinnen, kann mit dessen Namen für die eigene Kundgebung werben und in Verbindung mit ihm selbstgewisser vor die Öffentlichkeit treten.“²⁰⁴

Alle hier vorgebrachten funktionalen Aspekte streben einen konkreten Nutzen für den begleiteten Haupttext bzw. den Umgang damit an und sind vom kommerziellen Markt der Frühen Neuzeit nicht wegzudenken. Eine überschaubare Anzahl konkreter Informationsfelder, die in den Vorworten der Schwanksammlungen aufscheinen, listet Bärbel Schwitzgebel auf: „Inhalt der Sammlung[,] Rezipienten und Rezeptionssituationen[,] Entstehungsbedingungen des Werkes[,] Intention und Wirkungsabsicht des Verfassers[,] literarische Vorbilder und Literaturkritik[,] Verteidigung der eigenen Sammlung, Abwehr möglicher Kritik.“²⁰⁵ Die aufgezählten Aspekte wirken gleichzeitig erläuternd und legitimierend; der dem Hauptteil vorangestellte, begleittextliche Zusatz soll das Werk in einem guten Licht erscheinen lassen und bildet damit einen zentralen Kanal zur Selbstautorisierung der Sammlung.

In den sieben Büchern des *Wendunmuth* befinden sich sieben Vorworte, die dem Kompilator zugewiesen sind und sich über einige wenige Druckseiten erstrecken.²⁰⁶ Bis auf Buch VI wird mit einer Widmungsanrede eröffnet, die sich gattungstypisch an überwiegend städtisch-bürgerliche Freunde aus der Lebenswelt des Adressanten richtet. Aus einer typographischen Perspektive wirkt die Widmungsanrede der Sammlung wie ein Titel für die darauffolgenden Ausführungen; mit dem Fortschritt der Seite werden die Lettern kleiner, wobei eine Leerzeile die Anrede vom Rest des

²⁰⁴ Karl Schottenloher: Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, Münster 1953 (=Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 76/77), S. 2.

²⁰⁵ Bärbel Schwitzgebel: Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1996 (Frühe Neuzeit 28), S. 118. Einen vergleichbaren Arbeitsauftrag zu späteren Epochen setzte sich Hans Ehrenzeller: Studien zur Romanvorrede von Grimmelshausen bis Jean Paul, Bern 1955 (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 16).

²⁰⁶ Formal betrachtet handelt es sich um öffentlich zugängliche Briefe im Rahmen von Buchpublikationen, die neben einer Widmung und dem eigentlichen Text auch das Datum und den Verfasser ausweisen.

Vorwortes trennt. Es entsteht dabei der Eindruck eines Paratextes vom Paratext. Buch VI kompensiert das Fehlen einer konkreten personalen Widmung mit einer Berufung im Vorredentext auf den Landesfürsten Wilhelm IV. von Hessen-Kassel. Letzteres ist insofern bemerkenswert, als Wilhelm zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Buch VI bereits über ein Jahrzehnt verstorben ist und sein Sohn Moritz seit diesem Zeitpunkt Kirchhofs eigentlicher Herr ist – womöglich ein Ausdruck für das fehlende Geschick, das Moritz als Regenten zukam. Davon abgesehen richtet sich das Vorwort von Buch VI. an eine anonyme Leserschaft, indem es mit dem phrasenhaften „Vnterricht an den Leser“ einleitet.

2.3.1.2. Dedikationen

Der *Wendunmuth* richtet seine Widmungen an lebensweltliche Adressaten aus dem städtischen Bürgertum. Darin liegt ein Indikator dafür, dass sich der Kreis an potenziellen Rezipierenden im Vergleich zu früheren Jahrhunderten aus einem exklusiven adeligen und monastischen Rahmen auf das Bürgertum ausweiten konnte.²⁰⁷ Nicht mehr ausschließlich geistliche und weltliche Potentaten kommen als Mäzene in Frage, sondern auch Vertreter aus der prosperierenden bürgerlichen Schicht – sie sollen nun verstärkt erreicht werden. Die bürgerlichen Rezipierenden werden in ihrem Stand vertreten und erhalten damit die Möglichkeit zu einer stärkeren Identifikation mit dem Werk. Andre Horchs buchwissenschaftliche Auswertungen der im 16. Jahrhundert gedruckten Dedikationen der Stadt Mainz relativieren diesen Faktor insofern, als das Bürgertum trotz einer Ausweitung des Publikums vergleichsweise selten zum Widmungsträger gemacht wird.²⁰⁸ Für die Schwanksammlungen trifft dieser Umstand jedoch nicht zu – hier herrschen bürgerlich adressierte Dedikationen vor und bilden so ein Signum dieser Buchgattung.

²⁰⁷ Elfriede Moser-Rath nennt den *Wendunmuth* explizit als Beispiel für eine Textsammlung des 16. Jahrhunderts, die auf ein weites Publikumsspektrum hinarbeitet (Elfriede Moser-Rath, ‚Lustige Gesellschaft‘, S. 263).

²⁰⁸ Vgl. Andre Horch: Buchwidmungen der Frühen Neuzeit als Quellen der Stadt-, Sozial- und Druckgeschichte. Kritische Analyse der Dedikationen in volkssprachlichen Mainzer Drucken des 16. Jahrhunderts unter Verwendung statistischer, netzwerkanalytischer und textinterpretatorischer Methoden, Frankfurt/Main 2014 (=Mainzer Studien zur Neueren Geschichte 32), S. 241.

Abgesehen von einer ausgeweiteten Möglichkeit der Identifikation trägt die Widmung denselben Hintergrund, den sie schon seit der Antike innehat: Die Autorität der gewidmeten Person wird angezapft und ihre Unterstützung in Form einer Geldentschädigung erhofft. Doch auch ein weiterer Aspekt spielt in die Widmungsausprägung dieser Zeit hinein: Die Tradition des Freundschaftsbriefes genießt in reformatorischen (wie humanistischen) Kreisen große Beliebtheit.²⁰⁹ Im Pflegen der Freundschaft können sich „pietas, virtus [und] doctrina“, der „Zusammenschluß des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Ideals“ verwirklichen, zeigt sich Joachim Camerarius der Ältere überzeugt.²¹⁰ Dieses Zusammenwirken liegt dem *Wendunmuth* nicht fern; ein demonstrativer freundschaftlicher Verbund über die Widmung macht insofern Sinn, als darin neben identifikatorischen und wirtschaftlichen Hoffnungen auch das Potenzial kollektiver Besserung in den von Camerarius genannten Aspekten erhofft wird. Im Unterschied zu den Widmungsvorworten humanistischer Gelehrtenkreise bleibt eine Konnektivität zur *res publica literarum* durch den *Wendunmuth* aber aus. Vielmehr wird ein kompensatorisches Angebot besonders an all jene herangetragen, die den gelehrten Schriften aus unterschiedlichen Gründen nicht folgen können.

Die Dedikation wird im Lauf der Sammlungsvorworte noch selbst in einer ihrer unmittelbaren Funktionen reflektiert – etwa in WU I:

„Fürter / dieweil von den Alten auff vns der gebrauch
kommen / daß auch die Hochgelehrtesten jhren Getichten
oder Bücherey / vnangesähen mit was grosser authoritet
vnd fürtrefflichkeit dieselbigen vorhin scheinbar / einen
tapferen ansähenlichen Mann zů einem Patron erwehlen
/ Hab ich [...] einen fürnemen Schirmherrn zůsuchen hoch
von nöten geschetzt.“

Buch II schließt die Motivation der Gönnerwahl noch in kompakter Weise an: „auff das sein Scriptum desto mehr Authoritet / bey männiglichen erlange“. Die getroffenen Formulierungen bilden den bemerkenswerten Fall, selbstautorisierende Maßnahmen unverblümt (und auf diese Weise fast kokett) kenntlich zu machen. Kirchhof

²⁰⁹ Karl Schottenloher, *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*, S. 175f.

²¹⁰ Vgl. Friedrich Stählin: *Humanismus und Reformation im bürgerlichen Raum. Eine Untersuchung der biographischen Schriften des Joachim Camerarius*, Leipzig 1936 (=Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 159), S. 62.

untermauert explizit die Einbettung der Sammlung in einen konsensuellen Brauch literarischer Kommunikation, jene „verbindende Brücke“²¹¹ zwischen dem Autor/Kompilator und seinen Gönnern, die als althergebracht kommuniziert wird. Es wird kein Hehl daraus gemacht, welcher konkrete Nutzen daraus entstehen solle – die Steigerung der eigenen Autorität. Die offenerzige Haltung gegenüber diesem Aspekt der Dedikationspraxis ist dabei keineswegs eine Spezialität Kirchhofs; sie ist an der Tagesordnung und steht dem heute üblichen Verschleiern des gesuchten Eigenvorteils entgegen.

2.3.1.3. Sammlungsadressaten

Die Vorworte des *Wendunmuth* sprechen zwar konkrete Widmungen an lebensweltliche Personen aus, doch zeigen unpersönliche Anreden immer wieder, dass die Textadressaten in einem wesentlich größeren Rahmen zu fassen sind. Nicht damit gemeint sind die tatsächlichen Rezipierenden der Sammlung, sondern lediglich die im Werk durchscheinenden Vorstellungen davon.²¹² Bis zu diesem Punkt wirkt eine solche Vorstellung wegen der imperativischen, aber unpersönlich gestalteten Mottos weitgefasst; in den Widmungsvorworten lässt sich die Adressierung dann anhand verschiedener Spuren weiter bestimmen. Zunächst taucht ein Pool an lebensweltlichen Personen auf, der die konkreten Widmungsträger ausmacht. Die beim Namen genannten, lebensweltlichen Personen stehen als explizit ausgewiesene (Widmungs-)Adressaten fest; dementsprechend werden die Vorreden mit ihrer Anrede eingeleitet. Über die dabei angewandte 2. grammatikalische Person bleibt ein weiterer Kreis zunächst unangesprochen, doch ergeben sich mit fortlaufendem Text Änderungen: Die einsetzende 3. grammatikalische Person zeigt deutlich, dass der *Wendunmuth* auf einen unbestimmbar weiten Adressatenkreis zusteuert.

„Vnnd obs schon nicht mit grosser vnnd ansähenlicher
kunst pranget / mag es [das Textkonvolut] doch manchem

²¹¹ Karl Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, S. 192.

²¹² Klar ist, dass auch ausgesprochene Limitierungen oder Spezifizierungen durch die Texte keine eigentlichen Adressierungsgrenzen ausstellen können, die Frage nach einer solchen Darstellung aber trotzdem gestellt werden sollte.

/ wie naßweiß er sich dunckt / ein warnung vnnnd beyspiel
geben.“ (WU I, Vorwort)

Es ist nicht anzunehmen, dass der Kompilator den Widmungsadressaten offen unterstellt, jenem Kreis an Personen anzugehören, die eines warnenden Beispiels bedürfen. Es handelt sich dabei um unbekannte Dritte, was sich indirekt durch eine Textstelle aus dem Vorwort zu Buch V bestätigt: „auff daß nicht / da mehr in eines verfasset / es nicht zu dick: also aber desto ehe gekaufft / vnd dem Leser bequemlicher were“. Der *Wendunmuth* zielt explizit auf eine möglichst große Käuferschaft ab, möchte als wirtschaftliches Produkt reüssieren. Dabei kommt die Vorstellung auf, auch „ausserhalb Landts“ (WU VI, Vorwort) aufgenommen zu werden; geographisch wird den Adressaten somit keine Grenze gesetzt. Was das demographische Spektrum betrifft, spricht Kirchhof den Landgrafen Wilhelm von Hessen ebenso an wie den „gemein Mann“, der sich anhand der Sammlung behelfen solle (WU VI, Vorwort). Das Vorwort von Buch VI stellt bereits überschriftlich mit dem „Vnterricht an den Leser“ klar, dass ein unbestimmtes Kollektiv angesprochen wird. Weiter drängt sich die Frage auf, ob dieses Kollektiv womöglich nur auf Christen eingeschränkt sei, was paratextuell etwa bei Johann V. Andreäs utopischer *Christianopolis* anklingt (Andreä begrüßt den Textadressaten in der Vorrede mit „SALVE, LECTOR Christiane“).²¹³ Die christliche Verortung des *Wendunmuth* ist dauerpräsent, nicht nur im Zuge der paratextuellen Verhandlungen. Die Sammlung plakatiert diesen Einschlag zwar nicht schon wie Andräe in der Widmungsanrede, lässt aber Ähnliches anklingen, wie etwa das Vorwort von Buch VII verdeutlicht:

„Alles zu dem Endt gemeinet / daß / in sonderheit die
Jugend / ja Jedermänniglich (denn wer wolte sich
zulernen schåmen) das ist / zu Christlichen guten Ehrbarn
/ in diß zeitlich Leben gehörige Sitten / durch vorgestellte
Exempel vnnnd Gleichnuß / gewohne / vnd das
Lasterhafftige zuflieden lerne.“

Aber auch die konkrete Anrede von christlichen Adressaten ist Teil des Werkes, wie ausgewählte Texte zeigen: Zu finden ist dabei etwa ein eröffnendes „WJewol /

²¹³ Vgl. Johann V. Andreä: *Reipublicae Christianopolitanae descriptio*, Straßburg 1619, S. 5.

Christlicher frommer Leser“ (WU V,153 *Mahumetes*), das sich in seinem Einsatz als Widerhalt gegen die danach erzählten Gräueltaten Mahumets verstehen lässt. Doch nicht nur bei muslimischem Figurenaufgebot kann eine Abgrenzung über die Betonung christlicher Adressaten erfolgen, sondern auch in der jüdischen Entsprechung: So lässt WU I,II,50 *Ein Mönch zeugt der Juden Messiam* den Begriff der „Goim“ – in runde Klammer gesetzt – als „das ist vns Heiden“ erläutern. Das Kollektiv an Adressaten umfasst damit keine jüdischen Bürger. Der Fokus auf Christen erfolgt vor allem dann, wenn der Text eine Distanzierung von weiteren Religionen bzw. deren Vertretern ‚einfordert‘.²¹⁴

2.3.1.4. Topoi (Auswahl)

Einen gerne übersehenen Baustein der Vorworte des *Wendunmuth* bildet die wiederholte *Nennung des Werktitels*, der davor bereits konventionell das Titelblatt eröffnet hat. In jedem der Vorworte tritt er auf, in den späteren Büchern sogar vielfach; ein Ausscheren der Frequenz nach oben liefert das Vorwort von Buch VI mit ganzen acht Nennungen. Buch I stellt eine Reflexion des Haupttitels zur Verfügung, dessen Auswahlmotiv in seiner Vermittlung von Kurzweile begründet wird. Ein wichtiges Detail folgt in der Erwähnung, dass der gewählte Begriff aus diesem Grund der deutschen Sprache entnommen worden sei – nicht der lateinischen. Diese Wortmeldung kann bereits als ein kleiner Vorbote für die vielfältigen Aufwertungsversuche der deutschen Volkssprache im *Wendunmuth* angesehen werden. Der Haupttitel brennt sich bereits zu einem frühen Zeitpunkt der Sammlung in die Köpfe der Rezipierenden ein, wobei in der wiederholten Wiedergabe auch die Implikationen des Begriffs präsent gehalten werden. Diese Präsenz lässt die vorliegenden Texte als ein greifbares, weil stets benennbares Ganzes erscheinen. Indem die Sammlung über den repetitiv vorgebrachten Haupttitel stark selbstreferenziell agiert – im Textsektor sind viele Phänomene der Metafiktion anzutreffen – liefert der *Wendunmuth* zudem einen Einschlag, der ihn von den vorausgehenden Schwanksammlungen trennt.

²¹⁴ Auch andere als topisch zu wertende Zuschreibungen sind im Werk zu entdecken – etwa wenn sie zur Schmeichelung des Publikums dienen. So taucht in WU V,16 *Anmuth zu Gottes Wort bringt weiter* der „fleissige Leser“ auf, wobei dieser gesteigert in WU I,II,124 *Von deß Todts Botten* sogar als ein „geliebter wolgünnender Leser“ angesprochen wird.

Als Bestandteil des vorwortlichen Standardrepertoires erweist sich die kurze, aber wiederholte Beschreibung der *Sammlungsgenese*. Vor allem im Vorwort zu Buch I wird ein mehrstufiger Fortschritt sichtbar, der zur vorliegenden Gestalt der Kompilation geführt haben soll: Ausgegangen wird von der konkreten Bitte an Kirchhof durch Freunde (Georg von Otterler wird namentlich genannt), er möge doch aus Heinrich Bebel's lateinsprachigen *Fazetien* Texte auswählen und diese ins Deutsche übertragen. Wie im Nebentitel des Buches stellt Bebel auch hier die genannte weltliche Autorität dar; seine Texte sollen auch in deutscher Sprache verfügbar werden. Durch die Bitte der Freunde wird ex ante ein bestehendes Interesse an der Kompilation in den Raum gestellt, eine konkrete Strategie der Aufwertung, die sich noch öfter in der Sammlung finden lässt. Auf die Bebel-Fazetien hinauf wird der Beschluss kommuniziert, auch aus weiteren schriftlichen Quellen Textpassagen zu entnehmen. Bei dieser Erweiterung bleibt es aber nicht: Angekündigt werden Erzählungen und Beschreibungen, die davor nur in mündlicher Form tradiert worden waren. Zu guter Letzt setzt sich der Kompilator selbst in Szene, indem er die Einbindung seiner Eigenerlebnisse ankündigt. Ein zunächst klein anberaumtes Übersetzungsprojekt, das eine ausgewählte dichterische Autorität behandeln soll, wird auf weitere Autoritäten ausgeweitet. Oral tradierte Erlebnisse und Beschreibungen sollen zusätzlich schriftlich fixiert werden, wobei Kirchhof sich unter anderem auch auf seine eigene Zeugenschaft beruft. Da die Beschreibung der Sammlungsgenese von einem limitierten Projekt zur Aufarbeitung eines umfassenden Textkorpus in Schwanksammlungen jener Zeit zu finden ist, liegt hier Kirchhofs Anknüpfen an diese Gattungstradition nahe. Die geschilderte, schrittweise Texterweiterung wirkt dabei wie eine mikrokosmische Entsprechung der mit dem Buchdruck eingetretenen, makrokosmischen Textflut. Gegeben ist ein gattungs- und sammlungsinterner Ausdruck von nun in der Wahrnehmung ‚unendlich‘ verfügbaren textuellen Anknüpfungsmöglichkeiten, die in der Frühen Neuzeit schon für sich die Frage nach Strategien einer adäquaten Handhabung hervorrufen.

Die von Kirchhof erwähnte Selektion der Texte schafft eine Differenz zu den Ausführungen von Johannes Pauli, der im Vorwort zu seinem *Schimpf und Ernst* angibt, die enthaltenen Erzählungen aus sämtlichen Büchern zusammengetragen zu haben. Dieses totale Momentum tritt bei Kirchhofs Stellungnahme zugunsten einer kritischen Auswahl in den Hintergrund. Dass der *Wendunmuth* mit seinen sieben Büchern

vergleichsweise maßlos agiert, steht auf vielen anderen Blättern. Die Kriterien für ein Ausscheiden von Texten beschreibt Kirchhof anhand der Bebel-Texte in vier knappen Punkten:

„Erstlich dieser / Daß etliche gar spöttisch vnnnd sehr ergerlich vorm gemeinen vnverstendigen Mann von Gott vnnnd seinen wercken reden. Zum andern / eins theils in Teutscher Sprach / wie im Latein / gar nichts klappen. Die dritten / züchtigen Ohren sehr zûwider / Vnd die vierdten vorhin in vielen andern Büchern angezogen sein.“ (WU I, Vorwort)

Zwei der genannten Aspekte weisen einen moralischen Einschlag auf: Zum einen wird klargestellt, dass sich die Rezipierenden durch die getroffene Auswahl nicht auf zotenhafte Passagen einzustellen haben – eine Analogie zur ‚züchtigen‘ Attribution der Texte in den Nebentiteln –, zum anderen werden gotteslästerliche Reden gezielt ausgespart. Ein weiteres Kriterium der Ausklammerung liegt in möglichen Schwierigkeiten bei der sprachlichen Übertragung; nicht jeder Text lässt sich zufriedenstellend aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen. Dabei ist nicht von einer insinuierten Minderwertigkeit der deutschen Volkssprache auszugehen, vielmehr vollziehen sich die Pointen der *Fazetien* gerne in lateinischen Sprachspielen, die im Fall einer Übertragung kaum wiederzuerkennen wären.²¹⁵ Der *Wendunmuth* möchte weiters ein Alleinstellungsmerkmal suggerieren, indem das Ausscheiden bereits frequent publizierter, übersetzter Texte Bebels behauptet wird. Auch hierbei werden die Nebentitel bestätigt, in denen in zeittypischer Manier auf die Aktualität eines nur hier in dieser Form zugänglichen Textmaterials hingewiesen wird – auf Wiedergekäutes verzichtet der *Wendunmuth* laut Eigenaussage also trotz der expliziten Berufung auf Quellenübernahmen.

Das Ausmalen möglicher *Rezeptionsformen* und deren Einbettung in den Alltag bildet einen weiteren topischen Baustein der Vorworte frühneuzeitlicher Schwanksammlungen. Dabei stellt das Wissen um die besondere Modalität literarischer

²¹⁵ Dass Kirchhof auch durchaus anders mit schwer übersetzbaren Texten umgeht, beweist die Sammlung selbst. In WU III,271 *Zum beschluß* heißt es: „Weil diß alles in seiner sprach beßer laut, denn mans verteutschen kan, hab ichs also wöllen stehen laßen [...]“. Kirchhof belässt es hier einfach bei der altfranzösischen Vorlage – die Grenzen des Übersetzens treten immer wieder in den Blickpunkt und werden damit problematisiert.

Kommunikation rund um mittelalterliche Texte eine wichtige Voraussetzung dar, weil diese sich ungleich stärker als eine „Kommunikation unter körperlich Anwesenden“ erweist und in dieser Ausrichtung noch bis in die Frühe Neuzeit hineinwirkt.²¹⁶ Viele der überlieferten Texte sind kaum als Lektüre für die stille Kammer vorstellbar. Sie fungieren mitunter als Überlieferungsträger oder bilden das Gerüst für mündliche Vorträge, um als Hilfsmittel im Rahmen der „Inszenierung“ zu agieren.²¹⁷ Dieser „bimediale Charakter der mittelalterlichen Kommunikationsverhältnisse“²¹⁸ ist mitzubedenken, wenn mündliche Wege der Aufnahme auch in den (Para-)Texten des 16. Jahrhunderts empfohlen werden. So meint Jan-Dirk Müller: „Je mehr der Körper aus literarischer Kommunikation verdrängt wird, desto stärker kann er sich [...] im verschrifteten Text in den Vordergrund drängen [...].“²¹⁹ Eine potenzielle Aufnahme über den mündlichen Vortrag wird auch über die Vorworte des *Wendunmuth* laut, in denen eine Hörerschaft eingefordert wird:

„Doch aber / wo man bey Ehrenleuten vnd gûten freunden recht frôlich seyn / all traurigkeit vnd stôrriges sâhen ablegen vnd vergessen wil / (denn an solchen enden ist der Sauwrsenff vnnd schwartze Pfeffer daheim zûlassen) sich on schmehung Gottes mit lûstigen / ehrnmâssigen / feinen Sprûchen vnd bossen / wol ergetzen mag: Auch seiner vnnd ander Melancoliam damit zûvertreiben fleiß ankehren soll.“ (WU I, Vorwort)

Der Kompilator nennt hier zwar keinen konkreten Ort für eine mögliche Rezeption der Texte, zeichnet aber das Bild eines freundschaftlich verbundenen Menschenkreises, der sich mithilfe der Texte des *Wendunmuth* bei Laune hält.²²⁰ Typisierte Settings folgen in Buch III:

²¹⁶ Wie unterschiedlich die gängigen Rezeptionsmodi mittelalterlicher Texte bewertet werden, ist einzusehen bei Dennis Green: Hören und Lesen. Zur Geschichte einer mittelalterlichen Formel. In: Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereichs „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. Hrsg. von Wolfgang Raible, Tübingen 1990 (=ScriptOralia 13), S. 23–44.

²¹⁷ Vgl. Jan-Dirk Müller: Vorbemerkung. In: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart; Weimar 1996 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände 17), XI–XVIII, hier XI.

²¹⁸ Horst Wenzel: Einführung. Aufführung und Repräsentation. In: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit, S. 141–148, hier 141.

²¹⁹ Jan-Dirk Müller, Vorbemerkung, XV.

²²⁰ Christian Meierhofer bescheinigt den Texten des *Wendunmuth* gerade aufgrund ihrer angewandten *moralisatio* einen möglichen Verwendungszweck als kirchliche Predigt, die sich im Gottesdienst

„solche gesellschaftt aber sich mit erzehlung allerhand geschichten, der alten und vördern, nicht allein daheim über tisch etc., sondern auch vielmal auff wegfarthen, mühsamen und verdrießlichen reißen, [...] pflegen gern zu erlustigen“. (WU III, Vorwort).

Der *Wendunmuth* eignet sich nicht nur für den Zeitvertreib am festen Ort, sondern wird auch für gemeinsame Reisen empfohlen. Nun handelt es sich bei der Zeichnung von Rezeptionssituationen um ein Angebot des Kompilators, das mehrschichtig zu verstehen ist: Es wäre zu kurz gegriffen, darin nur das Anknüpfen an eine gattungsbedingte Vorlage zu sehen: Die Rate an Analphabeten ist nach wie vor eklatant hoch, der Buchbesitz des Einzelnen in einem für heutige Maßstäbe lächerlich niedrigen Bereich. So bildet das öffentliche Lauschen immer noch einen zweckdienlichen Modus, um in den Genuss bereitgestellter Texte zu kommen. In der Zeichnung solcher Vorgänge liegt augenscheinlich eine Art Romantisierung dieses öffentlich vollzogenen Aktes, der durchwegs positiv konnotiert wird. Es werden Bilder vor dem geistigen Auge generiert, die geselliges Wohlbehagen zeigen; gemeinschaftsstiftend wirkt ein solches Setting als Teil der literarischen Kommunikation allemal. Dabei liegt kein Hinweis vor, dass der *Wendunmuth* als Behelf für eine distinguierte, gehobene Konversation dienen soll, wie es in Kompilationsschriften späterer Zeiten oft der Fall ist. Eher zielen die gezeichneten Bilder in Richtung einer ‚Lachgemeinschaft‘ ab, jenes reich an sozialen Funktionen ausgestattete gesellschaftliche Phänomen, das dem 16. Jahrhundert gerne als Signum zugeschrieben wird.

Die auch im Rest der Sammlung wiederholt auftretenden ‚züchtigen Ohren‘, die geschont werden sollen, bilden einen weiteren sprachlichen Hinweis für den angedachten mündlichen Vortrag. Zwar ist dieses Begriffspaar in erster Linie pars pro toto für den züchtigen Menschen (überwiegend die züchtige Frau) zu begreifen,²²¹

mündlich vollzieht (vgl. Christian Meierhofer, *Alles neu unter der Sonne*, S. 63). Auch in den Texten selbst finden sich regelmäßige Beschreibungen geselliger Runden, oft bei biographisch verorteten Beiträgen des Kompilators, etwa in WU I,190 *Ein Wirt nimpt die Zech zweymal bezalet*: „Ich selbst bin kurtz darvor ehe diese Historien geschriben / vber Tisch im Schloß zů Cassel mit guten freunden gesessen / hat derselben auch einer sein messer aufgesteckt. Dieweil aber noch ein gut Gebrahtens herbracht ward / erfand er die schertzerey / daß er on vexieren sein messer wider langen durffte [...].“

²²¹ Vgl. WU I,II,60 *Ein Mönch ist ein Jungkfrauenschender im Land zu Preussen*, wo in aller Drastik die Vergewaltigung eines Mädchens durch einen Geistlichen geschildert wird („vnd helt sich allda gegen diß vnschuldig Kindlein / gegen seine schamhaffte äuglein / gegen die züchtigen Ohren“). Beispiele für

dieses in der Frühen Neuzeit häufig gebrachte Bild steht mit der Zeichnung launiger Vortragsrunden aber bestens in Einklang; die mögliche orale Weitergabe von Textbotschaften wird darin zum Ausdruck gebracht.

Bei einer anvisierten face-to-face-Situation und damit der Anknüpfung an eine lange bewährte Rezeptionspraxis belässt es der *Wendunmuth* aber nicht. Auch der visuell gestützte Leseakt macht sich als Aufnahmemodus in den Widmungsvorworten bemerkbar – nicht zuletzt über die bereits geschilderte, kollektive Leser-Anrede in der Widmung von Buch VI. Auch das Vorwort des abschließenden Buches VII spricht explizit von Lesenden, wenn es etwa heißt:

„Wie dem allem aber / dieweil ich selbigen mahls / auch
sonsten hernach vielfältig erfahren vnd gespüret / daß
jetzt gedacht mein Buch / von vielen gelehrten vnd
guthertigen Leuten / geliebt vnd gern gelesen worden.
[...] So werden die Lesenden auch die Orter der Schrift /
allenthalben darneben angemerckt / in die Bibel weisen.“

In der begrifflichen Bestimmung einer Leserschaft (entgegen einer Hörschaft) wird augenscheinlich, dass dem Modus der privaten Lektüre ebenso Raum zugestanden wird wie dem öffentlichen Lauschen. Die Texte bringen wiederum selbst ihr potenzielles ‚Gelesen-Werden‘ ins Spiel: WU II,107 *Ein Pfarrherr isset Kirschenmuß* eröffnet wie folgt: „GAR wol hab ich einen Pfarherrn gekennet / weiß auch daß vielen / so diß lesen werden / sein Nam nicht wird Vnkântlich sein: der war bey Gesellschaft ein kurtzweiliger vnd lustiger Mann / schimpff vnd schertz (wie man sagt) anzunehmen vnd wider außzugeben [...].“ Die Kenntnis dieses launigen Pfarrherrn richtet sich dabei nicht an aufnahmefähige Ohren, sondern ein lesendes Publikum. Während eine Sammlung wie Boccaccios *Dekameron* auf eine rahmende Handlung setzt, in der die Texte als vermittelte Geschichten innerhalb der Erzählten Welt fungieren, wird im *Wendunmuth* ein solcher Rahmen in die Lebenswelt ausgelagert: Es werden klare Empfehlungen

die Verwendung der genannten Wortfolge in Verbindung mit dem mündlichen Vortrag gibt es in den überlieferten Schriften genügend, auch in späteren Zeiten. Vor einigen Jahren etwa wurde ein Beschlusstext des akademischen Senats der Universität Wien von 1872 ‚ausgegraben‘, der dem „Ohr [...] züchtiger Jungfrauen“ in Form von potenzieller weiblicher Hörschaft in Vorlesungen eine Absage erteilte (vgl. Andrea Griesebner: *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien 2005, S. 33f.).

ausgesprochen, in welchen Modi die bereitgestellten Texte adäquat aufzunehmen seien.

Einen weiteren informativen Aspekt der Widmungsvorworte bildet die ausgesprochene *Werkintention*. Die Ausführungen bewegen sich dabei innerhalb des poetischen Konzepts von *delectare* und *prodesse* (Horaz), wenngleich ein genauerer Blick darauf angebracht ist. Dem Duktus des Haupttitels entsprechend, soll sich die Wirkung prozesshaft entfalten: Das Werk lässt die „traurigkeit [...] vergessen“ (WU I), möchte „erlustigen und die zeit verkürtzen“ (WU III), „auffmuntern vnnd ergätzen“ (WU IV), „keinen ernst anrichten“ (WU I) und versuchen, „den Schwer vnnd Vnmuht zuwenden / vertreiben / vnnd Frölichkeit zuerwecken“ (Buch VI). Aufgezogen wird eine Vorher-Nachher-Situation. Das Ernsthafte abseits der Unterhaltung folgt in der Regel später in den Vorworten: Der *Wendunmuth* liefert dabei „warnung und beyspiel“ (WU I), möchte „die an mehren enden obgemelt laster [stoltz und geitz], so auch andere dergleichen untugent taxiren“ (Buch III) und eröffnet die Möglichkeit, „sich darauß [zu] spiegeln / oder nohtwendige Exempel [zu] nemmen“ (Buch VI). Abschreckung und positiver Ansporn in Einklang mit dem rechten Lebenswandel sollen durch die Texte ihre erklärte Wirkung entfalten. Christian Meierhofer konstatiert zurecht, dass die Betonung des Nutzens in den Vorworten des *Wendunmuth* verglichen mit Sammlungen ähnlicher Machart stark sei.²²² Gerade hier wird deutlich, wie problematisch sich eine opponierende Bezüglichkeit der gedachten Pole von *delectare* und *prodesse* gestaltet. So ist eine Mitbesetzung der *delectare*-Funktion durch Spuren des *prodesse* allein anhand der Mottobotschaften kaum zu leugnen. Nützlichkeit liegt nicht nur in moralischer Belehrung oder Wissensvermehrung, sondern ebenso in der Unterhaltung, die von Lasten des Alltages ablenkt und für die Gesundheit unerlässlich ist. Eine Polarität der beiden Begriffe ist in den Vorworten des *Wendunmuth* zwar greifbar, doch lässt sich bei genauerem Blick ein Feld gegenseitiger Bezüglichkeit ausmachen.²²³

In den Vordergrund drängen auch die zahlreichen Einsprengsel und deskriptiven Bausteine zur *Buchszene*. Kontinuierlich werden dabei Bezüge über den Einsatz von

²²² Christian Meierhofer, *Alles neu unter der Sonne*, S. 61. Der Fokus liegt auf „christlich-moralische[r] Legitimation“, die sich auch in den Vorworten ausdrückt, vgl. auch ders.: *Die Fülle der Dinge. Überlegungen zum Zusammenspiel von copia und delectatio im frühneuzeitlichen Literatur- und Nachrichtendiskurs*. In: *Daphnis* 44(2016), Ausg. 3, S. 294–319, hier 317.

²²³ Vgl. Bärbel Schwitzgebel, *Noch nicht genug der Vorrede*, S. 133f.

einschlägigem Vokabular hergestellt; ein zeitaktuelles mediales wie sozioökonomisches Feld breitet sich vor den Rezipierenden aus: Einigermaßen unauffällige Termini rund um das Medium sind mit „Büchlein“, „werck“ (etwa Buch I) oder „Namm vnnd Titul“ (Buch VI) vertreten, während Begriffe wie „prefation“, „Dedicatorien“ oder „Artickul“ (Buch VI) schon etwas tiefer in seine Gestaltung blicken lassen. Aussagekräftig werden die Ausführungen vor allem dann, wenn unterschiedliche Rollen im Rahmen des Herstellungs- und Verteilungsprozesses angedeutet werden – sie beziehen sich dabei nicht zwangsläufig nur auf den *Wendunmuth*. So wird die Verfasserschaft hervorgekehrt, wenn Begriffe wie „Author oder Schreiber“ (Buch II) fallen oder aber von „Scribenten“ (Buch VII) gesprochen wird, wobei auch die höchste institutionalisierte Würdigung dichterischer Leistungen, die Auszeichnung als *Poeta Laureatus*, im Zusammenhang mit Heinrich Bebel zur Sprache kommt. Weiters wird darauf angespielt, dass die Veröffentlichung eines Werkes nur über eine funktionierende Verlegerschaft zu realisieren sei; von diesem Aspekt erfährt man über die wiederholte Nennung der für den *Wendunmuth* zuständigen personalen Kräfte – „Johann Feyrabend“ (Buch VI) sowie „Georg Raben seligen und Weigand Hanen erben“ (Buch III). Weiters werden Begriffe und Phrasen zu Vorgängen und Einrichtungen der Herstellung und Distribution ins Spiel gebracht: „Truckerey“, „deß Buchbinders Laden“ (Buch VI), „in Druck zu fertigen“ (Buch II), „inscribiret“, „sub praelum zu fertigen“ (Buch III), „öffentlich außgehen lassen“, „new auffgelegt“, „erste Edition“ (Buch V), „conscribirt“ (Buch VI). Diese Aspekte sind vor jenem Hintergrund zu verstehen, den Mary Louise Pratt als „hyper-protected cooperative principle“²²⁴ umschreibt: Kommunikative Akte beruhen auf der konventionellen Vorannahme der Kooperation aller Beteiligten, die ein lohnendes Unterfangen gewährleisten soll. Für literarische Texte ist die Veräußerlichung besonders geschützt, indem selektive Verfahren angewandt werden, Veröffentlichungsmechanismen greifen müssen und letztlich eine literarische Öffentlichkeit Zeugnis für das Buch abzulegen hat. Kirchhof macht sich über die genannten Begriffe und Vorgänge die Autorität der etablierten Buchszene zum Argument für das eigene Werk. Als selbstautorisierende Strategie der Sammlung wird

²²⁴ Mary L. Pratt: *Toward a Speech Act Theory of Literary Discourse*, Bloomington: Indiana Univ. Press 1977, S. 38–78. Aufgegriffen wurde der Hinweis bei Jonathan Culler: *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*, Stuttgart 2002, S. 41.

ein vorgegebener frühneuzeitlicher Weg von der Werkgenese bis zum vorliegenden Buchprodukt am Buchmarkt in grober Weise nachgezeichnet, der einen (zumindest formalen) Qualitätsstandard suggerieren soll. Aus dieser Perspektive werden nicht nur neu geschaffene, optionale Wege mittels angezapfter Autorität legitimiert; so tragen die Wege selbst autorisierendes Potenzial in sich, das in verschiedener Weise nutzbar gemacht werden kann – hier in Form der demonstrierten Einbettung eines Textkonvoluts in einen ausdifferenzierten und sprachlich potent beschreibbaren Herstellungs- und Verteilungsprozess.

Im Zuge der Informationen zum frühneuzeitlichen Buchmarkt werden auch konkurrierende Werke in den Blick genommen; weniger werden dabei konkrete Titel angesprochen, vielmehr wird das bestehende Textangebot abstrakt aufs Tapét gebracht. Die Ausnahme liegt in der Nennung von Heinrich Babels *Fazetien*: Kirchhof gesteht dem Dichter zwar die positiven Attribute der Bekanntheit und Gelehrtheit zu (WU I, Nebentitel), doch implizieren die in der Frage der Textauswahl vorgebrachten Punkte, was seine Texte unter anderem mit sich bringen: Gotteslästerliches und Zotenhaftes. Abwertend werden durch Kirchhof vor allem unbestimmt bleibende Veröffentlichungen zum Thema gemacht – verteilt auf mehrere Vorworte:

„Darzû denn etliche / jetzund neww außgegangene
Bûchlein / die nicht ein wenig vnzucht / geil vnnd
frechheit / bey denen da sie vorhin steckt / erwecken /
gleich wie mit Feuwer zû dÿrrem Holtz oder Stro
zÿschÿren / solchen vnsern bösen affecten vnd
neygungen anreizung vnd fÿrschub geben.“ (Buch I,
Vorwort) „Vnter die Narrentheiding aber seind zu
rechnen / die erdicht Mährlein der alten Weiber vnd
Spinnmâgdlein: Item die Sprÿche der Lotterbuben vnnd
Stocknarren: Leichtfertige Lieder vnnd Schandbûcher / so
andern zur Schmach gedichtet sein [...].“ (Buch IV,
Vorwort) „Doch mit Betrachtung dieser Tractâtlein /
andere Bûcher / die Leichtfertigkeit vnd Ergernuß
erwecken möchten / die weil zurÿck legen / wo nicht gar
vergessen.“ (WU VI, Vorwort)

Das eigene Werk wird durch das Schlechtmachen abstrakter Konkurrenten in seiner Qualität erhöht. Kirchhof schickt für die Rezipierenden eine Wertung zugunsten des vorliegenden Buches voraus, ohne das eigene Werk loben zu müssen.

Die Vorworte des *Wendunmuth* sprechen überwiegend von formalen und funktionalen Aspekten der Sammlung; enthaltene Stoffe und Motive bleiben weitgehend unangezeigt. Anhaltspunkte, welche Stoffe vorliegen könnten, erhält man bestenfalls über sporadische Quellenhinweise. Dem Nebentitel von Buch I entsprechend, liegt eine konkrete Nennung von Heinrich Bebel und seinen *Fazetien*²²⁵ (I, V, VI) sowie der Hinweis auf den Einbezug der *Bibel* (VII) vor. Spezifische Stoffangaben ergeben sich daraus aber keine.²²⁶ Enthaltene Motive werden vereinzelt in Buch I angedeutet, wenn die „vngelehrten Pfaffen“ sowie das „Babsthumb [...] seines narrenwerckes vnd vngeschicklichkeit“ vorausgeschickt werden; nagelfeste Bezüge sind aber auch dabei nicht gegeben. Die abgebildeten Gattungsbestimmungen decken sich überwiegend mit jenen, die bereits durch die Nebentitel aufscheinen: Historien, Schimpfreden, Geschichten, Gleichnisse, Fabeln, Sprüche, Sentenzen, Fazetien, Traktate, Apologe sowie Exempel. Die vorgefundenen Analogien zwischen den Nebentiteln und den Vorreden decken sich mit jenen Beobachtungen, die Bärbel Schwitzgebel zu den Schwanksammlungen teilt.²²⁷ Unterm Strich lässt sich bezüglich des konkreten Inhalts der Texte kaum von einer Erläuterung durch die Vorworte sprechen; einen wesentlich aufschlussreicheren Einblick bieten in diesem Punkt die vorhandenen Register.

Die *Leser-Vorrede* aus Buch VI muss aufgrund ihrer aus dem Rahmen fallenden Realisierung gesondert betrachtet werden. Kirchhof agiert geschickt darin, Informationen und Stimmungen zu vereinen, die dem Wert der Sammlung zuträglich

²²⁵ Die Kenntnis des Vorwortes von Buch I ist notwendig, um ein mehrfach angebrachtes Sonderzeichen des Textsektors decodieren zu können: Die gedruckte, marginal gesetzte Index-Hand – sie trägt die Funktion der Markierung eines Schwerpunktes – wird als graphischer Hinweis zu übersetzten Fazetien-Texten von Heinrich Bebel ausgewiesen: Wo immer die Index-Hand neben einem Text der Sammlung auftaucht, werden Bebel's Fazetien als Quelle behauptet. Durch die Aufschlüsselung des Zeichens im Vorwort wird ein punktuelles Referenzsystem abseits des Registerapparats bereitgestellt. Während der Registerapparat über die gesammelte Auflistung der Überschriften eine Suchhilfe ‚von außen‘ anbietet, verhält es sich hier anders: Die Information über diese spezielle Textherkunft liegt zwar im Vorwort bereit, das tatsächliche Aufspüren des Sonderzeichens lässt sich aber nur im optischen Leseakt selbst oder dem aufmerksamen Blättern verwirklichen. Während das Register thematische Felder vermittelt, wird hier der Verweis zur Textquelle –zur Autorität Bebel's – hergestellt.

²²⁶ Bezeichnenderweise verweist der einzige in den Vorworten erwähnte Stoff auf eine Adaption, die Kirchhof außerhalb des *Wendunmuth* vorgenommen hat – jene des Verlorenen Sohnes (Vorwort Buch VI).

²²⁷ Vgl. Bärbel Schwitzgebel, *Noch nicht genug der Vorrede*, S. 120. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die auf S. 121 abgebildete Tabelle der auftretenden Gattungsbegriffe für den *Wendunmuth* unvollständig aufscheint, da lediglich die Bücher I, III und IV für die Analyse herangezogen wurden.

sein könnten. Aufgeboten wird die Schilderung einer Skandalisierung von Buch I durch Teile der heimischen Bevölkerung. Der Kompilator zeigt sich irritiert aufgrund von Anfeindungen, die ihm mit der Neuauflage von Buch I (1602) entgegengebracht wurden, da er laut Eigenaussage niemanden mit seinen Texten persönlich angreifen hätte wollen. Zusätzlich bezichtigt er seine Kritiker, sie hätten Unwahrheiten über den *Wendunmuth* verbreitet und ihm falsche Inhalte angedichtet; das alles geschehe aus dem Grund, dass sich der eine oder andere selbst in den Texten wiederzufinden meine.

Kirchhof bescheinigt dem in mehreren Auflagen publizierten Buch I ein großes Echo in der Bevölkerung, einen Wirkungsradius, der vielen anderen Werken gar nicht zukommen würde. Die Aussage, dass das Buch jenseits des Landes wohlwollend aufgenommen worden sei, suggeriert eine geographisch grenzenlose Bekanntheit des Werkes. Den Rezipierenden wird wie beiläufig in Aussicht gestellt, mit einer Sammlung in Kontakt zu treten, die bereits auf eine breite Aufnahme bauen könne. In der Aneignung des *Wendunmuth* erschließt sich ihnen somit die Chance, an dem geschilderten Ausschnitt literarischer Öffentlichkeit zu partizipieren. Kirchhof hält nicht klein damit, einen Skandal – unerheblich ob tatsächlich stattgefunden oder nicht – mit dem *Wendunmuth* ausgelöst zu haben (bad news are good news). Unverblümt dockt er an die Sensationsgier des Publikums an. Auf diese Weise soll der Sammlung weitere Aufmerksamkeit verschafft werden, ohne das eigene Werk direkt in den Himmel loben zu müssen.

Aus einer moralischen Perspektive heraus versucht der Kompilator, seine Texte schadlos zu halten, indem er leugnet, jemanden darin an den Pranger stellen zu wollen; die Schreib- und Sammlungsintention sei in keinem Fall polemisch zu werten.²²⁸ Die Art und Weise, wie Kirchhof seine Ausführungen fortsetzt, wirkt jedoch eher aufstachelnd als kalmierend:

„Ja welche Låsterwort wurden vber mich nit mit Kübeln
voll außgossen? Insonderheit von denen / die mir
vnuerschuldt vnnd vnbillich feind / vnnd vielleicht durch

²²⁸ In Boccaccios *Dekameron* erinnert ein Ausschnitt der Figurenrede Laurettas an dieses Denkmuster, wenn darin ausgeführt wird, „daß die Witzworte die Eigenschaft haben, den, dem sie gelten, zu beißen, aber wie ein Lamm zu beißen und nicht wie ein Hund; denn wenn ein Witzwort wie ein Hund bisse, so wäre es kein Witzwort mehr, sondern eine Beleidigung“ (Giovanni Boccaccio: *Das Dekameron*. Dt. von Albert Wesselski, Frankfurt/Main; Leipzig 1999, S. 539).

den Stein / so vnder die Rüdten geworffen / getroffen
waren / daß sie mit vollem Hals vber mich schrien / vnnd
wen / sie nur vermöchten mir entgegen zu bewegen.“

Weg von einer zunächst allgemein gehaltenen Zeichnung opponierender Parteien erfolgt hier eine Darstellung von Kritikern, die sich durch die Texte in ihrem ‚schäbigen Handeln‘ ertappt fühlen und die Flucht nach vorne antreten. Für den Fall, dass es diese Kritiker tatsächlich gegeben haben sollte, wären sie mit diesen Zeilen wohl nur weiter in Rage versetzt worden. Indem Kirchhof die Verunglimpfung durch ein Beispiel vorantreibt, webt er ein bereits ausgeführtes, genretypisches Vorreden-Element ein: Aufgezogen wird der Rezeptionsmodus des Lauschens, hier allerdings von einer potenziellen negativen Begleiterscheinung ergänzt: So wurden im Werk *Spickzettel* mit Textpassagen deponiert und öffentlich verlesen, die für Aufregung unter den Zuhörenden sorgten, vom Kompilator aber nie autorisiert worden waren. Die Funktion dieser Schilderung liegt einerseits in der Plastifizierung unredlicher Verunglimpfungen des *Wendunmuth* durch Vortragende – diese Gefahr besteht in der privaten Lektüre am fertigen Druck nicht –, zum anderen wird einmal mehr das performative Potenzial unterstrichen, das in Kirchhofs Sammlung liegt: Verbildlicht wird das Zuhören in launigen Runden und an öffentlichen Stätten, abseits der ebenfalls suggerierten Möglichkeit der optisch gestützten Lektüre.

Das in den Vorworten Dargebotene stützt sich in erster Linie auf jene Autorität, die bereits durch die Mottos bemüht wurde: die Bibel. Verweise und Anspielungen auf die Heilige Schrift kommen in verschiedenen Zusammenhängen zum Einsatz: Der heilige Paulus wird im Vorwort von Buch I bemüht, wenn es darum geht, die aktuelle Konkurrenz madig zu reden. Buch III bringt die Bibel ins Spiel, um die Laster Geiz und Hoffart angemessen zu tadeln. Der Prophet bleibt im eigenen Land unerhört, wenn Kirchhof in Buch VI ausführt, dass die Pläne zum geplanten Werk *Schatztruhen* aufgrund seiner fehlenden Profession als Theologe zu Kritik aus der Bevölkerung geführt haben. Die notwendige Legitimation schöpft er dabei aus dem Matthäus-Evangelium.²²⁹ Der Einsatz der Bibel erweist sich schon in den Vorworten als sehr variabel, einheitlich ist

²²⁹ Da Kirchhof selbst in vielen Texten kommuniziert, dass der Mensch nichts über seine Profession hinaus anstreben solle, müsste er die Kritik an seinem Vorhaben konsequenterweise nachvollziehen können.

hingegen seine Funktion als firmierende Kraft in den vorgenommenen Argumentationen.

2.3.2. Allographes Vorwort (Ausgabe 1581)

Neben den auktorialen Vorworten der Erstausgaben aller sieben Bücher besteht mit der Ausgabe von 1581 (Buch I) ein allographes Pendant, das Kirchhofs Vorspann ersetzt und sich in seiner Ausgestaltung deutlich abhebt. Der vom Verleger Johann Feyerabend verfasste Text bringt nur wenige Aspekte ins Spiel, die schon durch den Verfasser aufgezeigt wurden: Auch der Verleger stellt seiner Vorrede eine Widmung voran, die sich an einen städtischen Bürger richtet und auch hier wird die Freundschaft zum Widmungsadressaten behauptet.²³⁰ Wie bei den auktorialen Vorworten kommen Aspekte zur Buchszene nicht zu kurz und betten das Werk so in ein präzise artikulierbares, gewerbsmäßiges Feld ein.

Ein stärkerer Fokus liegt auf jenen Informationsabschnitten, die den Text von Kirchhofs einführenden Worten unterscheiden. So schildert der Verleger knapp seinen Beweggrund, überhaupt eine neue Edition des bereits erschienenen Werkes auf den Markt zu bringen:

„da mir diß Buch (vor etlich jaren auch gedruckt) zu handen kam / vnd mich dasselbig dem Menschlichen Geschlecht nützlich vnd gut seyn dauchte / Habe ich bey mir beschlossen / diß jetzt auffß neuw auffzulegen / vnnd in den Druck zu verfertigen“. (WU I (1581), Vorrede)

Wenig bescheiden wird dem *Wendunmuth* ein Nutzen für die gesamte Menschheit zugeschrieben. Die erneute Bereitstellung des Werkes erfolgt somit als Dienst an dieser. Um seinen ‚selbstlosen‘ Zugang zu untermauern, führt Feyerabend fort, was er als Verleger dafür in Kauf nimmt:

„Es zancken sich nun darüber die Momi, die intempestiui censores, wie lang sie immer wöllen / sie bellen es / so

²³⁰ Darüber hinaus scheint ein verbindliches Verhältnis gegeben zu sein; die Adressierung „Meinem insonders günstigen Herrn“ lässt Peter Fischer – einen wohlhabenden Apotheker und Aktivisten in der Buchszene – als übergeordneten Partner erkennen.

lang es jnen gefellt / an / sol mich doch meines vorhabens
vnd vnkostens / so ich darauff wende / nicht gereuwen
[...].“ (WU I (1581), Vorrede)

Den eigenmächtigen Neidern und Momi – Monsterwesen, die Missgönner und Anschwärzer verbildlichen – muss sich der Verleger mit der Neuveröffentlichung des Werkes zwangsläufig aussetzen. Das sprachliche Bild der bellenden Hunde wird in Kirchhofs Vorworten angewandt und an dieser Stelle wiederaufgenommen. Anstatt vom eigenen Profitstreben zu berichten, setzt Feyerabend den finanziellen Aspekt in ein für ihn moralisch schmeichelhaftes Licht; gezeichnet wird das Szenario eines unausweichlichen Verlustgeschäftes, das er im Dienst der guten Sache über sich ergehen lässt.²³¹ Wird eine stoffliche und motivische Vorschau auf die Texte der Sammlung bei Kirchhof fast vollständig ausgespart, so ergänzt Feyerabend genau diesen Aspekt: Systematisch-chronologisch wird ein grober Überblick über die thematisch organisierten Textgruppen vorgebracht – inklusive Kommentierung und Interpretation. Dem im *Don Quijote* mitschwingenden Vorwurf einer „Verwilderung“²³² der Widmungsvorrede kann auf diese Weise präventiv entgegnet werden: Feyerabend ist mit dem Inhalt des Buches vertraut, das er einleitet. Dieses Faktum ist alles andere als selbstverständlich; bei der häufigen Übernahme phrasenhaft vorgefertigter Bausteine zur Erstellung hinführender Texte dürfte die Unkenntnis des Inhaltes häufiger aufgetreten sein.²³³ Die bereitgestellte Zusammenschau schützt den Verleger somit vor der Verdächtigung, sich nicht adäquat mit der Sammlung auseinandergesetzt zu haben.

Im 16. Jahrhundert lassen sich zahlreiche Buchpublikationen finden, die ein Verleger- und Autorenvorwort im selben Band aufweisen. Eine solche Bündelung autorisierender Stimmen wird in der Ausgabe von 1581 nicht genutzt. Orientiert man sich am augenscheinlichsten Unterschied der beiden Versionen, der Preisgabe (oder Aussparung) konkreter Inhalte, so wird klar, dass Feyerabend in ihrer Bereitstellung den Schlüssel zu einer erfolgreichen Eigenwerbung sieht; der thematische Abriss bildet

²³¹ Wie rasch fertige Bausteine weiterer Vorworte bei der Erstellung der eigenen zur Hand sind, ist hier auch sammlungsintern feststellbar; Kirchhofs Textstelle über die Notwendigkeit eines einflussreichen Gönners wird von Feyerabend fast im Wortlaut übernommen.

²³² Vgl. Karl Schottenloher, *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*, S. 233ff.

²³³ Vgl. ebda.

gleichzeitig Orientierung und Appetizer.²³⁴ Kirchhof hingegen baut auf eine diametral entgegengesetzte Strategie; er geizt mit inhaltlichen Bestimmungen, um die Erwartungslust der Rezipierenden bis zu ihrem Eintritt in den Textsektor zu schüren; formale wie funktionale Bestimmungen stellt er bereit, doch ist die Leerstelle des Inhalts erst in der eigentlichen Rezeption der Texte zu füllen.

Feyerabend ist bemüht, die Sammlung durch ein eigenes Vorwort „neu zu perspektivieren“; die frühneuzeitliche Autorität des Verlegers trägt das Potenzial in sich, dem Werk auch Jahre nach der Erstausgabe zusätzliche Konkurrenzfähigkeit am Markt zu verleihen.²³⁵ Dieser rationale Akt bedeutet einen weiteren Schritt zur De-Auratisierung des *Wendunmuth*. Die neben dem Kompilator und dem Drucker zusätzlich eingebrachte Stimme des Verlegers zielt darauf ab, die ‚Schlagkraft‘ der Sammlung zu erhöhen.

2.4. Marginalien

Ein Paratexttypus, der die Mengentexte auch im Wortsinn begleitet, ist jener der Marginalie. Erfolgte die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen der randständigen Notiz lange Zeit überwiegend anhand mittelalterlicher Manuskripte – sie betraf somit handschriftlich angebrachte Vermerke –, so konnte in den letzten Jahrzehnten auch ihre gedruckte Entsprechung Aufmerksamkeit auf sich ziehen.²³⁶ Im Unterschied zur manuell fixierten Marginalie tritt sie niemals als Gebrauchsspur ex post auf, sondern bildet eine vor der Bereitstellung autorisierte Information. In ihrem Anfang fungiert sie als Verweissystem in gedruckten Bibeln, kann aber mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert ihr Anwendungsspektrum auch auf Publikationen abseits der Heiligen Schrift erweitern. Bernhard Metz und Sabine Zubarik fassen ihr funktionales Potenzial wie folgt zusammen:

²³⁴ Zur möglichen Intention paratextueller Änderungen durch späte Ausgaben vgl. Frieder von Ammon; Michael Waltenberger, Wimmeln und Wuchern, S. 284f.

²³⁵ Vgl. Frieder von Ammon, Herfried Vögel: Einleitung. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit, VII-XXI, hier XIII.

²³⁶ Vgl. etwa Johannes K. Kipf: „Pluto ist als vil als Lucifer“. Zur ältesten Verwendung gedruckter Marginalnoten in deutschen literarischen Texten (bis 1520). In: Am Rande bemerkt. Anwendungspraktiken in literarischen Texten. Hrsg. von Bernhard Metz [u.a.], Berlin 2008 (=Kaleidogramme, Bd. 33), S. 33–58.

„Notentexte [hier synonym für Marginalien verwendet] implizieren Intertextualität und Metafiktionalität, sie rahmen Herausgeberfiktionen und stützen Mystifikationen, ermuntern häufig in Verbindung mit dem Index- und Lexikonroman – zum Stöbern, Springen und Blättern und damit zu nichtlinearen bzw. nichtstabilen Lektüreverfahren. [...] Sie weisen alle Eigenschaften auf, die ihnen ein erhebliches Interesse von Seiten der Literatur- und Kulturwissenschaften garantieren müßten.“²³⁷

Gerade im Erfassen (selbst-)autorisierender Strategien und Hilfsmittel, die der *Wendunmuth* aufweist, verspricht das polyfunktionale Potenzial von Marginalien ertragreiche Ergebnisse zu liefern. Überwiegend lassen sich beigestellte Wortmeldungen oder Index-Hände finden. Erstes taucht in den Büchern VI und VII wie auch als typographischer Zweifelsfall in Buch V auf. Die Index-Hand wird exklusiv in Buch I bereitgestellt und im zugehörigen auktorialen Vorwort in ihrer Bedeutung erläutert. In den übrigen Büchern bewegen sich die begleitenden Zeichen typographisch gesehen innerhalb des Satzspiegels; da sie dieselben Funktionen aufweisen wie die gegebenen Fälle außerhalb des Satzspiegels, ist eine weitere Unterscheidung nicht notwendig.²³⁸

Der Bezug zur Referenzpassage im Mengentext erweist sich jederzeit als nachvollziehbar: Weder handelt es sich dabei um unabhängige Randbemerkungen noch um großräumig angelegte Kommentare, die auf den Prosatext im Gesamten eingehen würden. Vielmehr werden räumlich limitierte Passagen des Mengentextes oder einzelne Wörter daraus auf unterschiedliche Weise in den Fokus genommen.²³⁹ Die Bezugnahme auf eine konkrete Passage wird auch typographisch ersichtlich, indem der Beginn der Marginalie sich in der Regel auf der Zeilenhöhe jener Passage befindet, die weiterführend behandelt wird. Eine Auffälligkeit besteht darin, dass die marginal begleiteten Texte überwiegend von einem ‚Hervortreten‘ des Kompilators bestimmt werden; es handelt sich um Beiträge, die aus der Feder Kirchhofs stammen und auch als solche ersichtlich sind. Zunächst stechen die obligatorisch gesetzten Epimythia heraus,

²³⁷ Bernhard Metz, Sabine Zubarik: Einleitung. In: Am Rande bemerkt, S. 7–12, hier 9.

²³⁸ Überwiegend werden die Marginalien der Sammlung am linken Rand der Buchseite abgedruckt – der linken Marginalspalte –, gelegentlich sind sie aber auch rechts zu finden (WU VI,222 *Wer der Priestern die Ehe verbotten*); befinden sie sich innerhalb des Satzspiegels, so stehen sie in jedem Fall links zum Mengentext. Eine Ausnahme in der Platzierung bildet WU V,154 *Kriegsmann. Geistlich vnd Weltlich das Feldt zubestellen*, wo beide Ränder mit Marginalien versehen wurden.

²³⁹ Vgl. Johannes K. Kipf, „Pluto ist als vil als Lucifer“, S. 4.

deren marginal gesetzte Bibelverweise in den Vorworten und Nebentiteln als Eigenprodukte bestimmt werden. Weiters lassen sich Marginalien bei Texten finden, in denen der Ich-Erzähler (oft stilisiert als Hans W. Kirchhof) ein Eigenerlebnis schildert. Auch deskriptiv angelegte Texte können betroffen sein, die oft Kompositionen des Kompilators darstellen. Dass Kirchhof Passagen aus seiner eigenen Feder grundsätzlich gerne mit Marginalien versieht, wird anhand seiner Publikationen abseits des *Wendunmuth* ersichtlich: In den *Kleinen Schriften* etwa sind dieselben Formen marginaler Begleitung vorzufinden wie in seinem Hauptwerk.

Überwiegend handelt es sich bei den gesetzten Marginalien um Verweise, die über die Grenzen des *Wendunmuth* hinausführen. Die Notizen stehen nicht nur abseits des Mengentextes, sondern öffnen die Textstelle (Prosatext, Epimythion) auch gegenüber sammlungsexternen Schriften. Die Marginalie fungiert dabei als eine typographisch exponierte, intertextuelle Brücke. Ihre Charakterisierung als Wegbereiterin der Fußnote²⁴⁰ leuchtet durch das Ausweisen der Referenztexte im *Wendunmuth* ein. Großteils wird randständig auf die Bibel verwiesen, womit der Ausrichtung der Mottos und der Vorworte entsprochen wird. Das Ausweisen der jeweiligen Passage ist dabei unterschiedlich realisiert: Mal belässt Kirchhof es dabei, den Buchtitel und das Kapitel anzugeben, mal bringt er den einschlägigen Vers ins Treffen. Besonders häufig sind Verweise auf das *Buch der Psalmen*, das *Buch der Sprichwörter* und *Jesus Sirach* (AT) anzutreffen, außerdem *Matthäus* und *Lukas* (NT). Die Dominanz dieser Referenztexte zieht sich durch sämtliche Bücher. Im Rezeptionsakt stellt sich somit eine repetitive Beschäftigung mit der Heiligen Schrift ein; es „ruminert [...] das göttliche Wort tagaus, nachtein“²⁴¹. Explizite Marginalverweise auf nicht-biblische Texte treten zumindest vereinzelt auf; so wird beispielsweise Lukans *De bello civili* in WU V,154 *Kriegsmann. Geistlich vnd Weltlich das Feldt zubestellen...* als Referenzobjekt ausgewiesen. In der Regel werden Hinweise auf weltliche Schriften aber innerhalb des Mengentextes getätigt und bilden somit kaum Stoff für eine randständig exponierte Informationsvermittlung.

²⁴⁰ Vgl. Textkünste. Buchrevolution um 1500. Hrsg. von Ulrich J. Schneider, Darmstadt 2016, S. 28.

²⁴¹ Diese blumige Umschreibung ist zu finden bei Johann A. Steiger: *Exempla fidei. Die Exempelhermeneutik Luthers und die Exempelsammlungen der lutherischen Orthodoxie.* In: *Simpliciana XXI*(1999), S. 41–66, hier 41.

Aber auch Marginalien, die nicht nach außen verweisen, hält der *Wendunmuth* bereit; sie bleiben auf eine überschaubar geringe Anzahl an Texten beschränkt. Ein Beispiel dazu liefert WU IV,79 *Ein Christlich Epitaphium, diesem tewren, Hochermelten Fürsten gestellet*. In den abgedruckten Gedenkzeilen für den wiederholt gepriesenen Landgrafen Philipp von Hessen tritt eine Passage über dessen frühe Jahre als Herrscher auf: „Daß einig Krieg / Schwert oder Brand // Beschädigt hette jhm sein Land // Ohn das vor Jarn ward vberzogen // Die Graffschafft Catzenellenbogen“. Auf der Höhe des letzten genannten Verses der Textstelle befindet sich in der linken Marginalspalte ein Zusatz, der die Information „Anno 1518“ wiedergibt. Damit ist der geschilderte Kriegshandel in der Grafschaft Katzenellenbogen terminlich spezifiziert und lässt sich auf die Plünderungen durch den Reichsritter Franz von Sickingen eingrenzen. Die zusätzlich bereitgestellte Information wirkt damit als ein didaktisch eingesetztes Hilfsmittel für ein exakteres Textverständnis. Jahreszahlen treten weiters dann marginal auf, wenn sie das Sterbedatum einer historischen Person vermitteln wollen. Der gegebene Jubeltext zu Philipp von Hessen nennt „Anno 1567“ als ein solches, WU V,152 *Scanderbeg* weist das Sterbedatum des albanischen Athleta Christi sogar exakt durch den Zusatz „Anno 1466. den 27 Januar“ aus. Der Grund dafür, einen solchen informativen Zusatz nicht wie so oft parenthetisch im Mengentext auftreten zu lassen, liegt im Fall der Scanderbeg-Beschreibung an der veränderten formalen Ausgangslage – die sonst ungebundenen Prosazeilen sind hier durch Verse ersetzt. Bei dem vorliegenden Reimpaargedicht können erläuternde Zusätze nicht ohne weiteres in den Text eingemengt werden, ohne die bestehende Form zu stören. So gesehen wirken die Marginalien im *Wendunmuth* mitunter kompensierend für das zwangsläufige Fehlen von mengentextlich eingebrachten Parenthesen. Anhand von WU V,146 *Alexander Magnus* wie auch den Folgetexten wird ersichtlich, dass sie auch eine gliedernde Funktion besitzen können („Griechenland vberwunden“, „Auffruhr in Macedonia gestillet“). Als konstitutive Bestandteile des Nebentextes wirken sie dabei als „eine Art Schnellspur“²⁴², die den optisch Rezipierenden eine rasche Ahnung davon vermitteln soll, was sie im gegebenen Text erwarte und wie dieser aufgebaut sei.

²⁴² Andreas Baumert, Annette Verhein-Jarren: *Texten für die Technik. Leitfaden für Praxis und Studium*, Berlin; Heidelberg 2012, S. 191.

Ein gezielter Ansatz, um mehr Aufmerksamkeit für die marginal gesetzten Informationen zu generieren, liegt mit den gegebenen Nota-Markierungen vor.²⁴³ Dem überschriftlich gesetzten Nota folgt in der Regel eine Umlegung der Referenz-Passage auf eine allgemeinere Ebene. Dabei wirkt die Marginalie nicht nur erläuternd, sondern bildet auch einen der zahlreichen Kanäle der Sammlung, die Rezipierenden mit ins Boot zu holen: „Nota. Besihe doch diß weiblich bedencken deren heydnischen frawen“ (WU VI 78 *Weiber rahten auch*) – so klingt eine randständig gesetzte Aufforderung, man möge sich doch den unerhörten Sachverhalt der Mengentextpassage gesondert ansehen. Aber auch Marginalien ohne Nota-Markierung fokussieren, paraphrasieren, kommentieren und gliedern in ähnlicher Weise; Personen- Orts- und Völkernamen, Berufs- und Zeitangaben werden vermittelt, Informationen also, die ebenso gut in einem Suchregister aufgehoben wären. Im Unterschied zum Registergebrauch, der einem gezielten Zugriff von außen dient, vollzieht sich hier eine „topische Bedeutungsfokussierung“²⁴⁴ während der eigentlichen Textlektüre.²⁴⁵ Bei den quantitativ doch beschränkten Texten des *Wendunmuth*, die Marginalien (abgesehen von Bibelverweisen) führen, liegen besondere Gegebenheiten vor, die diese provozieren können: WU V,154 zeigt, dass neben dem Hervortreten des Kompilators auch die formale Ausrichtung des Textes ein Kriterium für die Marginaliensetzung bilden kann. Hier wird der üblichen schematischen Abfolge von Prosatext und Versepimythion entgegengewirkt: Der dreigliedrige Text ist in Versen realisiert – zwei lateinsprachigen Epigrammen folgt ein deutschsprachiger, paargereimter Text. Darüber hinaus entspricht das Beispiel nicht der quantitativen Norm der Sammlung, sondern übersteigt die durchschnittliche Textlänge um ein Vielfaches. Knapp davor begleiten Marginalien das zusammengehörige Textnest von WU V,146–152 unter denselben Vorzeichen: Kirchhof setzt die Taten historischer Persönlichkeiten – er spannt den Bogen von Alexander dem

²⁴³ Die Nota-Markierung findet sich nicht nur in einzelnen Marginalien wieder, sondern bildet auch die Überschrift von Einzeltexten, die das textnachbarschaftliche Umfeld kommentieren (etwa WU V,111 *Nota bene*).

²⁴⁴ Wolfgang Neuber: Topik als Lektüremodell. Zur frühneuzeitlichen Praxis der Texterschließung durch Marginalien – am Beispiel einiger Drucke von Hans Stadens „Warhafter Historia“. In: Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium. Hrsg. von Thomas Schirren [u.a.], Tübingen 2000 (=Rhetorik-Forschungen, Bd. 13), S. 177–197, hier 178.

²⁴⁵ Eine Funktion, die den Marginalien hier nicht zukommt, wäre die der sprachlichen Vereindeutigung, wie sie etwa stark in der Lutherbibel auszumachen ist. Diese Problematik wird bei Kirchhof innerhalb des Mengentextes verhandelt, berührt die randständige Note aber in keiner Weise. Registrierbar ist eine funktionale Aufgabenteilung zwischen Mengentext und Paratext.

Großen bis Georg Kastriota – in deutschsprachige Verse, abermals in längerer Form als sammlungsüblich. Dass die erläuternden Marginalien nach einigen Texten zahlenmäßig abnehmen und schließlich völlig aussetzen, ist wohl mit der Bequemlichkeit des Kompilators zu erklären. Dass eine gesteigerte Seitenanzahl im *Wendunmuth* eine gliedernde Begleitung durch Marginalien begünstigt, erhärtet sich weiter durch WU V,203 *Von allerley des Türckischen Hoffs Gelegenheit...* Faktum ist, dass zumindest eines der drei genannten Kriterien (Hervortreten des Kompilators, Text in Versform, überdurchschnittliche Textlänge) gegeben ist, wenn Marginalien abseits von Bibelverweisen auftreten.

Die gedruckten Marginalien des *Wendunmuth* fungieren hauptsächlich als Brücken zu externen, biblischen Textpassagen und bilden damit einen intertextuellen Kitt, der die Sammlung mit den angezapften Autoritäten zusammenhält. Doch auch interne Funktionen werden erfüllt, indem sie gliedernd und/oder erläuternd auftreten – provoziert vor allem durch die aus dem Rahmen fallende Form längerer Verstexte. Grundsätzlich bilden die Marginalien für Kirchhof eine weitere paratextuelle Möglichkeit, der Sammlung einen metafikcionalen Einschlag zu verleihen: Die vermittelten Inhalte der Texte sollen als Teil einer aufbereiteten und begleiteten Buchpublikation wahrgenommen werden. Die Möglichkeit, die Textadressaten über die Marginalien erneut anzusprechen (Nota), verstärkt diesen Aspekt sichtbar. Das Hervortreten des Kompilators kündigt sich dabei in der Regel bereits im Mengentext selbst an, nicht erst durch das Setzen der Marginalie.

Kirchhof folgt mit der randständigen Notiz tatsächlich der gegebenen Information; keinesfalls wird die Textpassage des Textes dadurch unterminiert oder humoristisch umgefärbt, wie es etwa Evelyn B. Tribble am Beispiel englischer Frühdrucke aufzeigt.²⁴⁶ Bei den vorgebrachten Bibelverweisen müsste fallweise betrachtet werden, welcher Kontext ins Spiel gebracht wird und wie die Möglichkeit genutzt wird, zur gegebenen Information weitere Aspekte beizumengen. In jedem Fall liegt in der Setzung der

²⁴⁶ Evelyn B. Tribble: *Margins and Marginality. The printed page in early modern England*, Charlottesville 1993.

Marginalien ein großer Nutzen für das Werk bereit; Wege der (Selbst-)Autorisierung²⁴⁷ sind auch in diesem Paratexttypus aufzuspüren und sollten nicht als Beiläufigkeiten abgetan werden. Im Rahmen frühneuzeitlicher Pluralisierung der Paratexttypen gehört die Marginalie der Kategorie des Althergebrachten an. Durch ihren Wandel vom handlichen Eintrag zur gedruckten Ergänzung ist ihr Einsatz allerdings mit der Veröffentlichung autorisiert, nicht durch mögliche weitere Hände eigeninitiativ hinzugefügt. Die Marginalie ist somit in ihrem autorisierenden Potenzial für das Werk bereits vor der Publikation erkannt und angewandt.

2.5. Kustoden – Reklamanten und Bogensignaturen

Ein Paratexttypus ohne intendierte Wirkung auf die Rezipierenden liegt mit den Kustoden vor. Diese werden als Orientierungshilfe für den Buchdrucker im Rahmen der Lagenordnung angebracht. Damit ist ihr Zweck bereits erfüllt, bevor die Druckseiten für den Lektüreakt zugänglich gemacht werden – ein wesentlicher Unterschied zu den restlichen gezeigten Paratexttypen der Sammlung. Selbst wenn Kustoden keine autorisierende Funktion zuzuschreiben ist, bringt ihr Einsatz einen kleinen, kollateralen Effekt mit sich. In der exponierten Platzierung am Fußsteg der Buchseite können sie die Lesenden – nur die optisch gestützte Aufnahme der Druckseite gibt diese Information preis – als kleine „Wegweiser“²⁴⁸ unterstützen: Handelt es sich dabei um Reklamanten, so wird die erste Silbe oder das erste Wort der Folgeseite vorweggenommen und lenkt damit beiläufig den Fokus auf das Bevorstehende. Diese Fokussierung ist in der Chronologie der Aufnahme bereits vor dem möglichen mechanischen Umblättern zu denken. Die Reklamante spielt als mittelbarer Faktor aber nur dann eine Rolle, wenn ein Satz oder gar ein Text mit dem Ende der Seite bereits abgeschlossen ist, das Umblättern also weniger selbstverständlich erfolgt. In diesem Fall kann die vorweggenommene erste Silbe bzw. das erste Wort der Folgeseite das Fortsetzen der Lektüre provozieren, und sei es unter der Wahrnehmungsschwelle der Leserschaft. Geht man von einem mündlichen Vortrag des Geschriebenen aus – dieser Modus wird im *Wendunmuth* für

²⁴⁷ Gedruckte Marginalien finden sich vorzugsweise in wissenschaftlichen Werken wieder, insbesondere in theologischen Schriften. Allein durch ihren formalen Einsatz wird ein Anspruch des Werkes signalisiert, der über jenen des trivialen Schrifttums hinausgeht.

²⁴⁸ Vgl. Sabine Gross: Die Druckseite als Text-Lese-Landschaft. In: *Textkünste*, S. 184–189, hier 186.

das Werk mehrfach als Empfehlung ausgesprochen –, so ist durch die minimale Vorausnahme vor dem Umblättern auch eine Begünstigung des Vortragsflusses denkbar. Dieser Gedanke geht analog zur vollzogenen Praxis in der musikalischen Notation, wo mögliche Schwierigkeiten der Darbietung während des Umblätterns auf eben diese Weise minimiert werden sollen.

Eine Form der Kustode, die für den Buchdrucker relevant ist, für die Rezipierenden aber gänzlich ohne Effekt bleibt, stellt die gedruckte Bogensignatur dar. In zeittypischer Manier ist die jeweilige Lage auf den Blättern recto unter dem Satzspiegel abgedruckt, fortlaufend strukturiert durch die Buchstaben des Alphabets (die Lage benennend) sowie darauffolgende Ziffern (die Blätter der Lage ordnend); vorgenommen wird dieses System bis zur Mitte der Lage. Buch I weist eine so große Menge an Lagen auf, dass nach einem Durchlauf des Alphabets die Doppelung der Buchstaben anläuft (auf Majuskel folgt Minuskel), die beinahe wieder einen ganzen Durchlauf benötigt. Auch alle paratextuell beschriebenen Lagen der Bücher fügen sich nahtlos in die Systematik der Beschreibung, lediglich Buch II sowie Buch VI sperren sich bei den Registerblättern: Während Buch II ein in Klammer gestelltes Fragezeichen als herausgehobene Ordnungssignatur anwendet, fällt für Buch VI eine Bogensignatur im Register-Abschnitt weg. Das ist insofern nicht ungewöhnlich, als rein paratextuelle Abschnitte gern in einem separaten Druckvorgang hergestellt wurden. Sollte der Blick der Leserschaft überhaupt auf die Bogensignaturen fallen, so wurde bestenfalls die Sensibilität dafür erhöht, das Buchprodukt als ein Ergebnis professioneller Arbeitsschritte zu werten.

Die Anbringung von Kustoden stellt keine Neuerung der Frühen Neuzeit dar; sie ist als lange gelebte Praxis bekannt und so auch im Zuge der Buchherstellung angewandt. Kustoden fügen sich in jene paratextuellen Phänomene, die aus dem Mittelalter in spätere Zeiten mitgenommen wurden – im Rahmen autorisierender Strategien spielen sie aber keine Rolle.

2.6. Register

Das mit der gelehrten Strömung der hochmittelalterlichen Scholastik aufgekommene Buchregister setzt sich spätestens mit dem 16. Jahrhundert als ein hochfrequent aufgebotener Paratext des Buchmediums fest. Begünstigt durch die Etablierung der

durchgängigen Seitenpaginierung,²⁴⁹ erfolgt seine Entwicklung in erster Linie über den Einsatz in Enzyklopädien, deren Aufbau es wiederum entscheidend prägt.²⁵⁰ Funktional gesehen dient das Register als Orientierungshilfe für die Rezipierenden; unterstützt werden diese insofern, als das Vorkommen wie auch der Ort spezifisch ausgewiesener Informationen im Buch damit rasch zu ermitteln sind. Die Bücher VI und VII des *Wendunmuth* beschreiben diese Hilfestellung in den erweiterten Registerüberschriften selbst: „darinnen / was im Text nützlich vnd zuwissen von nöhten / ein jegliches an seinem besondern Ort vnd Capitel leichtlich zu finden ist“.²⁵¹ Diese erläuternden Zeilen zur Anleitung wirken aus heutiger Sicht überflüssig – bereits im Rahmen der schulischen Ausbildung werden Jugendliche mit der Handhabung von Registern mehr oder minder gut vertraut gemacht. Die Information zeugt jedoch davon, dass zur Zeit des *Wendunmuth* noch keine Sicherheit im Umgang damit vorausgesetzt wird. Doch bleibt es nicht bei einer Erläuterung der Register-Funktion („leichtlich zu finden“); vielmehr richtet die Angabe, was denn gefunden werden solle („was im Text nützlich vnd zuwissen von nöhten“) einen klaren Appell an die Rezipierenden, von den Texten der Sammlung Gebrauch zu machen. Um einem solchen Appell Folge zu leisten, tragen die Register als „Suchmaschinen der frühneuzeitlichen Wissensapparate“²⁵² das Potenzial in sich, den Vorgang des Aufspürens zu „rationalisieren“ und „mechanisieren“.²⁵³ Damit liegen neue Konditionen vor, wie und in welcher Effizienz Buchwissen angeeignet werden kann. Die für relevant erachtete Information steht an ihrem zu- und ausgewiesenen Ort und lässt sich mit geringem Zeitaufwand konsumieren. Das bloße Vorhandensein eines effizienten Registers erweist sich dabei als ein wesentlicher Faktor

²⁴⁹ Vgl. Horst Kunze: *Über das Registermachen*, München; London [u.a.] 1992. Kunze bezieht sich dabei auf erstellte Register wissenschaftlicher Werke über die Jahrhunderte hinweg.

²⁵⁰ Vgl. Helmut Zedelmaier: *Karriere eines Buches. Polydorus Vergilius' De inventoribus rerum*. In: *Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen*, S. 175–203, hier 197. Zum mittelalterlichen Einsatz von Registern vgl. etwa Olga Weijers: *Funktionen des Alphabets im Mittelalter*. In: *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Ulrich J. Schneider, Darmstadt 2006, S. 22–32, hier vor allem 30ff.

²⁵¹ Die Register werden im *Wendunmuth* als wichtig genug erachtet, um ihrerseits einen eigenen Paratext aufzuweisen.

²⁵² Helmut Zedelmaier: *Facilitas inveniendi. Zur Pragmatik alphabetischer Buchregister*. In: *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien*. Hrsg. von Theo Stammen [u.a.], Berlin 2004 (*Colloquia Augustana* 18), S. 191–204, hier 193.

²⁵³ Vgl. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber: *Zur Einführung*. In: *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung*, S. 9–12, hier 11.

im Sinne der Absatzbarkeit des Buchproduktes;²⁵⁴ gerade bei einer gezielten Suche nach Informationen lässt ein Verzeichnis den Griff zum jeweiligen Werk wahrscheinlicher werden, weswegen es schon in der Frühen Neuzeit explizit beworben wird.²⁵⁵ Der *Wendunmuth* nutzt diese Strategie ebenfalls, indem die Ausgaben von 1581 und 1589 das Register bereits auf dem Titelblatt ankündigen („samt einem nützlichen Register / gezieret“), während die Ausgabe von 1602 (ebenfalls Buch I betreffend) sogar „mit einem gründtlichen vnd richtigen Register“ wirbt.²⁵⁶

Die Bücher des *Wendunmuth* setzen das Register jeweils an ihr privilegiertes Ende – der back-of-the-book-index ist im 16. Jahrhundert noch nicht selbstverständlich –, was die räumliche Umfassung des Textsektors mit Begleittexten vervollständigt. Trotz einer starken internen Vernetzung im Werk, an der auch das Register teilhat, liegt eine Abgrenzung zum Textsektor vor. Markiert ist sie entweder durch die finale Textüberschrift (WU III,271 *Zum beschluß*), einem vielsagenden Abschluss des letzten Textes, etwa „Amen“ (WU IV,299 *Das Gebet Mose des Manns Gottes*), oder gar einem ausgesprochenen Ende (WU I *Ende dises Bûchs*). Buch VII steigert seine finale Ansage und damit auch die der Sammlung durch den in altgriechischen Lettern angebrachten Begriff des „Thelos“.²⁵⁷ Fallweise folgt diesen sprachlichen Markierungen noch eine abstrakte Graphik, die eine Abgrenzung der Werkabschnitte auch illustrativ kennzeichnet.

Grundsätzlich orientieren sich die Registereinträge des *Wendunmuth* an einem weiteren Paratexttypen: den Einzeltextüberschriften. Die Übernahme und Adaption der Titel aus dem Textsektor beschränkt die Auflistung der Indexierung auf wenige Seiten, indem mehrheitlich *ein* Eintrag die Verknüpfung mit *einem* Einzeltext (bzw. seinem Ort in der Sammlung) erstellt. Da die Sammlung Titel enthält, die keine Eigeninformationen

²⁵⁴ Vgl. Helmut Zedelmaier: *Facilitas inveniendi*, S. 200.

²⁵⁵ Das Register als (mögliche) Hilfestellung für das Produkt, sich am kompetitiven Markt zu etablieren, wird beschrieben bei Elizabeth L. Eisenstein: *Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa*, Wien 1997, S. 26, 61.

²⁵⁶ Das gilt ebenso für die heutige Situation am wissenschaftlichen Buchmarkt: Sucheangaben in einschlägigen Datenbanken zum Begriff *Register* verdeutlichen die fast obligatorische Angabe des Registers in der Titelaufnahme. Auch im Bereich wissenschaftlicher Rezensionen wird das besprochene Werk gerne wegen eines vorhandenen Registers gelobt oder auch kritisiert, falls es fehlt. Damals wie heute gilt ein gelungenes Register als „Ausweis des Nutzens gelehrter Bücher“ (Helmut Zedelmaier: *Bücher lesen über das Suchsystem Index*. In: *Textkünste*, S. 180–183, hier 183).

²⁵⁷ Dieser Umstand ist ein Indikator dafür, dass Buch VII tatsächlich als Abschluss der *Wendunmuth*-Reihe gedacht war, nicht aber eine mögliche Fortsetzung durch den Tod Kirchhofs (1605) verhindert wurde.

bereitstellen, sondern sich lediglich auf die des Vorgängertextes bzw. seiner Überschrift beziehen („mehr von selben“), begnügt sich das Register fallweise damit, nur den Titel des chronologisch vorgereichten Textes anzugeben; die Nummern beider Texte werden zur Auffindbarkeit beigelegt. Dieses Szenario bildet die Ausnahme einer in der Regel einfachen Lemma-Eintrags-Verknüpfung für die Sammlung; so verabsäumt es der *Wendunmuth*, den gegebenen Textkorpus auf weitere mögliche Verknüpfungen hin ‚abzuklopfen‘, um ein feinmaschiges Bezugsnetz zwischen dem Verzeichnis und dem Textsektor herzustellen; Ober- und Untereinträge im Register könnten dabei eine spezifischere Suche ermöglichen.

Indem die gegebenen Einträge den Einzeltextüberschriften folgen, ist von einem *Index capitum* zu sprechen. Die Anlage entspricht dabei zwei unterschiedlichen Optionen: Buch I richtet sich nach dem simplen Prinzip aus, die Textabfolge im Register der Anordnung im Textsektor entsprechen zu lassen. Streng genommen liegt damit ein Inhaltsverzeichnis, nicht aber ein (Such-)Register vor; bei letztem müsste die Verzeichnisordnung entgegen jener des Werkes laufen.²⁵⁸ Begünstigt wird der Modus des Inhaltsverzeichnisses dadurch, dass Buch I grundsätzlich eine stärker thematisch abhängige Textanordnung aufweist als die Folgebücher. Das Verzeichnis kann sich daher problemlos an diese Abfolge halten: Sucht man etwa nach Texten, die Mönche als Protagonisten führen, so können diese mit der Durchsicht des Registers rasch gesammelt entdeckt werden; sie stehen sowohl im Textsektor als auch im Verzeichnis in unmittelbarer Nachbarschaft.

Die übrigen Bücher arbeiten der jeweiligen Textabfolge entgegen, indem das Alphabet als Ordnungsprinzip herangezogen wird. Umgesetzt wird dieser Ansatz minimal bis zum Anfangsbuchstaben jenes Begriffs, der den Ort im Register bestimmt. Auch typographisch wird die Anordnung gemäß den Anfangsbuchstaben unterstrichen, indem jeder neue Block eine Überschrift mit dem relevanten Signifikanten führt (auf „A“ folgt „B“ folgt „C“ etc.). Dabei wird die erste Initiale des Blocks in größerer Schrift realisiert und fallweise verschnörkelt, wobei das beginnende „A“ bevorzugt aufscheint. Innerhalb einer Buchstabengruppe erfolgt die Anordnung mitunter chaotisch: Weder wird streng alphabetisch vorgegangen – es werden nicht alle zur Verfügung stehenden

²⁵⁸ Vgl. Horst Kunze, *Über das Registermachen*, S. 16.

Zeichen bei der Anordnung der Einträge berücksichtigt – noch wird gemäß der Reihenfolge im Textsektor aufgereiht.

Die Registereinträge orientieren sich zwar grundsätzlich an den Einzeltextüberschriften, modifizieren diese aber auch nach Bedarf: Die Verzeichnisse II, III, IV und V stellen die Titel fallweise so um, dass das als ordnungsrelevant erachtete Bestimmungsmerkmal an den Beginn des Eintrags rückt. So tritt die Textüberschrift *Von dem Ketzer Arrio* (WU V,183) durch das Register modifiziert als „Arrius ein ketzer“ auf. Der Fokus der Suche wird dabei sinnvollerweise auf den Protagonisten der Erzählung gerichtet. So gesehen lässt sich nur mit Vorbehalt von einem *Index Caputum* sprechen – augenscheinlich erfolgt die Annäherung an ein Suchregister. Bestärkt wird diese Ausrichtung dadurch, dass mitunter mehr als nur eine permutative Adaption – eine Umstellung der Worte – zu verzeichnen ist; auch auf der Bedeutungsebene können sich Verschiebungen abzeichnen. *Von dreyerley Wünsch Sultan Soleimans* (WU V,200) stellt als Einzeltextüberschrift eine neutral gehaltene Information bereit, während der Registereintrag mit „Solimanni Grausamkeit“ bereits eine negative Zuschreibung des Protagonisten vornimmt, die sich im Text als dessen militärischer Zug auf Wien erweist. Das Register erhält in diesem Fall seinen eigenen Spielraum, wie es auf den Referenztext aufmerksam macht.

Die nicht zwingend sklavische Bindung der Register der Bücher II–V an eine wortgetreue Wiedergabe der Einzeltextüberschriften lässt primär den Versuch erkennen, eine zielführende, mechanische Suchhilfe bereitzustellen. Bis ins Letzte durchdacht wurde diese aber nicht, was ein Beispiel zu synonym gebrauchten Begriffen zeigt: Der Titel *Ein weib stirbt vor trawrigkeit* (WU III, 225) wird durch das Register so adaptiert, dass aus dem „Weib“ eine „fraw“ wird. Der Eintrag steht im Register neben anderen Texten, die „Fraw“ als ihren konstituierenden Begriff führen. Orientiert man sich jedoch weiter, so tauchen ebenso Registereinträge auf, die „weib“ als zentralen Begriff gebrauchen. Da hier nicht von einer intendierten Unterscheidung der beiden Begriffe auf der Bedeutungsebene auszugehen ist, muss dem Register fehlende Stringenz in der Angleichung bescheinigt werden. Zusätzlich erweist sich die Wahl des ordnungskonstituierenden Begriffs zum Teil als wenig sinnvoll gewählt: Der Text WU III,145 *Von einem, der musica unerfahren* ist unter folgendem Eintrag zu finden: „Beschreibung einer posauen“. Die Adaption ist für sich gesehen keinesfalls unpassend,

allerdings bestimmt nicht die Initiale des Blasinstruments den Ort im Register, sondern der Vorgang der „Beschreibung“ (unter „B“ zu finden); von einem geglückten Zug kann hier kaum gesprochen werden.

Der Umstand, dass die Bücher I, VI und VII überwiegend auf Adaptionen verzichten, zeugt davon, dass der *Wendunmuth* in der Anlage der Register unterschiedlich agiert. In den genannten drei Büchern werden die Einzeltextüberschriften nicht für das Verzeichnis angepasst, was einer thematischen Suche alles andere als entgegenkommt. So lassen sich im Register zu Band VII unter dem Segment „V“ über 50 Einträge finden, die wegen ihrer einführenden Präposition „von“ an diese Stelle gesetzt wurden. Da eine begriffliche Suche in der Regel über Autosemantika erfolgt, erweist sich die hier gewählte Ausrichtung als wenig sinnvoll.

Auch in der Frage, wie die Registerinformation die Auffindbarkeit der verknüpften Passagen sicherstellt, hält die Sammlung verschiedene Optionen bereit: Die Bücher I, VI und VII stellen die Ordnungsnummer des gesuchten Textes bereit, die übrigen Verzeichnisse geben hingegen die Zahl jener nummerierten Druckseite an, auf der sich der Text befindet. Steht der Kapitelverweis für eine im Mittelalter angewandte Technik, so tritt die Angabe der Seitenzahl als frühneuzeitliches Phänomen optional hinzu.²⁵⁹ Welcher Modus des ‚lokalen‘ Verweises vorliegt, lässt sich für die Rezipierenden nur über Versuch und Irrtum feststellen.²⁶⁰

Der frühneuzeitliche Hang zur konstruktiven Auflistung von Informationen lässt sich auch begrifflich in den Texten des *Wendunmuth* erkennen: WU VII,34 *Ein eygennütziger Schmeichler bekommt sein Lohn* erzählt eine Tierfabel zweier Haupthirsche, die zueinander in natürlicher Konkurrenz stehen und von einem Fuchs zum physischen Kräftemessen aufgehetzt werden. Das Duell zwischen den Hirschen wird möglich gemacht, indem der Fuchs den beiden Widersachern unabhängig voneinander ihre eigene Stärke einschärft und die mögliche Überwindung des Konkurrenten zu einem Formalakt herabspielt. Der manipulative Akt des Fuches wird wie folgt umschrieben:

„Gieng zu dem Ersten / vnnd neben anderm Gespräch
fieng er an / von dessen herrlichen Altuordern / deren
Adel vnd ruhmwürdigen Thaten: auch seiner selbes

²⁵⁹ Vgl. Helmut Zedelmaier, *Die Druckseite als Text-Lese-Landschaft*, S. 183.

²⁶⁰ Die Zuweisung im Werk weist den einen oder anderen Fehler auf.

Mannlichkeit vnd Ritterlicher Würde / ein lang Register:
Derhalben sehr hoch sich verwunderend / wie er so lang
seines aemuli vnd widerwertigen / Hoch vnd Vbermuht
habe leiden mögen.“

Die Auflistung der schmeichelnden Taten und Zuschreibungen wird als „Register“ benannt. Obwohl dieses hier nicht einem (moralisch) hochwertigen Vorhaben dient, liegt seine Funktion im ermöglichten Zugriff der beiden Hirsche auf die bereitgestellte Information, die das Gefühl von Überlegenheit vermitteln soll. In eine ähnliche Kerbe schlägt WU I,7 *Von Cambyse / seinem Heuraht / vnd Tyranny*. Darin wird vom archämenidischen König Kambyses II. berichtet, zu dessen menschenverachtender Herrschaft folgendermaßen hingeführt wird: „In solcher Fleischbuben vnd Blütschender Cathalogum wirdt nicht vnbillich der Cambyse gezehlet.“ Als Inbegriff der auflistenden Darstellung wird der ‚Katalog‘ ins Treffen geführt; auch hier soll der gewährleistete Zugriff auf die gebündelte Information Vorteil verschaffen, indem veranschaulichte Gräueltäter als abschreckendes Mahnmal fungieren und so zur Besserung beitragen sollen.

Der *Wendunmuth* versucht sich in verschiedenen Optionen der Registeranlage. Der Umstand, dass *Indices Caputum* vorliegen, also mehr oder minder authentische Wiedergaben der Werkkapitel, schließt eine Annäherung in Richtung Suchregister keineswegs aus. Schon die Einzeltextüberschriften selbst hantieren mit suchwürdigen Personennamen, Berufsgruppen und anderen Autosemantika; so gesehen lebt das Register von der pragmatischen Ausrichtung der Einzeltextüberschriften wie auch umgekehrt. Obwohl sich das Zusammenspiel zwischen diesen beiden paratextuellen Einheiten als nicht völlig durchgeplant und fehlerfrei erweist, liegt darin ein wesentlicher Dienst an der Sammlung, die sich den zeitgemäßen Anforderungen an eine adäquate Aufbereitung umfangreicher Textkorpora stellt; den Rezipierenden wird „selektives Lesen“²⁶¹ ermöglicht. Dass unterschiedliche Realisierungen in der Textanordnung zu unterschiedlichen Wegen führen können, wie ein Verzeichnis angelegt sein kann, vermitteln die Bücher der Sammlung gut sichtbar. In der wechselhaften sammlungsinternen Handhabe zeigt sich darüber hinaus eine nicht abgeschlossene

²⁶¹ Helmut Zedelmaier, *Die Druckseite als Text-Lese-Landschaft*, S. 183.

Ausdifferenzierung zwischen den beiden Paratexttypen Inhaltsverzeichnis und Suchregister. Während Buch I die erste Option für sich nutzt, tendiert der Rest der Bücher zur zweiten – nicht aber konsequent: Buch VI und VII liefern zwar durch ihre grob alphabetische Auflistung eine Anordnung, die jener der Sammlung entgegentritt, doch erfolgt *keine* Modifikation der Einzeltextüberschriften, die eine Suche über relevante Begriffe gewährleisten könnte. Damit verschränkt sich eine Realisierung als *Index Capitum* eigenwillig mit jener als Suchregisters. Die unterschiedliche Anlage der Verzeichnisse des *Wendunmuth* hängt dabei wohl nicht vom Ermessen des Kompilators ab, sondern erklärt sich eher aus der Umbesetzung der zuständigen Drucker: Zeichnen für die Bücher II–V Roman Beatus Erben verantwortlich, so übernimmt diese Aufgabe bei den Büchern VI und VII Nikolaus Hoffmann d.Ä. Noch im 18. Jahrhundert lässt sich bei der Buchdrucker- und Verlegergröße Christian Gessner nachlesen, dass die Erstellung von Verzeichnissen in das Tätigkeitsprofil seines Berufsstandes falle; er berichtet davon in einem eigenen Unterpunkt („Von Einrichtung der Indices“) in seiner Schrift zum Buchdruckgewerbe.²⁶² Der privilegierte Ort, an dem das jeweilige Register innerhalb des Buches angesiedelt ist – sein Ende – verdeutlicht nicht nur seinen zugestandenen Wert, sondern komplettiert auch die paratextuelle Ummantelung des Textsektors der Sammlung. Die überwiegend korrekte Vernetzungsleistung weist formal-organisatorische Überschneidungen mit den Enzyklopädien der Zeit auf und lässt diese spezifische Form der Wissensorganisation somit auch jenseits des Gelehrtenschrifttums auftreten. Damit erhält die Sammlung einen Anstrich, der sie von ‚niederer‘ Buchpublikationen abgrenzen soll.

Die in der Forschung anzutreffende Kategorisierung des *Wendunmuth* als Erzähl- oder Schwankenzyklopädie wäre ohne ein bestehendes Register wohl kaum erfolgt. Mit dem Verzeichnis liegt für die Rezipierenden ein zusätzliches Tor zu den Texten vor, das Teil einer „Pluralisierung der Zugangsweisen zum präsentierten Wissen“²⁶³ ist. Es wird damit sichergestellt, dass der Textsektor über eine getroffene thematische Vorauswahl betreten werden kann. Das Register präsentiert sich als gewinnbringender Anhang und

²⁶² Christian Gessner: Der in der Buchdruckerei wohl unterrichtete Lehr-junge Oder bey der Lößlichen Buchdruckerkunst Nößthige und nößzliche Anfangsgründe..., Leipzig 1743, S. 379.

²⁶³ Carolin Struwe: Episteme des Pikaesken. Modellierungen von Wissen im frühen deutschen Pikaeroman, Berlin; Boston 2016 (=Frühe Neuzeit 199), S. 316.

gehört als Autorität der Form zu den zahlreichen Strategien der Selbstautorisierung, die gleichsam als Reaktion wie Vorbeugung eines Autorisierungsnotstandes zu werten sind.

3. Interne Vernetzung (Textsektor)

3.1. Hinführung

Der *Wendunmuth* stellt eine Vielzahl an sammlungsinternen Bezügen her, die das Textgeflecht des Werkes festigen und so dem Anschein einer willkürlichen Aneinanderreihung von Texten entgegenwirken sollen. Die Sammlung möchte als ein zusammenhängendes Ganzes wahrgenommen werden, nicht als ein *mixtum compositum*. Wie Nicola Zotz anmerkt, liegt für Kompilationen bereits in der Präsentation von Texten (wie der davor stattfindenden Selektion) eine Form der Interpretation vor.²⁶⁴ Eine zentrale Technik, um die zahlreichen Texte des *Wendunmuth* als Bestandteile eines umfassenden Werkes hervorzuheben, besteht in ihrer internen Vernetzung. Die dafür maßgebliche Rolle der Überschriften im Textsektor steht dabei im Fokus, weiters die Ansätze, die in den Texten selbst auftreten. Der *Wendunmuth* verzichtet auf eine Rahmenhandlung, womit die bereitgestellten Texte keine Binnenerzählungen einer umfassenden Erzählschicht darstellen. Dieser Verzicht liegt nicht zuletzt aufgrund des Aufgebots unterschiedlichster Quellen und Texttypen nahe; eine Rahmenhandlung, die all das Vorgebrachte unter einen Hut bringen müsste, wäre zum Scheitern verurteilt. So scheint eine elegante Verklammerung zwischen einem Text aus der Feder Plutarchs (WU VI,60 *Freyheit der Romischen Frawen*) mit dem ebenfalls anzutreffenden christlichen Glaubensbekenntnis (WU IV,151 *Der Glaub vnd Vatter vnser...*) nur schwer zu bewerkstelligen. Ein internes Bezugsband muss im *Wendunmuth* folglich auf andere Weise hergestellt werden; im Textsektor sind es zunächst die paratextuellen Überschriften, die sich in ihrer verklammernden Ausrichtung hervortun, bevor die Texte selbst eine ähnliche Rolle einnehmen.

²⁶⁴ Das lateinische Verbum *compilare* bedeutet in der wörtlichen Übertragung zwar *plündern/rauben*, die Art und Weise, wie übernommene Texte in einer Kompilation aneinandergereiht auftreten, verleiht ihnen aber eine eigenständige Prägung im neuen Rahmen (vgl. Nicola Zotz: Sammeln als Interpretieren. Paratextuelle und bildliche Kommentare von Kurzerzählungen in zwei Sammelhandschriften des späten Mittelalters. In: ZfdA 143(2014), S. 349–372, hier 349).

3.2. Zwischentitel (Buch I)

Im Gegensatz zu den übrigen Büchern des *Wendunmuth* setzt Buch I auf eine grobe Untergliederung in zwei komplementäre Werkhälften. Für die enthaltenen Texte wird so eine interne Bezüglichkeit vorausgeschickt, noch bevor die Einzeltextüberschriften spezifisch weitervermitteln. Markiert werden die beiden Buchhälften über gesetzte Zwischentitel: Die erste Überschrift kündigt an, „von Keiseren / Königen / Fürsten vnd Herren / vnd dem Weltlichen Stande“ zu berichten. Ergänzend dazu handelt der zweite Pool an Texten „von der Geistlichkeit / dem Bapst / vnnnd dem Römischen leben“. Unterteilt wird in eine weltliche und eine geistliche Sphäre, in deren Rahmen sich die Texte bewegen. Da der *Wendunmuth* heterogene Stoffe und Motive, ein vielfältiges Figurenpersonal wie auch unterschiedliche Zeit- und Ortsbestimmungen führt, erscheint eine nur grob gewählte Unterteilung sinnvoll. Dass es auch andere Wege der Gliederung gäbe, ebenso den Verzicht auf eine eingezogene Zwischenebene, zeigen frühere Schwankkompilationen: Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein*, Jakob Freys *Gartengesellschaft*²⁶⁵ sowie Michael Lindeners *Rastbüchlein* verzichten wie auch die übrigen Bücher des *Wendunmuth* auf eine übergeordnete Unterteilung. Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* nimmt wie Buch I des *Wendunmuth* eine Zweiteilung vor, deren Segmente aber nicht nacheinander auftreten, sondern sich alternierend über das Werk erstrecken. Eigenwillig verfährt auch Valentin Schumann in seinem *Nachtbüchlein*, in dem knapp nach der Hälfte des ersten Teiles eine paratextuelle Zäsur mittels Leseranrede vorgenommen wird, der ein Pool an thematisch zusammengehörigen Texten folgt.

Von Buch I abgesehen, verzichtet der *Wendunmuth* darauf, eine überschriftliche Ebene zwischen dem Werktitel und den Einzeltextüberschriften einzuziehen. Bei den übrigen Büchern wäre eine solche Ebene aufgrund der weniger vom Berufsstand der Protagonisten ausgehenden Abfolge der Texte nur schwer realisierbar, was einen Verzicht darauf nachvollziehbar macht. Die Anbringung der Zwischentitel in Buch I erweist sich hingegen als zielführend und steht mit der Platzierung der Texte zu jeder Zeit in Einklang. In der gesetzten Aufteilung erhalten die Kapitel eine erste

²⁶⁵ Jakob Frey: *Jakob Freys Gartengesellschaft* (1556). Hrsg. von Johannes Bolte, Tübingen: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1896 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 209).

offensichtliche Standortlegitimierung im Rahmen des Ordnungsgefüges. Die zusätzliche Überschriftenebene bildet eine unterstützende Orientierungshilfe für eine grob selektierende Aufnahme abseits der tieferdringenden Register wie auch der damit korrespondierenden Einzeltextüberschriften. In der komplementären Anbringung von weltlicher und geistlicher Sphäre schimmert darüber hinaus der Anspruch der Sammlung durch, die Gesellschaft ganzheitlich in den Texten zu repräsentieren.

3.3. Kolumnentitel

Die in Buch I vollzogene Untergliederung schlägt sich auch in ihrem lebenden Kolumnentitel nieder: Jede zweite Buchseite des ersten Abschnitts führt den Ausweis „Vom Weltlichen Standt“ am Kopfsteg, nach der Zäsur jenen „Vom Geistlichen Standt“. Zusätzlich zu dieser groben Aussicht auf das Figurenpersonal wird eine formale Angabe bereitgestellt: „Das erste theil“ wird im zweiten Abschnitt durch „Das ander Theil“ ersetzt.²⁶⁶ In der aufgeschlagenen Buchansicht wird der formale Part durchgängig in der Kopfzeile der linken Druckseite geführt, der thematische in der rechten. Von diesen Bestimmungstücken nicht betroffen sind die Vorrede und das Register, die ihre eigene Formalbetitelung („Vorrede“, „Register“) führen. Damit lässt sich für die Rezipierenden – hier den optisch gestützten Leseakt betreffend – auf jeder Buchseite feststellen, in welchem Abschnitt sie sich gerade aufhalten.²⁶⁷ Die ‚fehlende‘ Unterteilung des Textsektors bei den übrigen Büchern wirkt sich auch auf jene Informationen aus, die der Kolumnentitel bereitstellt: Statt einer Bestimmung von weltlicher und geistlicher Lebenssphäre wird die formale Information aufgestockt. Links thront der Haupttitel der Sammlung, während rechts die entsprechende Buchnummer (etwa „Das Fünffte Buch“) ausgewiesen wird. Mit diesem Hinweis ist auch die Positionierung des Buches innerhalb des Sammlungsgefüges zu jedem Zeitpunkt ersichtlich. Die durchgängige Nennung des

²⁶⁶ Im Gegensatz zur Kleinschreibung von „theil“ im ersten Abschnitt startet „Theil“ in der Weiterführung mit einem Großbuchstaben. Das ist nur eine von vielen internen orthographischen Divergenzen, die den *Wendunmuth* als Kind seiner Zeit ausweisen.

²⁶⁷ Die Bücher II–VII bieten zur Abgrenzung der Abteilungen über die Kolumnentitel wie auch die Überschriften der Rubriken hinaus graphische Ornamente, die die Übergänge als solche betonen. Die Funktion der Abgrenzung ist schon ihrer Form eingeschrieben: Am Beginn eines Abschnittes zieht sich das Kopfstück als Rankenwerk über beinahe die ganze Breite des Satzspiegels und fungiert damit als graphisch ausgestalteter Trennstrich. Liegt die Betonung auf dem Ende eines Abschnittes, so tritt das *Cul-de-lampe* in grotesker oder arabesker Form auf.

Haupttitels hält die Kampfansage gegen die Melancholie während der gesamten Rezeption präsent – der zwangsläufig wiederholte Blick darauf verleiht dem Haupttitel neben seiner Nennung in den Widmungsvorworten und Einzeltexten zusätzliche Memorierbarkeit.

Der Kolumnentitel gehört jenen Kanälen des *Wendunmuth* an, die der Sammlung eine selbstreferenzielle Note verleihen. Die dauerpräsenste Erinnerung, sich in einer bestimmaren Buchpublikation (als Teil einer Reihe) bzw. einem Abschnitt daraus zu befinden, verstärkt bereits ohne Lupenblick den Eindruck interner Bezüglichkeit in diesem so heterogenen Kompendium.

3.4. Einzeltextüberschriften

3.4.1. Hinführung

Das überschriftliche Markieren einzelner Textabschnitte, das eine Untergliederung des Gesamttextes bedeutet, stellt keine Neuerung der Frühen Neuzeit dar; es tritt bereits in der Antike auf und ist mitunter auch in mittelalterlichen Handschriften anzutreffen – zum alltäglichen Erscheinungsbild von Texten trägt es aber erst später bei. Mit der Erfindung des Buchdrucks und einer im Wandel begriffenen Gestaltung der Buchseite zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert bilden sich Änderungen heraus, die auch die überschriftliche Anbringung betreffen; die typographische Abgrenzung zum Referenztext erfolgt in der Regel deutlicher – sei es durch einen Zeilendurchschuss oder eine Leerzeile. Ebenso signifikant ist der Hang zur Zentrierung, die eine weitere Hervorhebung auf der Druckseite bedeutet. Der steigende Stellenwert privat vorgenommener Lektüre bildet sich unter anderem in der hochfrequenten Bereitstellung dieses Paratexttypus ab, da überschriftliche Untergliederungen in erster Linie der optisch gestützten Aufnahme dienen.²⁶⁸

Die Texte des *Wendunmuth* werden neben den fortlaufenden Ordnungsnummern auch von Einzeltextüberschriften kenntlich gemacht. Über 2000 Segmente stellen fast ebenso viele Titel bereit. In der Regel treten sie als Einzeiler auf, nicht aber als

²⁶⁸ Vgl. dazu etwa Ernst-Peter Wieckenberg: Zur Geschichte der Kapitelüberschrift im deutschen Roman vom 15. Jahrhundert bis zum Ausgang des Barock, Göttingen 1969 (=Palaestra 253), S. 42f.

elaborierte Aufzählungswülste, wie sie in der Epoche des Barocks etabliert werden. Sie reichen vom alleinstehenden Wort bis zum grammatikalisch vollwertigen Satz. Tendenziell schneiden sie den vorherrschenden Inhalt des Textes knapp an, überlassen diesem aber die eigentliche Informationsvermittlung.²⁶⁹ Zum einen treten Überschriften auf, die eine neutrale Deskriptionsleitung liefern, zum anderen werden durch sie Wertungen vorweggenommen, die durch die Kerntexte und Epimythia dargelegt werden. Ein gut nachvollziehbares Beispiel für diese Unterscheidung ergibt sich aus zwei unmittelbar benachbarten Texten: WU III,7 schickt seinem Text den Titel *König Heinrichs 3 auß Franckreich zug in Polen* voraus. Der Folgetext WU III,8 liefert hingegen *Eines keysers hochlöbliche gewonheit*. Während WU III,7 eine historische Begebenheit ankündigt, ohne eine Haltung dazu zu äußern, zeigt sich bei WU III,8, dass eine nicht näher ausgeführte Gepflogenheit eines nicht ausgewiesenen Kaisers zu loben sei. Diesen Unterschied spiegeln letztlich auch die beiden Texte wider, wenn auf der einen Seite eine neutrale Deskriptionsleistung erfolgt, während dem Protagonisten auf der anderen Seite eine wohlwollende Schilderung zukommt. Weist hier bereits die Überschrift den Kaiser als lobenswert aus, so nutzt Kirchhof diesen paratextuellen Typus, um die Rezeption vorab in gewünschte Bahnen zu lenken. Wird eine solche Wertung oder Botschaft über den Einzeltexttitel noch nicht ersichtlich, so folgt sie in der Regel durch den Kerntext oder spätestens das Epimythion. Damit treten zwei Modi der überschriftlichen Annäherung auf – zumindest da, wo sie auch isoliert betrachtet Informationen zum Text vorwegnehmen.

Die auffälligste Funktion vieler Einzeltextüberschriften des *Wendunmuth* liegt aber gerade nicht in der direkten Annäherung an den folgenden Text; ihren primären Auftrag erfüllen sie in der Verklammerung des markierten Einzeltextes mit einem thematisch verwandten Pendant. Vor allem textnachbarschaftliche Beziehungen werden häufig hergestellt – implizit wie explizit. Beinhaltet die Überschrift ein verweisendes Merkmal – als alludierende Textstelle –²⁷⁰, so referiert sie meistens auf den vorangegangenen

²⁶⁹ Die Kürze der Textüberschriften ist wohl der Kürze der Texte geschuldet, auf die sie referieren. Würde man bereits im Titel das Folgende ausführlicher resümieren, bräuchte man den Text erst gar nicht anzuhängen – es wäre eine Angleichung von Überschrift und Text erfolgt.

²⁷⁰ Die Begrifflichkeit folgt Jörg Helbig: Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität, Heidelberg 1996 (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Folge 3), S. 141.

Text – die alludierte Passage –²⁷¹; sie bildet demnach einen Rückverweis. Der dabei genannte oder mitschwingende Bezugspunkt entspricht oft dem verbindenden Kriterium der thematischen Kleingruppe an benachbarten Texten.

3.4.2. Explizite Verweise

Einen zentralen Modus überschriftlicher Verweise im *Wendunmuth* bildet die explizite Variante. WU III,160 führt den Titel *Ein ander exempel deß schändlichen vollsauffens*: Der Hinweis darauf, dass die Sammlung bereits in einem vorangegangenen Text unmäßigen Alkoholkonsum thematisiert hat – es handelt sich um das verbindende Kriterium dieser Kleingruppe – stellt eine Verknüpfung her. Wie so oft erweist sich diese als ein textnachbarschaftlicher Rückverweis: WU III,159 *Hans Moßheimers erbärmlicher untergang* liefert im Text dasselbe Motiv. Der in der Überschrift angekündigte Absturz des Antihelden vollzieht sich im Text, indem der betrunkene Kammerknecht des Landgrafen von Hessen-Kassel (Wilhelm IV.) bei einer Schneeballschlacht die Eigenkontrolle verliert und seinen Dolch als Wurfgeschöß einsetzt – mit tödlichem Ausgang für den Beschossenen. WU III,160 berichtet von einem Mann, der von seiner schwangeren Frau bei einem Saufgelage ertappt wird. Bei der verbalen Konfrontation danach wünscht er ihr in seinem berauschten Leichtsinn, sie möge den Teufel hochselbst gebären, was sie in ihrem Zorn gutheißt. Als das Neugeborene tatsächlich Attribute des Teufels aufweist, wird es auf schnellstem Weg getötet. Die verbindende Klammer der beiden Texte – der übertriebene Alkoholkonsum als Ursache des Übels – wird über die Einzeltextüberschrift von WU III,160 stimmig als solche ausgewiesen. Dem möglichen Gedanken, die überschriftlichen Verweise könnten rein aus pragmatischen Gründen im Sinne einer Verknappung erfolgen, ist mit einem solchen Beispiel entgegengewirkt; der gesetzte Verweis verkürzt die Überschrift nicht, sondern zieht sie im Gegenteil in die Länge.

In weiteren Überschriften wendet der *Wendunmuth* eine Form des expliziten Verweises an, bei dem die Identifizierung des verbindenden Kriteriums erst nach der Rezeption des vorangegangenen Textes möglich ist. Diese Überschriften bestehen im

²⁷¹ Vgl. ebda.

Gegensatz zum vorigen Beispiel ausschließlich aus einem Verweis und geben isoliert betrachtet keine verwertbare Information preis. Die Markierung bewirkt jedoch keinen geringeren Grad an „Kommunikativität“²⁷² als die bereits gezeigte Variante: Es besteht kein Zweifel, dass der Bezugstext unmittelbar vor der verweisenden Überschrift zu finden ist. WU VI,36 zwingt mit seinem Titel *Von demselben* förmlich zur direkten Rückschau, sofern der Text nicht schon davor aufgenommen wurde. Das gemeinsame Kriterium zu WU VI,35 *Von Flauio Josepho / etc.* bildet die gemeinsame Quelle der Texte; die ins Deutsche übertragenen Passagen von Flavius Josephus bestimmen darüber hinaus auch die Texte danach. Weitere Formulierungen der rein verweisenden Überschriftenkategorie bilden das wiederholt auftretende *Mehr hiervon* (WU III,71) oder die Phrase *Derwegen auch* (WU VI,141). Die geschaffenen Verweisketten können sich über mehrere Texte spannen.

Ein eleganterer Weg, um die angelegten Textnester als solche kenntlich zu machen, wäre wohl im Einsatz einer weiteren Überschriftenebene gelegen; Bezüglichkeiten systematisch über Einzeltextüberschriften sichtbar zu machen, widerspricht dem Anspruch, Texte auf einen Blick in ihrem Zusammenhang zu präsentieren. Der im *Wendunmuth* gewählte Modus verlagert die Wahrnehmung der Zusammengehörigkeit tiefer in den Rezeptionsakt und lässt auf diese Weise eine assoziative Abfolge der Texte in den Sinn kommen.

Die Sammlung liefert in den meisten Fällen Rückverweise, referiert vereinzelt aber auch auf erst folgende, benachbarte Texte. WU III,35 *Drei fürnemer plätz im läger; erstlich, lerman platz* stellt die Beschreibung dreier Lagerplätze, bei der lediglich der erste sofort in die Überschrift aufgenommen wird, in Aussicht. Kirchhof verfährt dabei für heutige Maßstäbe der Textgliederung ‚sperrig‘: Zum einen wird eine falsche Anzahl beschriebener Lagerplätze angekündigt – anstatt der angekündigten drei sind vier auszumachen –, zum anderen wäre es übersichtlicher, bei einer übergreifenden Zusammenfassung mehrerer benachbarter Texte eine zusätzliche Überschriftenebene einzusetzen. Die Titel der Einzeltexte hätten dann die Möglichkeit, das Textnest weiter zu untergliedern. Der Aufbau der angeführten Überschrift drängt auch für sich in diese

²⁷² Der Begriff entspricht dem Gebrauch bei Manfred Pfister: Konzepte der Intertextualität. In: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Hrsg. von Ulrich Broich [u.a.], Tübingen 1985 (=Konzepte der Literaturwissenschaft 35), S 1–30, hier 27.

Richtung; die interpunktueller Untergliederung mittels Semikolons deutet eine lose Teilung der Textgruppenmarkierung von den Einzeltexten an. Indem Kirchhof den Verweis direkt in die erste Einzeltextüberschrift legt, kann die interne Bezüglichkeit der benachbarten Texte aber schwer über den Akt des groben Blätterns wahrgenommen werden. Was die fehlenden Überschriftenebenen wie auch fallweise die Register verschweigen – eine explizite Bezüglichkeit zwischen ausgewählten Texten – lässt sich erst anhand der Rezeption der Einzeltextüberschriften erkennen.

Die Schwanksammlungen, die dem *Wendunmuth* vorausgehen, wenden keine explizite interne Verweisteknik via Überschriften in vergleichbarer Frequenz an. In Michael Lindeners *Rastbüchlein* tauchen lose Beziehungen nur vereinzelt auf. Valentin Schumanns *Nachtbüchlein* bietet nur gelegentlich Signalwörter, die einen Zusammenhang mit benachbarten Texten herstellen. Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* sowie Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein* verzichten auf diese Art des Verweises voll und ganz.

3.4.3. Implizite Verweise

Kriterienverbundene Textnester lassen sich nicht nur über explizite überschriftliche Verweise kenntlich machen. Die wiederholte Nennung einschlägiger Substantiva und substantivierter Verben in benachbarten Einzeltextüberschriften wie auch eine durchschimmernde thematische Nähe zwischen ihnen machen Zusammenhänge sichtbar. Ein Beispiel für die repetitive Begriffswiedergabe in unmittelbarer Nähe liefern Überschriften aufeinanderfolgender Texte aus WU I,II – hier nebeneinandergestellt: Ein Mönch bschlefft ein Nonnen (56); Ein Mönch langt Eyer im Ofen (57); Ein Mönch ist ein Katz (58). Unstrittig wird die typisierte Mönchsfigur als Verklammerung der Texte sichtbar gemacht, ohne einen Verweis als solchen direkt auszusprechen. Begünstigt durch die stark berufsständische Gliederung von Buch I tritt diese Variante dort besonders häufig auf. Ein thematischer Zusammenhang kann aber auch ohne wiederholte Begriffswiedergabe erfolgen, wie eine weitere Textabfolge aus Buch I zeigt: Von dem theuwren vnnd löblichen Ackermann Quintio Cincinnato (17); Von dem Ritterlichen Heerführer Camillo (18); Von Marco Curtio dem Edlen Römer (19). Die Kenntnis der genannten Figuren lässt im weiteren Sinn auf das textverbindende Setting

der römischen Antike schließen, im engeren Sinn auf die Schilderung legendarisch ausgeschmückter Biographien jener Zeit, die allesamt bei Titus Livius zu finden sind. Im Gegensatz zur verweisenden Wortwiederholung (wie auch den expliziten Verweisen) erfordert die Wahrnehmung dieser Bezüglichkeit ein konkretes Vorwissen, das die bestehenden Analogien sichtbar werden lässt.

3.5. Texte

Der *Wendunmuth* beschränkt sich nicht darauf, interne Bezugnahmen zwischen den Texten über die Zwischentitel und Einzeltextüberschriften herzustellen. Auch in den Erzählungen, deskriptiven Ausführungen und Reflexionen selbst werden sammlungstypische Verklammerungen vorgenommen: WU I,207 *Von eim andern dergleichen* liefert zwar schon in seiner Überschrift den Verweis auf den Text davor, verzichtet aber in weiterer Folge nicht darauf, einen Rückbezug via Prosatext selbst herzustellen: „JN obangeregtem Krieg der Bischoff mit Margraff Albrechten / etc. Anno 1553. lagen etliche fendlein Knecht ein zeitlang zů Wirtzburg / bey welchem ich Schreiber dieses Buchs auch was.“ Die heute als *Zweiter Markgrafenkrieg* bekannten militärischen Händel werden wie im Text davor zum Thema gemacht; die beiden Kapitel wiederum sind Teil einer umfangreicheren thematischen Kleingruppe, deren Kriterium in Situationen der Speiseaufnahme liegt.²⁷³ Auch Vorverweise treten in den Texten gelegentlich auf, wie etwa in WU VII,189 *Weitere Erinnerung*: Der Prosatext wartet mit einem biblischen Hinweis auf, der für die Rezipierenden im darauffolgenden Text (WU VII,190 *Ein Hundt redet*) zu finden ist: „Doch ist wissentlich / daß nicht einig Thier Menschen Sprache geredt / ohne die Schlang im Paradeiß / der Esel Bileams / vnd der Hundt daruon im nechst folgenden Capitel.“ Hier wird durch den angewandten Begriff des ‚Kapitels‘ auch die grundsätzliche Untergliederung des Buches mitangesprochen; dieses Phänomen ist in zahlreichen Texten der Sammlung anzutreffen.

Im Gegensatz zu den überschriftlich realisierten Verweisen nehmen ihre Entsprechungen in den Texten auch die Möglichkeit von großräumigen Verklammerungen wahr; der Verweis betrifft dabei nicht die unmittelbare

²⁷³ Die Textnester des *Wendunmuth* weisen öfter Binnenunterteilungen auf; der Ort des Einzeltextes bestimmt sich so anhand mehrerer Kriterien.

Textnachbarschaft, sondern zielt auf einen entfernten Text innerhalb desselben Buches oder bücherübergreifend in der *Wendunmuth*-Reihe ab. WU III,116 *Von demselben* berichtet unter anderem von einem Goldschmied, der bereits in einem früheren Text der Sammlung behandelt wurde:

„Bey demselbigen platner [...], der zeigte mit dasselbig mahl das gefängnus, ohnfern, ist mir recht, von der hauptkirchen, darin nicht lang darvor ein goldschmid, darumb, daß er etliche theil oder stück auß der bibel in frantzösischer sprach gehabt, gefangen gelegen, gestorben und zum dritten mahl begraben worden ware, von welcher that in meinem büchlein *Wendunmuth* ersten theil, in anno 63 erstlich außgangen, umbständlicher etwas gemeldet [...].“

Da nur das zutreffende Buch im Sammlungsgefüge genannt wird, ansonsten aber keine spezifischen Angaben zum Ort vorliegen, erweist sich der Referenztext als nicht ideal ausgewiesen; über das Register von Buch III verläuft die Suche aber dennoch erfolgreich (WU I,121 *Ein Goldtschmid wirt drey mal begraben*).

Der *Wendunmuth* nimmt auch großräumige Verklammerungen vor, die sich auf exakte Angaben stützen: WU VI,178 *Lob der Fränkischen Könige* weist am Ende des Prosatextes auf eine geschilderte Analogie im selben Buch voraus und ermuntert zum Nachlesen („darvon besihe vnten Cap. 209“). Deutet der erste Text die schutzbringenden militärischen Leistungen von vier fränkischen Machthabern des Mittelalters an – genannt werden Karl Martell, Pippin der Jüngere, Karl der Große und Ludwig der Fromme –, so spricht der zweite über die Rolle Heinrichs II. beim Fürstenkrieg 1552 gegen Karl V. Im Stil eines optimalen Verweissystems liefert WU VI,209 *Merck* wiederum den Rückverweis („Von dergleichen findestu auch oben cap. 178.“), was die Verklammerung der beiden Texte zum Musterfall macht.

Nicht nur die Kerntexte, auch die Epimythia können interne Bezüge herstellen, wie WU VI,276 *Der Flohe antwortet* unter Beweis stellt:

„Was im nechsten Apologo,
Versteh von diesem auch also /
Gleich Edel seind fliegen vnd floh.“

Die Deutung des Textes durch den Kompilator nimmt explizit die Botschaft des darauffolgenden Textes vorweg, womit ähnlich dem Beispiel des Vollaufens eine konkrete Wertung als Verklammerungskriterium fungiert. Damit bieten sich auch die nachgestellten Lehrsätze als ein sinnvoller Kanal interner Vernetzung an.²⁷⁴

Eine Sonderform der Verklammerung hält der *Wendunmuth* mit Prosarealisierungen bereit, die sich von den übrigen Texten abheben. Erkennbar sind diese vor allem durch die Gestaltung ihrer Titel, die sich in einem allgemeinen Duktus an die Textadressaten richten: Titel wie *Nota* (WU V,42) oder *Eine Wahrnung* (WU V,160) evozieren den Eindruck, einen gesonderten Draht zum Publikum herstellen zu wollen. Die Bücher I und II führen keine Texte dieser Art, die Bücher III–V bieten sie vereinzelt auf, während sie in den Büchern VI und VII an der Tagesordnung stehen. Die Texte selbst sind überwiegend deskriptiv oder reflexiv gehalten und nehmen in ihren Aussagen explizit oder implizit auf die unmittelbare Textnachbarschaft Bezug. Ihre Funktion ähnelt der einer erläuternden Fußnote in Fachtexten, nur erweisen sich die zwischengeschalteten Texte als weniger exakt zugewiesen. Gerne fungieren sie als ein verlängerter Arm des vorangegangenen Epimythions, indem sie eine zusätzliche Deutung des Kerntextes anbieten. Beispielhaft dafür ist die Textfolge WU VII,193 *Ein Berg ist schwanger* und WU VII,194 *Erjnnnung*. Geschildert wird die knappe Erzählung eines trächtigen Berges, auf dessen ungewissen Nachwuchs die Bewohner furchtvoll warten. Als der Berg eine kleine Maus zur Welt bringt, lachen die Einheimischen erleichtert auf. Der Prosatext selbst weist eine mögliche Deutung aus, indem auf nicht eintreffende Erwartungen im Leben hingewiesen wird. Das Epimythion des Textes bringt unter anderem das dafür adäquate Sprichwort „Parturiunt Montes, nascetur ridiculus Mus“ ins Spiel, das der Text Homer, nicht Horaz zuweist. Die Texteröffnung der Erinnerung schlägt augenblicklich die Brücke zum Vorgängertext („dieser berg sey die gantze Welt“) und stellt klar, dass eine weitere Interpretation der Erzählung zu erwarten sei. Diese schlägt in eine andere Kerbe: Kirchhof setzt das berggeborene Wesen mit den erdgeborenen Menschen, die Adam folgen, gleich. Wie man der Erde entwächst, so endet man letztlich als sie. Mäusegleich kriecht man lebtags durch die Löcher – an der

²⁷⁴ Implizite Verklammerungen wie die Wiederkehr des Figurenpersonals oder das wiederholte Aufgreifen von Themen, Stoffen und Motiven lassen sich weit besser über die Register eruieren. Von einem offenkundigen Verweischarakter kann hierbei allerdings kaum noch gesprochen werden.

eigenen Unbedeutsamkeit müsse man sich stets orientieren. Auch das umfangreiche Epimythion kreist um die Vergänglichkeit, die zwangsläufig eintritt, egal ob in Reichtum oder in Armut. Die eingeschobene Erinnerung bringt diese Vergänglichkeit in den Blick der Rezipierenden, aufgehängt auf eine alternative, nicht sehr zielsichere Ausdeutung der Erzählung davor. Das Kreisen um alles Eitle bildet tatsächlich ein zentrales Motiv der Sammlungstexte; ein Ins-Gedächtnis-Rufen in Form einer eigenen Ordnungsnummer schafft weiteren Nachdruck. Das Register des Buches hängt den Text (WU VI,194) an die Ordnungsnummer des direkten Bezugstextes (WU VI,193) an und präsentiert sie somit auch ‚von außen‘ als Sinneinheit.

Der *Wendunmuth* operiert sowohl auf der paratextuellen Ebene der Überschriften als auch in den Texten selbst stark mit internen Bezügen, die sich implizit und explizit äußern können. Die hergestellten Bezüge bilden ein Gerüst an Verklammerungen, das dem Eindruck von willkürlicher Textaufnahme und unbedachter Platzierung von Texten entgegenwirken soll. Dem Fehlen weiterer Überschriftenebenen wird unter anderem auf diese Weise begegnet. Die Verklammerung der Texte wird so zwar weniger im Makroblick ersichtlich, doch lassen sich die Bezüglichkeiten dafür stärker in der eigentlichen Lektüre wahrnehmen. Der metafiktionale Effekt, der vor allem über die expliziten Verweise auftritt, löst die Rezipierenden dabei immer wieder aus der Illusion der Textwelt und hält ihnen die Aufnahme eines aufbereiteten Buchproduktes vor Augen.

4. Epimythia

4.1. Hinführung

Ein abgrenzbares Ordnungssegment des *Wendunmuth* besteht in der Regel nicht nur aus der kennzeichnenden Ordnungsnummer, der Überschrift und dem folgenden Prosatext; beinahe jede Einheit endet mit einem Epimythion in Versform, bevor eine weitere Ordnungsnummer das nächste Segment eröffnet.²⁷⁵ In Summe bedeutet das über 2000 moralbetonte, handlungsanweisende Textzusätze,²⁷⁶ die in ihrer Beschaffenheit und Bezüglichkeit zum Prosatext einzuschätzen sind. Formal betrachtet nutzt das Epimythion überwiegend Paarreimverse. Entweder tritt es in Blockform oder mehrfach untergliedert auf. In der untergliederten Variante werden die einzelnen Teile durch Konjunktionen wie „und“ bzw. „oder“ geteilt. Im thematisch weltlichen Abschnitt des Textsektors von Buch I herrscht dagegen „ein anderß“ vor; Buch I,II fällt in Bezug auf seine Epimythia nicht nur durch besondere Kürze auf, sondern ebenso durch die konsequente Durchgängigkeit der Blöcke. In der darin ablesbaren Differenz zu I,I liegt ein Indiz dafür, dass die Textmoral erst zu einem Zeitpunkt beigefügt wurde, an dem die Zweiteilung des Buches bereits klar geregelt war. In jedem Fall lässt sich für den Kompilator ein bedachter Umgang mit der formalen Darstellung der nachgestellten Texte behaupten.

Gelegentlich wird die angehängte Moral mit einem „Merck“ markiert (WU VI,84 *Fabula Phaetontis*). Wie bei einigen anderen Kanälen des *Wendunmuth* (Haupttitel, Mottos, Marginalien, Prosatexte, Einzeltextüberschriften) wird die imperativische

²⁷⁵ Fakultativ werden die Kerntexte durch ein Promythion – einen moralbetonten Einstieg in den Prosatext – komplementiert. Die Kombination von Pro- und Epimythion innerhalb eines Ordnungssegments bedeutet eine kommentierende und erläuternde Umschließung des narrativen/deskriptiven/reflexiven Kerntextes durch den Kompilator. Das Promythion ist wie der Rest des Kerntextes prosaisch gehalten und somit nicht immer klar in seinen räumlichen Grenzen bestimmbar.

²⁷⁶ Dieser moralische Zeigefinger führt in der Forschung zu beinahe genervten Kommentaren in Richtung Kirchhof, etwa bei Hans Dietschy: Der Umzug der Stopfer, ein alter Maskenbrauch des Bündner Oberlandes. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 37(1939–1940), S. 25–43, hier 30, wo es heißt: „aus dieser [Sebastian Münsters Kosmographie] schrieb – mit leichten Modernisierungen – Hans Wilhelm Kirchhof die Stelle von den Stopfern in seinen ‚Wendunmuth‘ ab und fügte ein Gedicht hinzu, das sich in überkluger und frommer Aufgeklärtheit über den Brauch lustig macht.“ Dietschy bezieht sich dabei auf WU IV,238 *Aberglaub vnd nârrische Geistlichkeit*.

Anrede genutzt,²⁷⁷ um einen direkten Draht zum Publikum aufzubauen. Auch über den Kanal des Epimythions wird zu einer aufmerksamen, aufnahmewilligen Herangehensweise an die Texte aufgerufen. Besonders hier ist diese Aufforderung an Welterklärungen und Handlungsanleitungen geknüpft, die durch die nachgestellten Zeilen kommuniziert werden. Die imperativische Anrede ist dabei keine Neuheit frühneuzeitlicher Textgestaltung. Wie an ihrer weitgestreuten Anbringung in der Sammlung abzulesen ist, bildet sie eine augenscheinliche Strategie, die Rezipierenden an das Werk zu binden. Im Zusammenhang mit dieser expliziten Kontaktaufnahme steht der ausschöpfende Einsatz grammatischer Personen in den Epimythia selbst. Die Moral aus WU III,159 *Hans Moßheimers erbärmlicher untergang* bietet sich dafür als Beispiel an:

„Nimmer nüchtern und allzeit voll,
Der thut gar selten, was er soll.
Ob schon was bleibt menschlicher sinn,
Ist doch das best verterbt und hin.
Der nutz, so auß dem trunck entsteht,
Zwar auff ein kleines briefflein geht,
Sanct Paulus sagt dir, daß vom sauffen (Ephes. 5.)
Unordnlichs wesen komm mit hauffen,
Darffst nicht so fern exempeln holn,
Hie han wir eins, so wir selbst wölln,
Erschrecklich, elend und gantz kläglich;
Wens nicht vom sauffen abhelt täglich,
Der ist wie ein stein unbeweglich.“

In dieser Versmoral, die an einen Kerntext zum wiederholt getadelten übermäßigen Alkoholkonsum anschließt, liegt ein mehrfacher Wechsel jener grammatischen Person vor, die angesprochen wird. Die 3. Person Singular bestimmt den Beginn sowie das Ende der Ausführungen und könnte auch dazwischen ohne weiteres in Verwendung bleiben. Stattdessen taucht beim Aufgreifen des biblischen *Epheserbriefs* durch Paulus auch die 2. Person Singular in ihrem Dativ auf („Sanct Paulus sagt dir“) und richtet die Botschaft damit zielgerichtet an die Textadressaten (im singularisch gehaltenen „dir“). Danach wird die 1. Person Plural und damit ein Kollektiv eröffnet, das auch den Erzähler selbst

²⁷⁷ In dieser Hinsicht schlägt das ‚Merck‘ in die gleiche Kerbe wie das ‚Nota‘ als Marginalie oder auch jene Einzeltextüberschriften, die explizit auf einen Mercktext hinweisen.

miteinbezieht („Hier han wir eins, so wir selbst wöllen“). Der sprunghafte Wechsel der grammatischen Person lenkt die Aufmerksamkeit auf die umgreifende Geltung der Moral, die nicht nur ‚Dritte‘, sondern in gleicher Weise den Erzähler selbst und die angesprochenen Textadressaten betrifft.

Per definitionem dient das Epimythion im Rahmen eines Textes der „Entschlüsselung [...] des übertragenen, bildhaften Sinnes in Form einer moral. Lehre“²⁷⁸. Es hat die Aufgabe, das Verhalten der Rezipierenden zum Positiven zu lenken,²⁷⁹ was neben einer hermeneutischen Dimension auch eine heuristische ins Spiel bringt.²⁸⁰ Heinrich Lausbergs Ausführungen entsprechend, legt die nachgestellte Moral den „Ernstsinn“ des Kerntextes offen.²⁸¹ Dieser Begriff lässt auf eine bis dahin vorherrschende spielerische Realisierung des Aufgebotenen schließen. Gattungskonventionell gehört das Epimythion dem Texttypus der Fabel an, wo dieser spielerische Ausdruck ohne Zweifel im Verfremdungseffekt liegt, der sich in der Vermenschlichung der tierischen, pflanzlichen und dinglichen Textfiguren ausdrückt. Bei Texttypen, denen eine solche spielerische Dimension fehlt, stößt der Einsatz des Epimythions auf Erklärungsbedarf, was auch auf viele Beispiele des *Wendunmuth* zutrifft. Christian Meierhofer bescheinigt der Kompilation, dass sie „die anderen Genera nach dem Vorbild des Fabeltypus zu arrangieren“ versuche.²⁸² Zentral wirkt dabei der moraldidaktische Einschlag der Gattung, der konsequent durch den Einsatz der Epimythia auch auf die restlichen Texte übertragen wird, wohl aber auch die reduzierte Darstellung der Inhalte.

²⁷⁸ Fritz P. Knapp: Epimythion. In: Sachwörterbuch der Mediävistik. Hrsg. von Peter Dinzelsbacher, Stuttgart 1992, S. 216.

²⁷⁹ Vgl. Reinhard Dithmar: Die Fabel. Geschichte, Struktur, Didaktik, Paderborn; München [u.a.] 1997, S. 119.

²⁸⁰ Vgl. Joachim S. Hohmann: „Kaum war das Wort gesagt, ward er zerrissen...“. Die Fabel im Deutschunterricht. In: Sprichwort, Rätsel und Fabel im Deutschunterricht. Geschichte, Theorie und Didaktik „einfacher Formen“. Hrsg. von Joachim S. Hohmann, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.] 1999 (=Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts, Bd. 38), S. 194–237, hier 207.

²⁸¹ Vgl. Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. Mit einem Vorwort von Arnold Arens, Stuttgart ³1990, S. 567.

²⁸² Christian Meierhofer, Alles neu unter der Sonne, S. 73. Kirchhof nähert nicht nur unterschiedliche Kleinprosatexte dem Fabeltypus an, sondern modifiziert sie auch, indem er längeren Quellentexten Passagen entnimmt, die er anschließend unterteilt und mit Überschriften ausstattet. Als Beispiel eignet sich eine Kleingruppe aus WU V (210–212), die im Wortlaut großteils der Textstelle einer zeitaktuellen Chronik zum osmanischen Reich entspricht (Johannes Löwenklau: *Neuwe Chronica Túrckischer nation / von Túrcken selbs beschrieben...*, Franckfurt am Mayn 1595, S. 374) – nun verteilt auf mehrere Ordnungsnummern, versehen mit Überschriften und Epimythia.

Die obligatorisch vorgebrachten Epimythia bilden ein zentrales Argument dafür, den *Wendunmuth* nicht als Schwanksammlung zu kategorisieren, wenngleich der Kompilator selbst diese Fährte auf unterschiedliche Weise legt. Der dauerpräsenste, unterweisende Impetus – unterstützt wird ihre Wahrnehmbarkeit auch durch formale Abgrenzungen – erweist sich als wenig kompatibel mit jenen Erwartungen, die sich an Schwanksammlungen knüpfen. Mit der ‚Verernstung‘ des Gebotenen liegt ein Abgrenzungsmomentum der Kompilation vor, das sich in der Frage der Verortung nicht beiseiteschieben lässt; gerade dort, wo ‚Allzumenschliches‘ exemplarisch und humorvoll vorgebracht wird, greift Kirchhof postwendend auf den christlichen Tugendkatalog zurück. Es werden Gebote und Verbote nachgelegt, um möglichen zukünftigen Übertretungen der Rezipierenden einen Riegel vorzuschieben. Selbst bereitgestellte Texte, die dem liturgischen Anwendungsfeld angehören, bleiben nicht ohne weiterführende Moral. WU IV,152 (o.T.) verdeutlicht das:

„ANno 1218. hat man im Thorgaw / Reihngaw / etc. die Artickul deß Heiligen Christlichen Glaubens auffgesetzte form / vnd mit solchen worten gesprochen / wie daruon in Closter Chroniken funden wird. Jch widersag dem Teuffel / vnd allen seinen Wercken / vnd allen seinen gezierden. Jch geloub an ein Gott / Vater Allmachtigen / Ein Schöpffer Himels vnd Erden / vund aller geschöpfde: Jch geloub an sinen aingebornen Sun vnsern HERRen Jesum Christum. Jch geloub an den hailigen Gaist / Jch geloub daß die drye ein warer Gott ist / der je was / ohn angenge vnd witer ist on Ende / Jch geloub das derselb Gottes Son geandert (das ist gemeldet oder verkündigt) ward / von dem hailigen Engel sant Gabriel [...].

Vor Gott liegt es nicht an der Sprach /
Vielem geschwetz fragt er nicht nach / Matth 6.
Nur daß der Glaub im Hertzen wach“.

Es gäbe kaum Texte, die einen weniger spielerischen Charakter aufweisen würden als das christliche Glaubensbekenntnis; der Texttypus des Bekenntnisses – in dieser Form als religiöses Gelöbniß verstärkt – steht per se für angestrebte Klarheit und fordert Verbindlichkeit zum Ausgedrückten ein. Kirchhof hält es dennoch für notwendig, eine weiterführende, allgemein gehaltene Botschaft anzufügen; er agiert damit in derselben Weise, als hätte er den Bildteil einer Fabel vor sich liegen. Betrachtet man den Moraltext

für sich – eine Abgrenzung ist dank der typographischen wie sprachlichen Gegebenheiten eindeutig möglich –, so liegt darin eine Kritik an bloßen Lippenbekenntnissen vor. Der weiterführende Bibelverweis auf *Matthäus 6* unterstreicht diesen Gedanken, da die Referenzpassage das Beten unter heuchlerischen Vorzeichen anprangert. Diese Botschaft lässt sich aus dem verbindlichen sprachlichen Handeln, das durch das Bekenntnis im Kerntext geleistet wird, gerade nicht extrahieren. Gegeben ist ein weiterführender Gedanke, der die Glaubhaftigkeit einer solchen Deklaration nicht zwangsläufig in ihrem Ausspruch erfüllt sieht.

Aber auch eine weitere Interpretation lässt das Epimythion zu, die sich aus dem nachbarschaftlichen Umfeld des Textes ergibt. Im gegebenen Textnest herrschen Beschreibungen und Reflexionen zur Sprache vor, in denen auch das Spannungsfeld zwischen Volks- und Gelehrtensprache durchscheint. Der Eingangsvers der Moral („Vor Gott liegt es nicht an der Sprach“) lässt sich ebenso auf die Sprachwahl beziehen; Texte der Liturgie sollen nicht nur dem Lateinischen vorbehalten sein, sondern erzielen ihre Wirkung auch in der volkssprachlichen Realisierung. Die katholische Kirche sperrte sich auch nach dem Konzil von Trient (1545–1563), das sich in Fragen der Liturgiesprache nicht zwingend als restriktiv erwies, lange gegen einen volkssprachlich umgesetzten Gottesdienst, während ein solcher in der reformatorischen Praxis stets gefördert wurde.²⁸³ Das Epimythion wirft mit seinen Lesarten Bedeutungskomponenten auf, die durch den Kerntext alleine nicht gegeben wären; damit bringt der Verszusatz auch beim vorgebrachten Gebetstext einen weltanschaulichen Ausschnitt mit sich, der den Rezipierenden sonst nicht zukommen würde.

Auch die übrigen Textgattungen, die durch die Sammlung aufgeboten werden, stellen verlässlich Epimythia zur Verfügung. Entgegen der üblichen Anbringung der Textmoral nach einem narrativen Text folgt sie im *Wendunmuth* auch deskriptiven/reflexiven Ausführungen. WU VII,4 *Philippi Melanctonis, piae memoriae. Lob vnd Nutz der Apologen* ist beispielhaft dafür, wie konsequent Kirchhof an seiner gewählten Form festhält. Er belässt es nicht dabei, Melancthons Gedanken über die Sinnhaftigkeit von Apologen bereitzustellen, sondern schickt noch einen elfzeiligen, paargereimten Anhang hinterher. Auch die kompakt geschnürten Aufnahmen und

²⁸³ Vgl. Rupert Berger: *Pastoralliturgisches Handlexikon*, Freiburg; Basel [u.a.] 42008, S. 320.

Bearbeitungen von historiographischen Autoritätentexten werden mit Kirchhofs Moral bereichert: Schon im eröffnenden Text WU I,1 *Von Cyri der Persier Monarchen geburt vnd auffziehung* werden an Herodots Ausführungen zu den turbulenten Kindheitsjahren von Kyros II. ganze 22 paargereimte Verse angeschlossen. Fast schon skurril wirkt es, dass Kirchhof auch bei den wenigen Räseltexten, die die Sammlung führt, eine Moral setzt (WU V,228–231 *Vier lustige Râthsal oder Fragen / auch à minori ad maius referendo*);²⁸⁴ er platziert ausgewählte biblische Passagen und stellt damit sogar den unbeschwerten Denksport in den Dienst seiner christlich-protestantischen Weltsicht.

4.2. Funktionale Bezugnahmen (Epimythia – Kerntexte)

4.2.1. Epimythia firmieren Kerntexte

Die gängigen Definitionen für die nachgestellte Textmoral stimmen auf den *Wendunmuth* bezogen am ehesten mit jenen Realisierungen überein, die kerntextfirmierend auftreten. Eine verfremdete Botschaft wird durch das Epimythion in einen allgemein gehaltenen Duktus übertragen und dadurch bestärkt. WU VII,161 *Von einer Lauß vnd Flohe* beschreibt diesen Modus in seinem Promythion:

„ES muß die Außlegung vnd Bedeutung deß Apologi oder Beyspiels vbereyn stimmen mit der Materien selbs / darvon die Gleichnus soll genommen werden; wie denn auch dieses.“

Die Forderung nach einer Entsprechung der Kerntextbotschaft mit ihrer Auslegung wird für (und durch) diesen Text als erfüllt behauptet. Die knappe Erzählung handelt von einer Laus, die sich im Bett eines korpulenten Prälaten einnistet, um sich an seinem Blut zu nähren. Als ein dreister Floh dazustößt, spricht die Laus eine Einladung an diesen aus, ihr Gast zu sein. Der Floh nimmt das Angebot an und beginnt bald ungeduldig damit, den Prälaten zu beißen. Dieser erschlägt postwendend die vollgesogene Laus, während dem

²⁸⁴ Vgl. Tomas Tomasek, *Scherzfragen*, S. 233. Auch bei Tomsek wird Kirchhofs Einbettung der Räseltexte in eine Moral explizit hervorgehoben.

Floh die Flucht gelingt. Nach diesem reduzierten Bildteil folgen die allgemein gehaltenen Merksätze:

„So ist es: Wer zu rühmen tracht /
Diß / welchs schweigend jhm nutzen bracht /
Den kosts sein Halß selbs daß erkracht.
Oder:
Zu dem Gesindlein sich gesellen /
Der keins nach Ehrn vnd Tugend stellen /
Dem sitzt sein Vnglück auff der Schwellen.“

Aufgeboten werden zwei voneinander getrennte, endgereimte Strophen, die aus dem Kerntext gleich zwei zentrale Bedeutungskomponenten extrahieren: Die erste Strophe mahnt dazu, den eigenen Vorteil nicht in alle Welt hinauszuposaunen, da sich die Gunst sonst wenden könne – „du solt es so gut als ich haben / vnd ein weich Beth“, bietet die Laus dem Floh an. Das Angebot des weichen Nachtlagers und die darin implizierte Nahrung am Blut des Prälaten bringt die Laus letztlich in Schwierigkeiten; wäre die Einladung nicht ausgesprochen worden, gäbe es in der Erzählten Welt kein Unglück. Kirchof hält sich mit seiner nachgestellten Warnung vor einer abträglichen Preisgabe des eigenen Vorteils somit direkt an die Kausalität des Geschilderten.

Einem möglichen Einwand, die Laus hätte zwar zur ihrem eigenen Nachteil, zumindest aber moralisch hochstehend gehandelt, wird in der zweiten Strophe eine Absage erteilt: Ein zu vertrauter Umgang mit sozial Untergeordneten ist unredlich und rächt sich zwangsläufig. Auch dieser Zugang kündigt sich bereits dezent im Prosatext an: Die Laus wird mit „dick vnd voll“ attributiv als wohlhabend charakterisiert, während man auf der anderen Seite einem „dürren Floh“ begegnet, der durch seine subalterne Stellung als ein „frecher Bruder“ auftreten kann. Die gehobene Position der Laus äußert sich weiters in ihrer Möglichkeit, überhaupt eine luxuriöse Einladung aussprechen zu können – sie sitzt dem Wortsinn entsprechend am Futtertrog. Der kameradschaftliche Zugang der Laus rächt sich postwendend; der Floh ist mit den gebotenen Sitten nicht vertraut – seine übersteigerte Gier bei der Nahrungsaufnahme liefert die Katastrophe. Tatsächlich entspricht die Botschaft des Epimythions dem, was der narrative Text bereits bildlich verfremdet zur Verfügung stellt. Indem Kirchof die Botschaft in eine allgemeine Weltsicht überträgt, erhält sie zusätzliche Klarheit und Stärkung.

Als zweites Beispiel bietet sich ein Text jenseits der Fabelgattung an, in dem ebenfalls ein Tier die Handlung mitprägt. WU I,II,42 *Ein Mönch hat ein Kalb geboren* erzählt von einem durch den Winter ziehenden Mönch, der sich eine Unterkunft erbettelt. Der Hausherr bringt in der Nacht ein frischgeborenes Kalb in die Stube und legt es zum Warmhalten neben den Ofen, wo auch der Mönch ruht. Dieser träumt postwendend von einem Kalb, das er selbst gebiert.²⁸⁵ Als er aufwacht und das Tier neben sich findet, glaubt er an einen wahren Traum, wirft das Kalb aus Furcht vor einer möglichen Bestrafung in den Brunnen und flüchtet. Die Affäre wird jedoch publik und mehr als nur unangenehm für den Mönch.

Das folgende Epimythion ist als knapper Zweizeiler realisiert: „Weil sich dMönch zieren wie die Narrn // Muß jn auch narrheit widerfahrn.“ Die Moral verallgemeinert für den Mönchsstand, was bereits die Handlung des Kerntextes offenlegt: Das närrische Betragen des Mönches, der das Kalb aufgrund eines Traumes tötet, führt zum verdienten Lohn – öffentlich als Narr am Pranger zu stehen. Obwohl das Epimythion der Erzähllogik folgt und diese entsprechend firmiert, lässt sich erkennen, dass nur beschränkte Kommentierungen Platz finden. Die Erzählung würde bei genauer Betrachtung noch weitere Fragen aufwerfen, etwa die kryptische Formulierung zur Entstehung des Traums betreffend („Wie es ein sach ware / weiß ich nit“); eine gegebene Unsicherheit in der damaligen Bewertung von Traum und Wirklichkeit ist zumindest angedeutet und würde so das Handeln des Mönches nicht zu sehr in ein lächerliches Licht rücken.

4.2.2. Epimythia eröffnen Räume

Immer wieder trifft man im Bereich der Erzählforschung auf die Einschätzung, Epimythia würden ihren Kerntexten kaum gerecht werden oder Kerntexte nicht stimmig auf ihre Epimythia hinführen. Dabei sind unterschiedliche Stoßrichtungen erkennbar: Auf der einen Seite soll es die individuelle mangelnde Fähigkeit der Textschaffenden sein, die

²⁸⁵ Das Motiv der ‚Tierschwangerschaft des Mannes‘ ist weltweit in Varianten zu finden, vgl. dazu die Ausführungen bei Jurjen van der Kooij: Priester soll Kalb gebären. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 10: Nibelungenlied – Prozessmotive, Berlin; New York 2002, Sp. 1300. Dass in der Variante des *Wendunmuth* ein Mönch im Fokus steht, ist beispielhaft für die Tendenz der Sammlung, motivische Traditionen antikatholisch zu besetzen.

Botschaften vorliegender Texte angemessen zu abstrahieren, auf der anderen Seite wird ein grundsätzliches Überlieferungstechnisches Problem der Fabelgattung ins Treffen geführt.²⁸⁶ Der Einsatz der beigegebenen Moral wird dabei gleich von zwei Seiten in Bedrängnis gebracht: Sträubt sich diese gegen die Botschaft der Textfabel, dann tritt sie einer vermeintlich notwendigen Stringenz des Gesamttextes entgegen und schmälert so die Qualität des Gebotenen. Entspricht sie hingegen der Botschaft des Kerntextes, so ist der Ruf nach einem möglichen Verzicht darauf nicht weit. Gerade die Kritik an auftretender Divergenz²⁸⁷ verkennt das Potenzial des Epimythions insofern, als dieses mehr als eine bloße Firmierung des bereits Ausgedrückten verkörpern kann.²⁸⁸ Eine geschilderte Handlung muss nicht zwangsläufig als ein regelhafter Fall ‚verbucht‘ oder in ihrer Aussage unterstützt werden. Insbesondere kompilatorisch angelegte Werke entbinden die Textschaffenden der Epimythia einer direkten ‚Verpflichtung‘, die Moral in Einklang mit einem aus fremden Quellen herangezogenen Inhalt zu bringen. Genau das ist im *Wendunmuth* zu beobachten: Wiederholt wird demonstriert, wie eingeschriebene Textbotschaften nicht einfach abstrahiert wiedergegeben werden, sondern zusätzliche Aspekte oder Widersprüche folgen können. Die Beispiele dafür sind vielfältig und in ihrer aufgeworfenen Distanz zum Kerntext uneinheitlich angelegt. Die Auswahl der Prosatexte scheint jedenfalls nicht zwingend dem zu entsprechen, was Kirchhof den Rezipierenden mit auf den Weg geben möchte.

Die häufigste Erweiterung von Textbotschaften liegt im nachträglichen Einbezug des christlichen Gottes sowie der Heiligen Schrift. Gerade bei Texten, die keinen christlichen Entstehungshintergrund aufweisen, sticht diese Form der Ausweitung ins Auge.

²⁸⁶ So werden Pro- und Epimythia etwa als bloße Rudimente der ursprünglichen Fabeleinbettung in eine konkrete Lebenssituation angesehen. Dementsprechend wären sie bestenfalls als Kontrolle für die Leserschaft und deren Textverständnis gut, hätten davon abgesehen aber keinen Auftrag (vgl. Reinhard Dithmar, *Die Fabel*, S. 214).

²⁸⁷ Joachim S. Hohmann meint in seinem Fahrplan zur Nutzung von Fabeln im Unterricht gar: „Fügt sich eine beigegebene „Moral“ nicht dem Text ein, muß der Lehrer bedenken, ob und wie er sie berücksichtigt; sie bei der Auslegung als zweitrangig anzusehen, ist oft sinnvoll; sie auszulassen, wäre nicht eine sonst oft fragwürdige Kürzung einer Dichtung aus didaktischen Gründen.“ (Joachim S. Hohmann: „Kaum war das Wort gesagt, ward er zerrissen...“, S. 204f.) Die Bestimmung einer Erst- und Zweitrangigkeit von Textelementen wie auch das mögliche Wegstreichen konstituierender Textabschnitte für die Unterrichtssituation erscheinen doch recht fragwürdig.

²⁸⁸ Ludger Lieb hält einer vermeintlich notwendigen Gleichschaltung von Erzählung und Moral in der Fabel das polyfunktionale Potenzial einer autonomisierten *narratio* entgegen (Ludger Lieb: *Erzählen an den Grenzen der Fabel. Studien zum Esopus des Burkard Waldis*, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.] 1996 (=Mikrokosmos, Bd. 47)).

Beispielhaft dafür steht die Eröffnung der Textsammlung mit WU I,2 *Astyagis Tyranny / vnd was die zůwegen bracht*. Die Erzählung schildert eine durch Herodot überlieferte Episode aus dem Leben des persischen Achämeniden-Königs Kyros II.²⁸⁹ Da König Astyages, Kyros' Großvater, einem Traum Glauben schenkt, in dem er seine Macht verliert, soll der Enkel im Kindesalter getötet werden – Harpagus, der Hofmeister, führt diese Aufgabe aber nur zum Schein aus. Als der Herr von diesem Verrat erfährt, lässt er Harpagus dessen eigenen Sohn verspeisen. Dieser Schachzug erweist sich als Fehler, da der Hofmeister daraufhin den herangewachsenen Kyros zum letztlich siegreichen Zug gegen seinen Großvater anstachelt. Die elaborierte, nachgeschickte Versmoral lautet:

„Wenn was anfahen wil ein Regent /
Betracht er auch zůvor das end:
Gewiß wann er ein Diener hett /
Der nicht nach seinem gfallen thet.
Würd er den nicht vom Ampt wegstossen?
Ja: Gott handelt auch gleicher massen /
Erhört der Armen kläglich geschrey /
Vnd rottet auß die Tyranny.
Wie ein Bogen zů hoch gespannt
Můß brechen / vnd bschedigt die Hand
Deß / der damit treibt ũbermuth:
Also / zů grimmig thut kein gůt.
Denn ũberlast vnd harter zwang
Besteht ein weyl doch nicht zůlang.
Deß Volcks bitt Roboam verschmecht /
Darumb fieln von jm ab zehen Gschlecht.
Doch ist auffruhr auch Gott zůwider /
Wer die anfengt stůrtzt er gar nider.
Man stels jm heym / sein ist die Rach /
Vnghorsam leßt er niemandt nach.“

Das Epimythion nimmt kaum weniger Raum auf der Druckseite in Anspruch als die Erzählung selbst. Mit der Ausnahme weniger Verse liefert der Textblock Gedanken, die sich nicht direkt aus dem Kerntext ableiten lassen. So wird Gott zur entscheidenden Macht erklärt, die Geknechteten Hilfe leistet und Tyrannen von ihrem Thron entfernt – verstärkt durch das Beispiel des jüdischen Königs Rehabeam. Der Umsturz muss dabei durch Gott selbst geschehen, keinesfalls aber durch menschliches Auflehnen.

²⁸⁹ Herodot: Historien. Griechisch-deutsch. Hrsg. von Josef Feix. Bd. 1: Bücher I–V, Düsseldorf ⁷2006, S. 103–127 (Buch I).

Auch konterkarierende Botschaften stehen den Texten gelegentlich gegenüber. WU VI,29 *Vnterscheid zwischen der Poesi vnd arte Oratoria* bietet einen solchen Fall: Vorgebracht werden Reflexionen (etwa Angelo Poliziano folgend) über den Nutzen und den Stellenwert von Historien im Vergleich zu weiteren Ausdrucksmöglichkeiten und Künsten. Dabei nehmen die schriftliche Fixierung und die Kenntnis von Historien eine vorrangige Stellung ein, weil in dieser wahrhaftigen Gattung der Brunnenquell der Vermittlung liege. Die hier vorgenommene Hierarchisierung – die Frage, wer gerade spricht, ist abschnittsweise schwer zu beantworten – wird durch das knappe Epimythion durchbrochen:

„Obwol dKunst hat vngleichen Brauch /
Gibt diese Gott / so jene auch:
Drumb stell sich keins gegn ander rauch.“

Das Epimythion ruft dazu auf, die unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten nicht gegeneinander auszuspielen, sondern die gegebene Bandbreite als Teil der göttlichen Schöpfung zu begreifen. Die Moral stemmt sich nicht gegen die im Text behauptete unterschiedliche Zweckmäßigkeit zwischen den Formen der Darbietung, doch erteilt sie einer im Text durchscheinenden Hierarchisierung eine Absage.

WU VII,93 *Von einem gefangenen Trompeter* gibt ein weiteres Beispiel der Gegenläufigkeit ab: Der Erzähltext schildert knapp die Kriegsgefangenschaft eines Heerpaukers, der um sein Leben fürchten muss und daher seine Feinde bittet, ihn zu verschonen; seine Argumentation stützt sich dabei auf seine ‚waffenlose Rolle‘ im Rahmen der Feldschlacht. Der Text steuert auf eine Absage dieses Wunsches hin; da das schlachtbegleitende Amt des Heerpaukers ebenfalls für Gefahr Sorge, müsse der Gefangene wie ein bewaffneter Krieger behandelt werden. Die dem Text folgende Moral widerspricht dieser Aussage jedoch:

„Billich ist man denen entgegen /
Die vnnóhtig Gezánck bewegen /
Nicht aber den / darzu bestellt
Ordnung zuhalten in dem Feld /
Weil Freund vnd Feind es also helt.“

Kirchhof deutet an, dass die ordnungsschaffenden Maßnahmen der Heerpauker im Kampf – bekannt sind dabei der Ordonanzdienst sowie die vertonten Reitersignale –²⁹⁰ nicht hart zu bestrafen seien. Der Kommentar lässt die Begründung der Feinde nicht als eine Wahrheit bestehen, der zu folgen wäre. Das Epimythion stellt sich dem Ausgang der Handlung entgegen und kommt darin einer seiner Funktionen im Rahmen des *Wendunmuth* nach – jener des Korrektivs. Während den teils widerstrebenden Moralbotschaften in Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* ein „Anstoß für den [...] notwendigen Interpretationsakt“ zugeschrieben wird, diese also das Kreisen um eine Thematik fördern sollen,²⁹¹ scheint eine solche angestrebte Funktion für den *Wendunmuth* unwahrscheinlich; zu belehrend ist der sprachliche Duktus, zu allgemeingültig wirken die Aussagen, um die Kerntexte nicht in ihrer Gegenhaltung ‚überstimmen‘ zu wollen.

4.3. Epimythia im wechselseitigen Widerspruch

In der vergleichenden Betrachtung der bereitgestellten Epimythia lässt sich erkennen, dass die Unterweisung der Rezipierenden durch die Sammlung nicht zwingend in stringenten Bahnen verläuft. Anhand des wiederholt aufgebrachten Aspektes der *Freigebigkeit* eröffnen sich bemerkenswerte Divergenzen. WU V,127 *Gebt so wird euch gegeben* stellt bereits durch den gewählten Titel und den folgenden Erzähltext klar, welche Botschaft zu extrahieren sei. Erzählt wird von einem nicht näher bestimmten Kloster, das in jenen Zeiten, in denen es gegenüber Auswärtigen großzügig gewesen war, auch selbst begütert geblieben war. Als man diesen freigebigen Lebenswandel einstellte, verlor man auch selbst an Mitteln und verarmte schließlich. Ein abgewiesener Bettler erklärt nun diesen kausalen Zusammenhang über das Bild zweier Mönche; da der eine mit dem Namen *Date* entfernt worden war, musste auch der andere – *Dabitur* – seinen Weg antreten. Das Epimythion bekräftigt die Botschaft dieser Erzählung durch

²⁹⁰ Vgl. Hellmut Federhofer: Die landschaftlichen Trompeter und Heerpauker in Steiermark. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. Jg. 40(1949), S. 63–102, hier 68.

²⁹¹ Vgl. Silvan Wagner: *Bedenk es!* Schwank und Moral bei Johannes Pauli am Beispiel seines Kapitels „Von den Spilern“ in „Schimpf und Ernst“. In: Narratio und moralisatio. Hrsg. von Björn Reich [u.a.], Oldenburg 2018 (=BmE Themenheft 1), S. 157–182, hier 178, https://ojs.uni-oldenburg.de/ojs/index.php/bme/issue/download/1/Themenheft_1 (01.05.2020).

weitere sprachliche Bilder, die an biblische Passagen angelehnt und als solche ausgewiesen sind:

„Wer seinen Samen kerglich seet / 2. Cor. 9.
Zur Erndtezeit kãrglich schneidt vnd meet /
An Gottes Segen alles steht.
Oder:
Wirffst du reichlich dein Samen auß /
So wird ein volle Ernd auch drauß. Deut. 26.
Gott segnet dich in Feld vnd Hauß.“

Kirchhof nutzt die kausale Bezüglichkeit des agrarischen Bildes von ‚Säen und Ernten‘ und verweist ebenso auf den 2. *Korintherbrief* des Apostels Paulus wie auch das 5. *Buch Mose*. Die *Paulus*-Passage ist im Kontext seines Spendenaufrufs für schwach begüterte Christen in Judäa zu betrachten, wobei sich diese Notlage durch die Drangsale jüdischer Hardliner wie auch eine grundsätzlich angespannte Versorgungslage begründen lässt. Paulus wendet sich an die Korinther mit dem direkt gezogenen Vergleich zu spendablen Mazedoniern, damit ein höherer Betrag erzielt werden könne. Es wird eine Analogie zum Erzähltext hergestellt, in dem sich der Hausierer dem Kloster ebenfalls über einen Vergleich annähert – der freigebigen Vergangenheit dieser Institution. Die *Moses*-Passage steht im Kontext ihrer Vermittlung von Regeln und Verhaltensweisen an die ausgezogenen und weitgereisten Israeliten für das anstehende Leben in Kanaan. Dabei ist auch die Herausgabe von Naturalien als Zehent für die Bedürftigen geregelt, verbunden mit einer Anrufung Gottes, dessen Gebot man mit der milden Gabe Folge leistet. Der Kontext beider Passagen fordert somit solidarische Abgaben ein, wobei über den gewählten Titel des Textes – *Gebt so wird euch gegeben (Lukas 6,38)* – der gerechte Dank in Aussicht gestellt wird.

Andere Epimythia der Sammlung, die rund um freigebiges Handeln kreisen, geben hingegen einen anderen Weg vor: WU I,14 *Von Seruio Tullio / vnd seinem Tod* bietet einen Erzähltext, in dem Servius Tullius, einer der Regenten der Römischen Königszeit, als ‚tragische‘ Figur des Geschehens auftritt. So wird er zunächst als wohlwollender Charakter in den Text eingeführt, der „mit grossem seinem lob gemeinen nutz vnnnd nachbeurlichen fried“ seine Zeit am Thron prägte. Tochter Tullia und deren Schwager Lucius hingegen greifen meuchelmordend nach der Macht, indem sie ihre Eheleute

töten, den König diffamieren und diesen letztlich in einer Gasse erschlagen lassen. Tullia schändet ihren Vater zusätzlich, indem sie ihr Gespann über seinen Leichnam rumpeln lässt. Wenngleich bereits der Fließtext eine Bewertung des Geschehens bereithält, schließt die Ordnungsnummer ein ausführliches Epimythion an:

„Es möcht noch einem widerfahrn /
Der tag vnd nacht kein fleiß wolt sparn /
Vmbs Gemeinen nutz willn / vnd sich bmuht
/
Nichts denn hassz vnd neid auff sich lüd.
Drumb aber soll niemandt abstoñ /
Der bösen halber / gũts zũthon.
Denn sonder zweyfel das gũt treit /
Sein blohnung auff jm alle zeit.
Gschicht es nicht hie in dieser Welt /
Jst Gott gewiß ders widergelt.
Vndanck der Welt geht nur auff Erd /
Die Kron deß Vatters ewig werdt.“

Während die Moral zur kurzen Beispielerzählung des (un-)freigebigen Klosters eine kausale Abfolge von ‚Säen und Ernten‘ im irdischen Leben behauptet, wird hier ein anderer Vorgang geschildert: Servius Tullius erhält als freigebig gezeichneter Charakter keinen gerechten irdischen Lohn. Die Moral dieser Geschichte könnte der oben gezeigten, positiven Botschaft von Freigebigkeit nur dann gleichen, wenn sie ihrem Beziehungstext in seiner Ausrichtung widersprechen würde. Kirchhof aber entscheidet sich für eine differenziertere Lösung: Im ersten Drittel des Textblockes gibt er allgemein wieder, was der tragischen Figur widerfahren sei: pervertierter Undank. Trotz einer nachsichtigen Regierungsweise und der gut gemeinten Verheiratung der Töchter werden die Verwandten des Königs ermordet, er selbst erschlagen und sein toter Körper geschändet. Dieses moralische Unrecht findet nun Einzug in die allgemeine Sphäre, wobei ein versöhnlicher Appell nachgeschickt wird: Die gute Tat soll nicht aufgrund eines fehlenden Ausgleichs im irdischen Leben unterlassen werden; den Lohn erhält der freigebige Mensch im Jenseits bei Gott. Im Gegensatz zum Kloster-Beispiel sieht Kirchhof sich hier dazu veranlasst, eine positive Kausalität über die Grenzen des Irdischen hinaus zu knüpfen, um versöhnlich über den Akt der Freigebigkeit sprechen zu können.

Doch nicht immer liefert Kirchhof einen ermutigenden Ausgleich, indem er auf Gerechtigkeit im Jenseits hinweist: WU II,181 *Mord vnd Diebstal bey einander* berichtet

bündig von einem jungen Mann, der als Schreiber bei einem Adeligen dient und dabei sorgsam seinen Lohn anspart. Bei einem Jagdtreiben schließt sich ihm ein Altersgenosse an, der sich als Adelige ausgibt, sein Vertrauen erschleicht und sich von ihm aushalten lässt. Schließlich tötet der Fremde den Schreiber und flüchtet mit dessen Geld. Der drastische Undank gegenüber dem freigebigen jungen Mann wird auch nicht durch das Epimythion beschönigt:

„Weyß schier nicht was ich brauch für Wort?
Wenn ich denck an diß schrecklich Mord /
Kein Pein ist / der nit Wirdig sey
Die Vntrew / Mord vnd Dieberey.
Dem einen stilt ers Gelt vnd Leben /
Der jhm niemals hat Vrsach geben.
Der jn Gehaust / Tränckt vnd Gespeißt /
Er solchen Vndanck hat beweist /
Wer er ein rechter Edelmann /
Er hett solch Vnthat nicht gethan [...].“

Die Grausamkeit des Mörders wird scharf verurteilt – eine versöhnliche Botschaft in Richtung des Freigebigen bleibt in diesem Fall aber aus. Der Hergang der Handlung lässt keinen gerechten Lohn im irdischen Leben zu, aber auch der oft kompensatorisch angebrachte Hinweis auf den himmlischen Ausgleich findet nicht statt. Was zurückbleibt, ist ein unbefriedigender Hinweis darauf, dass dem Schreiber ein großes Unglück widerfahren sei, gegründet auf seiner Freigebigkeit. Warum gerade an einer so tragischen Begebenheit das göttliche Regulativ im Jenseits nicht bemüht wird, bleibt eine offene Frage. Jene Einschätzung, wonach der *Wendunmuth* „kein ungerechtes Schicksal“ für seine Figuren bereithalte,²⁹² ist aufgrund solcher Belegstellen nicht zu unterschreiben.

Die Sammlung hält darüber hinaus Texte bereit, in denen Akte der Freigebigkeit offen problematisiert werden. WU II,2 *Ein ander Historj Alexandri Magni* schildert den makedonischen Machthaber Alexander als großzügig, wofür er von seiner Mutter – Olympias von Epirus – mittels Briefbotschaften gescholten wird. Sie gibt ihm zu bedenken, dass er den Personen seines Umkreises Macht und Einfluss verschaffen würde, sich selbst aber darin beschneide. Ein Untergebener, dessen Einfluss Alexander

²⁹² Vgl. Adalbert Elschenbroich, Die deutsche und lateinische Fabel in der Frühen Neuzeit, S. 129.

vergrößern möchte, lehnt das Angebot durch eine Antwort ab, die der Argumentation der Olympias gleichkommt: „O Herr König / es ist vorhin der König Darius allein Herr gewesen / Jhr aber macht viel Alexander.“ Verglichen mit den vorausgegangenen Beispielen folgert das Epimythion hier mit differenzierteren Angaben zur Freigebigkeit:

„Freygebig sein hat grosses Lob /
Doch das man auch Maß halte drob:
Zu viel Mild eignen Schaden gröst /
Macht ander Reich / sich selbst entblöst.
[...]
Offt nimbt ein Reicher so viel hin /
Das sonst viel Armen wer Gewinn.
Summa theil auß nach jedes Stand /
Halt doch den Daumen in der Hand
[...].“

Der Freigebigkeit wird auch hier moralischer Wert zugestanden, doch ist sie mit Vorsicht anzuwenden; übermäßiges Geben erweist sich als kontraproduktiv für den Spender – hier mit einem starken Bezug auf herrschaftliches Ausüben. So wird weiter zwischen der Freigebigkeit gegen ohnehin Wohlhabende und jener gegen Bedürftige unterschieden, wobei der erste Modus als unangebracht aufscheint, der letzte als vergleichsweise sinnvoll. In der unmittelbaren Textnachbarschaft (WU II,1 *Alexandri Magni Freygebigkeit*) werden die Mildtaten des Herrschers – auch dort bilden sie die Triebfeder der Handlung – noch undifferenziert als lobenswert beschrieben. Obwohl auch hier die angebotenen Gaben zum Teil nicht angenommen werden und von einer Beschneidung der „Königlichen Zierd vnnd Reichthumb“ die Rede ist, berichtet die Moral nur Positives darüber.

Anhand der vorgebrachten Epimythia zur Freigebigkeit lässt sich erkennen, dass die alltäglich-kontingenten Begebenheiten, die durch die Prosatexte der Sammlung geschildert werden, nur schwierig in unverrückbare Grundsätze umgelegt werden konnten. Sabine Obermaier analysiert intertextuelle und intratextuelle Phänomene anhand Anton von Pforrs *Buch der Beispiele der alten Weisen*,²⁹³ das auch eine der ausgewiesenen Quellen für den *Wendunmuth* darstellt. Dabei beschreibt sie auch jenes

²⁹³ Sabine Obermaier: Das Fabelbuch als Rahmenerzählung, S. 320.

Phänomen einander widersprechender moralischer Lehren in der Sammlung; ihrer Einschätzung nach würde „keine absolute Gültigkeit“ durch die Texte angestrebt werden, wohingegen man es mit einem Fokus auf die „Kontext- und Situationsbezogenheit der Lehren“ zu tun hätte.²⁹⁴ Eine zum Teil gegebene Widersprüchlichkeit der Epimythia ist auch für den *Wendunmuth* zu attestieren, doch scheint hier sehr wohl der *Anschein* von Homogenität durch den Kompilator angestrebt zu sein. Die formale Beschaffenheit der Epimythia verschleiert geschickt die fast zwangsläufig auftretenden Ambivalenzen: Widersprüchlichkeiten erschließen sich zwar im zielgerichteten Vergleich der moralischen Explikationen, sie treten im Zuge einer ‚gewöhnlichen‘ Aufnahme aber kaum in die Wahrnehmung der Rezipierenden. Die allgemein-verbindlich gehaltene Dimension der Moral, die ästhetische Betonung in Paarreim und Parallelismus sowie die häufig anzutreffenden, weiterführenden Bibelverweise suggerieren innerhalb der Sammlung sehr wohl die Gültigkeit des einzelnen Segments.

Diese Einschätzung lässt sich insofern stützen, als Kirchhof selbst in seltenen Fällen Relativierungen einer solchen Allgemeingültigkeit vornimmt: WU I,310 *Einer will ein Zollner werden* meint im Epimythion: „Daß man muß schalck mit schalck vertreiben // Macht offft das schelck dest besser bleiben.“ Im adverbialen „offft“ setzt der Kompilator den Hinweis, dass es sich zwar als kontraproduktiv erweisen könne, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, dieser Ausgang aber nicht in Stein gemeißelt sei. Damit wird an Ort und Stelle zwar eine gewisse Offenheit in der Ausdeutung des menschlichen Alltags eingeräumt, doch steigern diese gelegentlichen Lockerungen in der Verbindlichkeit den Eindruck einer weiten Gültigkeit der übrigen Lehrsätze und Handlungsanweisungen. WU I,II,107 *Ein Pfarherr ist reich gnůg* schickt in seiner eng an den Kerntext gebundenen Moral Folgendes nach: „Ein grosser Esel billich fůrt / Zu aller zeit die grősten bůrd.“ Ein Raum für optionale Eventualitäten wird hier nicht eröffnet, festgelegt durch die zeitliche Verabsolutierung („Zu aller zeit“) wie auch das Gutheißen dieses ehernen Umstandes („billich“).²⁹⁵

²⁹⁴ Vgl. ebda., S. 298f.

²⁹⁵ Zweifelsohne lockern in diesem Fall der Sprichwort-Charakter und das Bild des Esels den ernsthaften Duktus, der doch an vielen Stellen der Sammlung durchscheint.

4.4. Formale Differenz (Kerntexte – Epimythia)

Die Bezüglichkeit zwischen den Kerntexten und ihren Epimythia ist auch durch ihre formale Unterscheidbarkeit bestimmt: Den sprachlich ungebundenen Prosatexten werden eingerückte, paargereimte Verse nachgestellt. Für eine solche geschaffene Differenz sprechen gleich mehrere Argumente: Zunächst verschafft die ostentative typographische Abgrenzung der beiden Abschnitte eine deutliche Markierung der Epimythia, die ihren Stellenwert im Vergleich zu den prosaischen Promythia ungleich größer erscheinen lässt. Dass dem *Wendunmuth* verglichen mit den Schwanksammlungen ein besonderer Fokus auf die Moral zuzuschreiben ist, hängt stark mit dieser formalen Umsetzung zusammen. Valentin Schumanns *Nachtbüchlein* hält ebenfalls Anhänge bereit, kleidet diese aber nur gelegentlich in Verse; Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* beschließt seine Texte in einem allgemeinen Gestus, belässt die Moral aber als Bestandteil des Prosatextes typographisch unauffällig; ähnlich verhält es sich in Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein*, in dem überhaupt nur fallweise (prosaische) Epimythia angebracht werden

Die Realisierung der Versmoral bringt nicht nur den Vorteil der Abgrenzbarkeit mit sich, sondern verleiht den moralischen Blöcken darüber hinaus eine *gravitas*, die ihnen sonst nicht zukommen würde. Trotz des Vormarsches der Prosa im 16. Jahrhundert liegt eine Aufwertung der Versdichtung durch die starke Bezugnahme auf antike Meisterwerke der Textproduktion vor. Der nachgestellten Moral wird auf simple, formale Weise eine interne Geltung verliehen, die sich den Rezipierenden sofort erschließen soll. Daran knüpft sich ein weiterer Aspekt: Die erfolgte sprachliche Realisierung in paargereimten Versen ist als mnemotechnische Begünstigung – verstärkt in der direkten Gegenüberstellung zur vorangehenden Prosa – einzuschätzen. Überlegungen zur *ars memorativa* treten seit dem 15. Jahrhundert in verstärktem Maß auf, werden in eigenen Traktatschriften theoretisch abgehandelt und mittels geschaffener Techniken demonstriert.²⁹⁶ Gerade Kenntnisse über die günstige

²⁹⁶ Vgl. dazu Sabine Heimann-Seelbach: *Ars und scientia. Genese, Überlieferung und Funktionen der mnemotechnischen Traktatliteratur im 15. Jahrhundert. Mit Edition und Untersuchung dreier deutscher Traktate und ihrer lateinischen Vorlagen*, Tübingen 2000 (=Frühe Neuzeit, Bd. 58). Adalbert Elschenbroich spricht im Zuge seiner knappen Beschreibung der Epimythia des *Wendunmuth* bezeichnenderweise von „Merkversen“ (vgl. Adalbert Elschenbroich, *Die deutsche und lateinische Fabel in der Frühen Neuzeit*, S. 128).

Memorierbarkeit von Verspassagen lassen sich aber bereits bis in die Antike zurückverfolgen und werden im Laufe der Jahrhunderte von zahlreichen Autoritäten reflektiert und angewandt.²⁹⁷ Der *Wendunmuth* stellt Versblöcke bereit, die in paargereimter Form entweder als Sprichwörter oder sprichwörtlich anmutend auftreten. Formelhafte Rede, repetitiver Gestus, gebundene Rhythmik und Reim prägen seine Verse und können auf diese Weise vergleichsweise einfach memoriert werden. Dem Kapitel zur Bewertung der Volkssprache vorgreifend, zeigt sich Kirchhof außerdem motiviert, das Deutsche in unterschiedlicher sprachlicher Gestalt zur Anwendung zu bringen. Nicht nur wird eine Vielzahl an Textgattungen in der Volkssprache dargeboten und eine Bandbreite an Dialekten in den Texten zu imitieren versucht; auch die formale ‚Königsklasse‘ der Vergestaltung kommt durch die Realisierung der Epimythia aktiv zum Zug.

4.5. Epimythia als Parallelismen

Die Epimythia des *Wendunmuth* treten überwiegend als paargereimte Verse auf. Ein formales Charakteristikum, das die moralischen Textblöcke dabei häufig in ihrer Gesamtheit erfasst, liegt mit der Stilfigur des Parallelismus vor. Als linguistisches wie rhetorisches Phänomen bildet der Parallelismus ein „semantisches“, „syntaktisches“ und „quantitatives Strukturprinzip“, das sich in der Entsprechung „aufeinanderfolgender Satzteile oder Sätze“ ausdrückt.²⁹⁸ Seit der Antike im Einsatz, wird dieser spezielle Modus sprachlicher Gestaltung über die Jahrhunderte hinweg in verschiedensten Textgattungen und Kontexten angewandt. Der *Wendunmuth* bringt ihn zur Anwendung, um auf ‚ungeschriebene Gesetze‘ des Alltags mit besonderem Nachdruck hinzuweisen, wie WU I,194 *Von zweyen Betriegern vnd eim Wirt* zeigt:

„Ein Spieler der nie hat verlorn /
Ein alter Ritter on gelb Sporn /
Alt Reuterstiffeln vngepickt /
Ein alter Kessel vngeflickt /

²⁹⁷ Vgl. Horst Wenzel: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995, S. 89f.

²⁹⁸ Vgl. Philipp Ostrowicz: Parallelismus. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 6: Must – Pop, Tübingen 2003, Sp. 546–552, hier 556f.

Ein alter Pfannenstiel on Rost /
Eins alten Bettlers Sack on Kost /
Ein alter Mann on grauwe Har /
Ein alter Kramer on falsch Wahr /
[...]
Ein alter Wirt vnd nie betrogen /
Ein Vielwascher der nie hat glogen /
Vnd ein alter Gaul vngeschwellt /
Wirt selten funden in der Welt.“

Parallel ausgerichtete, enumerativ vorgebrachte Alltagsbilder münden zum Abschluss des Blocks in einer gemeinsamen Prädikation („Wirt selten funden in der Welt“). Nicht nur der Paarreim, auch die überwiegend durchgängige Wortentsprechung des Verseingangs (mit dem unbestimmten Artikel „Ein“) verdeutlichen die angewandte Form. Die Subjekte der Verse werden jeweils (und letztlich durch eine doppelte Verneinung) mit einer als typisch gehandelten, attributiven Angabe verbunden; wie der abgetragene Reiterstiefel in der Regel geschmiert gehört, wird der schadhaft gewordene Kessel ausgebessert etc. Kirchhof verbindet die als Parallelismen gestalteten Epimythia in der Regel über *eines* der aufgezählten Bilder mit dem Sujet des Kerntextes. In diesem Fall bildet der oft betrogene Gastwirt die Brücke, da von einem Betrugsversuch zweier Gäste erzählt wird, der durch die Weitsicht des Wirtes fehlschlägt. Das Epimythion warnt mit seinen als typisch vorgebrachten Bezüglichkeiten vor der Gefahr, einem solchen Betrug zum Opfer zu fallen.

Es wäre zu kurz gegriffen, die Parallelismen im *Wendunmuth* lediglich als ein spezielles Angebot zu begreifen, das eine gesteigerte Eindringlichkeit und Memorierbarkeit gewährleisten soll. Vielmehr steht sein Einsatz im Einklang mit einem weiteren Signum der Sammlung: Ausnehmend oft bedient Kirchhof sich an der biblischen Weisheitsliteratur und setzt über die gedruckten Marginalien Verweise in Richtung ihrer einschlägigen Schriften. Nun gilt gerade die Weisheitsliteratur als Parallelismus-Referenz schlechthin und wird bis heute damit in Verbindung gebracht.²⁹⁹ Der Einsatz dieser Stilfigur im *Wendunmuth* wäre für sich genommen noch kein

²⁹⁹ Franz Simmler setzt den Textkorpus seiner Parallelismus-Studie nicht umsonst bei den biblischen Psalmen an (Franz Simmler: Zur Definition des „Parallelismus membrorum“ in Theologie und Sprachwissenschaft anhand von Luthers Psalmenübersetzung von a. 1534. In: Sprachwissenschaft, Bd. 39(2014), Heft 4, S. 445–488). Ältere Ausführungen dazu sind zu finden bei Gerhard von Rad: Weisheit in Israel. Neu hrsg. von Bernd Janowski, Göttingen 42013.

stichhaltiges Indiz für eine gezielte Analogiesetzung durch den Kompilator; die zusätzliche Häufigkeit offener Verweise auf die Bücher der Weisheitsliteratur legt jedoch nahe, dass diese sammlungsexterne Referenz sowohl implizit als auch explizit an die Rezipierenden gebracht werden soll.

Wie Andreas Wagner betont, eröffnet der Einsatz von Parallelismen in der Weisheitsliteratur eine stark „kognitiv-noetische“ Dimension; sie soll als Werkzeug fungieren, den Rezipierenden bei den Erkenntnisprozessen behilflich zu sein.³⁰⁰ Dass diese nützliche Form nun in den unterweisenden, handlungsanleitenden Epimythia des *Wendunmuth* zum Einsatz kommt, ergibt ein stimmiges Bild und verdeutlicht einmal mehr, wie die Textsammlung aus einem nichtigen, schwänkischen Anspruch heraustreten möchte – hier formal an die biblische Autorität gelehnt.

Das Epimythion bietet für Kirchhof einen Kanal, dem Prosatext neben bloßer Bestärkung auch moralische Explikationen folgen zu lassen, die weitere Aspekte mit sich bringen oder dem bereits Eingeschriebenen entgegenstehen. Gerade bei letztem wirkt das Epimythion stark meinungsbildend und ist damit ein wichtiger Kanal für strategische Positionierungen. Ein Textrudiment – als ein solches wird das Epimythion gerne angesehen – würde sich durch Funktionslosigkeit charakterisieren lassen, nicht aber durch eine tragende Rolle in der Begleitung und Kommentierung der Texte. Wie die Thematik der Freigebigkeit zeigt, lassen sich im Gegenlesen der Epimythia auch Widersprüchlichkeiten zwischen den Segmenten finden; die gewählte *gravitas* der Form überdeckt solche Auffälligkeiten aber geschickt. Gerade die Realisierung in Versen verdeutlicht die Wichtigkeit der Moral im Rahmen der Kompilation und hilft auf unterschiedliche Weise dabei, das Werk und die darin vertretenen Positionen zu autorisieren.

³⁰⁰ Andreas Wagner: Der Parallelismus Membrorum zwischen poetischer Form und Denkfigur. In: Parallelismus membrorum. Hrsg. von Andreas Wagner, Göttingen 2007 (Orbis Biblicus et Orientalis 224), S. 1–26, hier speziell 17f.

5. Diskursive Fallbeispiele (Pluralisierung und Autorität)

5.1. Metaphysische Ständeordnung/Soziale Mobilität

5.1.1. Hinführung

Eine metaphysisch hergeleitete wie legitimierte Gliederung der Gesellschaft zieht sich als Reflexionsgegenstand wie ein roter Faden durch die Texte des *Wendunmuth*. Auf einer begrifflichen Ebene weisen alleine die Epimythia durch den häufigen Einsatz der Termini *Stand*, *Regiment* und *Ordnung* auf den hohen Stellenwert einer solchen Gliederung hin, deren Aussagewert hinsichtlich realer Lebensumstände bis heute umstritten bleibt.³⁰¹ Schon der Nebentitel von Buch I führt die Thematik ins Treffen, wenn von den „warhaftigen aller Stende Geschichten“ die Rede ist, die das Werk für die Rezipierenden bereithält.³⁰² Elfriede Moser-Rath bescheinigt den schwänkischen Sammlungen des 16. Jahrhunderts eine starke Limitierung auf wenige Figuren-Typen und gesteht den Texten somit typische Opponenten-Paarungen späterer Zeiten nicht zu.³⁰³ Der *Wendunmuth* erweist sich in dieser Hinsicht als offen: Das Figurenpersonal der Texte beschränkt sich in demonstrativer Weise *nicht* auf einen exklusiven Kreis der Gesellschaft, sondern bietet nach Möglichkeit ihr gesamtes Spektrum auf. Neben diesem Aufgebot der Erzählten Welt lassen der Kolummentitel von Buch I und diverse Einzeltextüberschriften früh im Rezeptionsakt erkennen, dass die metaphysische Gesellschaftsordnung ein zentrales Anliegen des Werkes darstellt. Der *Wendunmuth* bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme; im späteren 16. Jahrhundert liegt es hoch im Kurs, die gedachte Ordnung in Modellform darzustellen bzw. darüber zu reflektieren. Wie Winfried Schulze zu bedenken gibt, tragen zu dieser Tendenz „innere und äußere

³⁰¹ Der Begriff des Standes bezieht sich innerhalb der Sammlung nicht zwangsläufig auf die metaphysische Ordnung der frühneuzeitlichen Gesellschaft, sondern ist ebenso schnell zur Hand, wenn von der *Conditio* einer Person gesprochen wird (WU II,112 *Von einem Pfarrherrn / der ein Artzt war*: „Gar viele hetten Gott zu dancken / daß / wo es sich nicht mit jhnen zur Besserung schicket / im vorigem Stand vnnnd Wesen bleiben möchten“). Auch die politischen Stände werden mitunter im Sinne von realpolitischer, rechtlicher Repräsentation (Stichwort: Reichsstände) angesprochen (WU II,36 *Ein Hund wird Kõnig*: „NACH Absterben jhres Kõnigs im Reich N. kamen die Fürsten vnd Stände / einen newen Kõnig zu erwehlen / zusammen [...].“)

³⁰² Bei den übrigen Büchern des *Wendunmuth* ist diese Information nicht mehr enthalten; auch die Textanordnung folgt keiner sozialen Abstufung mehr.

³⁰³ Vgl. Elisabeth Moser-Rath, *Lustige Gesellschaft*, S. 136.

Bedrohungen“ bei, sei es in Form der gebotenen Aufgabenverteilung im anhaltenden Kampf gegen den türkischen Feind oder aber einer für notwendig erachteten Regulation aufgrund „begrenzter Ressourcen“. ³⁰⁴ Eine epochenunabhängige Relevanz der Reflexion über die (metaphysische) Ordnung der Gesellschaft lässt sich aber schlicht aus ihrem umfassenden Anspruch erklären:

„Reflexion über Stände, über die richtige Ordnung der Gesellschaft, ist [...] Reflexion über die Ordnung insgesamt, über die Welt im ganzen, darüber, wie das Viele und Verschiedene, das ist, zusammengefügt ist zu einer gestalthaften Gesamtheit, einem Kosmos. Stände-Reflexion wurzelt also in Metaphysik, ja, sie ist Teil der Metaphysik.“ ³⁰⁵

Die Ordnung der Gesellschaft folgt in mittelalterlichen wie frühneuzeitlichen Denkmustern dem Willen Gottes. Belege für eine göttlich erwirkte Untergliederung werden in der Heiligen Schrift ausgemacht. ³⁰⁶ Jenes Deutungsschema, das über die Jahrhunderte hinweg dominant auftritt, ist heute als ‚Drei-Stände-Modell‘ bzw. ‚funktionale Dreiteilung‘ bekannt. ³⁰⁷ Als Klerus, Adel, Bürger-/Bauernstand respektive Lehr- Wehr- und Nährstand wird von einer Dreiteilung ausgegangen, die dem göttlichen Plan entsprechen und ein harmonisches Auskommen sichern soll. Dieses Modell basiert auf dem Gedanken der Ungleichheit der Menschen: Man wird in einen Stand hineingeboren und befindet sich damit an jenem Platz, der einem von Gott zugewiesen wurde. Eine Änderung der Verhältnisse ist nicht vorgesehen, wobei das Streben danach als moralisch verwerflich angesehen wird. ³⁰⁸ Soziale Mobilität, vertikal als das Drängen in einen übergeordneten Stand, horizontal als der Wechsel der Profession oder des Lebensstandortes, erhält in diesem Modell kaum Raum, wenngleich sie in der

³⁰⁴ Vgl. Winfried Schulze: Die Ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik. In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hrsg. von Winfried Schulze [u.a.], München 1988 (=Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12), S. 1–18, hier 8, 16.

³⁰⁵ Otto G. Oexle: Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters. In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, S. 19–51, hier 22.

³⁰⁶ Vgl. Paul Münch: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500–1800, Frankfurt/Main 1992, S. 66.

³⁰⁷ Einen übersichtlichen Abriss zur Geschichte des dreigeteilten Deutungsschemas im Mittelalter liefert Otto G. Oexle: *Tria genera hominum. Zur Geschichte eines Deutungsschemas der sozialen Wirklichkeit in Antike und Mittelalter.* In: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein zu seinem 65. Geburtstag. Hrsg. von Lutz Fenske, Sigmaringen 1984, S. 483–500.

³⁰⁸ Vgl. Paul Münch, Lebensformen in der Frühen Neuzeit, S. 68f.

Lebenswelt der Menschen immer anzutreffen war. Neben dem Drei-Stände-Modell kommt auch die reduzierte Unterscheidung in eine weltliche und eine geistliche Sphäre zum Einsatz, wohingegen eine weitere Aufspaltung des weltlichen Segments ausbleibt. Diese Bipolarität ist bis in heutige Zeiten wahrnehmbar und drückt sich nicht zuletzt in der Unterscheidung zwischen weltlichem und kanonischem Recht aus.

Die Vorstellung einer ständischen Dreiteilung bildet eine überaus beständige Weltsicht, die weit über das Mittelalter hinaus dominant bleibt; bis ins 18. Jahrhundert sollte ihr kein Gegenmodell ernsthafte Konkurrenz machen. Folgt man Richard van Dülmen, so ist gar von einer gesteigerten Festsetzung des Modells ab dem 17. Jahrhundert auszugehen:

„Sollte man annehmen, daß mit der Ausweitung der Marktwirtschaft im Zusammenhang der gleichzeitigen Entstehung des frühmodernen Staates sich diese Ständeordnung auflöste, so läßt sich im Gegenteil eher nachweisen, daß nach einer kurzen Zeit sozialer Auflockerung und Mobilität im 16. Jahrhundert unter den Bedingungen der ‚Moderne‘ die mittelalterliche Ständegesellschaft nicht aufgehoben wurde, sondern sich in eine rigid festgeschriebene und erstmals auch herrschaftlich abgesicherte Ständeordnung umwandelte.“³⁰⁹

Tatsächlich kann sich der Adel deutlich von der Bürger- und Bauernschicht absetzen; das jeweilige Standesprofil erhält eine starke Eigenprägung, was auch zu einer trennschärferen Gesamtoptik geführt haben mag. Dabei spielt die symbolische Kennzeichnung eine besondere Rolle, etwa die Vorschriften zur standesgemäßen Bekleidung, aber auch die nun festgelegte Platzanordnung des Volkes in den Gottesdiensten. Gerade bei der Aufgliederung der Kirchengemeinde im sakralen Raum ist eine unstrittige Hierarchisierung der Gesellschaft in einem für jedermann überschaubaren Rahmen repräsentiert. Mit der Etablierung der immobilen Kirchenbestuhlung im 16. Jahrhundert lässt sich diese im Wortsinn in Stein meißeln; je näher der vorgesehene Sitzplatz dem Altar oder der Kanzel ist, desto stärker kann man am „vermittelten göttlichen Heil“ teilhaben – so der Gedanke. Demenstprechend sitzt

³⁰⁹ Richard van Dülmen: Gesellschaft der frühen Neuzeit. Kulturelles Handeln und sozialer Prozeß. Beiträge zur historischen Kulturforschung, Wien; Köln [u.a.] 1993 (Kulturstudien, Bd. 28), S. 34f.

die Honoratiorenschicht in den ersten Reihen, erst dahinter findet die ehrenwerte Bürgerschaft Platz, wobei die mittelsschwache Bürger- und Bauernschaft mit abseitigen Stehplätzen vorliebnehmen muss.³¹⁰

Nichtsdestotrotz ist sich die Forschung in Bezug auf die Bewertung des mittelalterlichen/frühneuzeitlichen Ständeparadigmas uneinig, wie Walter Behrendt kompakt aufschlüsseln konnte: Vor allem die Frage, ob und wann das dominante Schema der Dreiteilung Modifikationen erfahren habe, ist mit einem schielenden Auge auf die Programmatik von *Pluralisierung und Autorität* wesentlich. Von einem Höhepunkt des ‚klassischen‘ Modells um 1500 ist dabei etwa die Rede (Luise Schorn-Schütte), gleichzeitig aber auch von einer wesentlichen Modifikation durch Martin Luther (Reinhard Schwarz). Eine frühneuzeitliche Entwicklung zur Zweipoligkeit mit Herrschern und Untertanen (Paul Münch) wird ebenso in den Raum gestellt wie die gegenteilige Behauptung, das Deutungsschema der Dreiteilung sei über die Jahrhunderte hinweg unverändert geblieben (Peter Blickle).³¹¹

Wie Winfried Schulze zu bedenken gibt, neige die Geschichtswissenschaft dazu, den Begriff der Ständegesellschaft vor allem über „ex-negativo-Bestimmungen“ anzuwenden, etwa ihre im Lauf der Zeit eintretende Obsolenz oder aber das Aufzeigen gerade doch stattfindender sozialer Mobilität in jenen Epochen, denen sie ihren Stempel aufdrückt.³¹² Kirchhofs Texte sind vor allem von Reflexionen und Andeutungen zur sozialen Mobilität durchsetzt und bilden damit einen zentralen Indikator für die unerlässliche Verhandlung der gesellschaftlichen Ordnung im *Wendunmuth*. Die Sammlung kann als punktueller schriftlicher Zeuge in der Frage nach dargestellter gesellschaftlicher Ordnung fungieren, kann Auskunft darüber erteilen, welches Sinnangebot bereitgestellt wird und in welcher Weise das geschieht.

³¹⁰ Vgl. dazu die prägnante Darstellung bei Lucian Hölscher: *Geschichte der protestantischen Frömmigkeit in Deutschland*, München 2005, S. 52f.

³¹¹ Vgl. Walter Behrendt: *Lehr-, Wehr- und Nährstand. Haustafelliteratur und Dreiständelehre im 16. Jahrhundert*, Freie Univ. Berlin, Diss. (unveröff.) 2009, S. 26–29.

³¹² Vgl. Winfried Schulze, *Die Ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik*, S. 4.

5.1.2. Modi der Informationsvermittlung

Der *Wendunmuth* trägt seine Information zur metaphysischen Ständeordnung auf unterschiedliche Weise an die Rezipierenden heran: Auf der einen Seite lassen sich Einzeltexte finden, die eine knappe, fokussierte Auffächerung der Gesellschaft wiedergeben, auf der anderen Seite sind ‚parenthetische Einschübe‘ in den Kerntexten sowie einschlägige Verse in den Epimythia auszumachen, die Aufschluss zur Thematik geben. Die Anordnung der Texte im jeweiligen Buch lässt in grober Weise erkennen, aus welchem Blickwinkel die Gesellschaft vorrangig betrachtet wird, wobei sich auch in dieser Frage die Paratexte zu Wort melden.

Die fokussierten, schematischen Beschreibungen in darauf beschränkten Texten bilden in der Sammlung keinesfalls den präsentesten Modus, um die metaphysische Ständeordnung zu vermitteln; eine solche Deskriptionsleistung liefert die Sammlung nur in wenigen Fällen – dann aber aussagekräftig. Herauszugreifen sind in diesem Zusammenhang die Texte WU III,1 *Von ankunfft des weltlichen regiments und adels ein kurtzer bericht*, vor allem aber WU V,85 *Von dreyerley Ständen*. Über die Sammlung gesehen präsenter und in jedem der Bücher gleichermaßen anzutreffen sind die knapp gehaltenen, moralisierenden Aussagen zur Gesellschaftsordnung – vermittelt in Kerntexten und Epimythia. Dabei steht vor allem die Frage nach der sozialen Mobilität innerhalb dieser Ordnung zur Disposition, wobei der hohe Stellenwert der Thematik vor allem über die beharrlich wiederkehrende Behandlung deutlich wird. Eine Anordnung der Texte nach ständischen Kriterien gibt vor allem Buch I zu erkennen, was sich auch über die Zwischentitel und den damit harmonisierten ‚lebenden Kolummentitel‘ ausdrückt. Auch angelegte ‚Textnester‘ in den übrigen Büchern geben Auskunft darüber, welch ein (berufs-)ständisches Bild der Kompilator im Kopf hatte. Aussagekräftig ist weiters jene textbegleitete Illustration, die in der Ausgabe von 1581 (Buch I) ergänzt wurde. So bietet sich unterm Strich ein breites Spektrum an Wegen, wie den Rezipierenden der Sammlung die Frage nach der metaphysischen Ordnung nahegebracht wird.

5.1.3. Sinnangebot ‚Drei-Stände-Ordnung‘ (Modifikation)

5.1.3.1. ‚Von dreyerley Ständen‘ (WU V,85)

Zunächst steht jener Text im Fokus, der eine kompakte Auffächerung der Gesellschaft in deskriptiver Weise für die Rezipierenden bereithält: Es handelt sich dabei um WU V,85 *Von dreyerley Ständen*. Der Titel ist Programm und stellt im Voraus klar, dass von einer Dreiteilung der Gesellschaft auszugehen sei. Der Text selbst stammt nicht aus der Feder Kirchhofs; er entspricht – großteils im Wortlaut – einer vielzitierten Textstelle aus den *Tischreden* Martin Luthers.³¹³ Somit wurde der zentrale deskriptive Beitrag zur metaphysischen Ständeordnung einer konfessionspolitischen Autorität entnommen – einer bereits vorhandenen Quelle.

Den Textanfang bildet ein knapper Absatz, der auf die Unterteilung der Stände durch Gott hinweist („von Gott geordnet“). Die gegebene Ordnung wird dabei als ein notwendiger Umstand für den Menschen behauptet („in welchen [Ständen] man auch mit Gott vnnd gutem Gewissen / sein vnd leben mag“). Auf diese Weise wird von Beginn weg ein mögliches In-Frage-Stellen der Ordnung bzw. ein Zuwiderhandeln dagegen unterbunden – ein Leben ohne Gott, aber mit schlechtem Gewissen scheidet als persönliche Option aus. Wilhelm Maurer gibt zu bedenken:

„Wenn Luther von den drei Ständen oder Hierarchien redet, dann steht vor seinem geistigen Auge ein Ordnungsgefüge, das nicht von menschlicher Willkür oder menschlich gesetzten Zwangsläufigkeiten beherrscht wird, sondern in dem Gottes heilsamer Wille gilt. [...] Es ist die Freiheit des an Gottes Wort gebundenen Gewissens, die hier obwaltet und die auch bestehen bleibt, wo zwangsmäßige Abhängigkeit respektiert werden muß. Der Mensch verläßt sich auf Gottes Wort auch da, wo er sich ungerechtem Zwange beugen muß. Und wo er in seinem Stand und Befehlsgewalt ausübt, befolgt der das Gesetz, das nach Gottes Willen für diesen Stand gilt. Seine Entscheidung ist an dieses Gesetz

³¹³ Martin Luther: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe). Unveränd. Abdr. der bei Hermann Böhlhaus Nachfolger erschienenen Ausgabe. Abt. 2. Buch 6, Weimar; Graz 1967, S. 266 (Nr. 6912).

gebunden, auch wenn er sie seinem persönlichen Gewissen nach lieber anders gefällt hätte.³¹⁴

Das Gewissen ist gut, solange es auf Gottes Wort gerichtet ist und sich nicht einer persönlichen Regung unterwirft. Die Anerkennung der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung nimmt den Menschen aus der Verantwortung, die eigene Rolle im Gefüge zu hinterfragen oder gar daran Anstoß zu nehmen.

Im Anschluss an den Absatz werden die drei Stände knapp expliziert. Die für gewöhnlich gewählte Reihenfolge der Segmente in der Aufzählung und die damit ausgedrückte absteigende Hierarchie von Kirchen-, Adels- und Bauernstand zeigt sich hier desavouiert, indem sie gestürzt auftritt. Damit liegt bereits ein mögliches Signal für einen Denkweg abseits der ‚klassischen‘ Dreiteilung vor. Tatsächlich verläuft der Weg anders, was sich bereits in der Begrifflichkeit zeigt: So wird etwa nicht vom Bürger- und Bauernstand gesprochen, sondern der „Ehe vnd Haußstand“ in den Text eingeführt. Die attributiv eingesetzten Informationen sprechen für den besonderen Stellenwert dieses Segments: „Der Erste vnd Brunnenquell der andern / ist der Ehe vnd Haußstand / als der eltest im Paradeiß / ja / das noch mehr / in der Vnschuld eingesetzt Genes. 1.2.“ Dem sonst als Bürger- und Bauernstand verstandenen Ordnungssegment wird hier als Ehe- und Hausstand eine verklammernde Rolle im Gesamtkonzept eingeräumt; die beiden übrigen Stände schöpfen aus ihm, indem er als paradiesische Nährquelle des Menschen verstanden werden muss.³¹⁵ Dieses Bild ließe sich kaum stärker autorisieren als durch die Schöpfungsgeschichte und den Hinweis auf Adam und Eva, die nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies als Mann und Frau den ersten Hausstand gründeten.³¹⁶ Luther legt den Ursprung des Hauswesens in die Passagen der *Genesis*,³¹⁷ die

³¹⁴ Wilhelm Maurer: Luthers Lehre von den drei Hierarchien und ihr mittelalterlicher Hintergrund, München 1970 (=BAdW, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1970, Heft 4), S. 126f.

³¹⁵ Das Epimythion des Textes gibt lediglich dem Ehestand (als Hausstand) einen Namen und damit eine weitere Betonung im gedachten Schema.

³¹⁶ Dazu passend bewegt sich eine weitere Textpassage der Sammlung: WU I,366 *Von einem Weib das erger vnd böser war denn der Teuffel* eröffnet mit folgenden Sätzen: „JE Göttlicher / ehrlicher vnd nütlicher ein Ordnung ist auff Erden / je mehr sie vom Teuffel wirt gehasset / daß / wa er sie nicht gar kan vmbstossen / zum wenigsten jr vil leids vnd vngemachs zufüget: Doch vnderstehet er sich neben der tragenden Feindschafft gegen die ware Religion keinem Stand mehr denn dem Ehestand vnlust vnd zerrüttung auffzulegen / darvon höre nachvermelte Fabel.“ Der Ehestand – die christliche Ehe als Basis des Hausstandes, gerne synonym gebraucht – präsentiert sich hier als besonders wertvoll, indem er als außerordentliches Ärgernis für den Teufel rangiert.

³¹⁷ Vgl. Reinhard Schwarz: Martin Luther – Lehrer der christlichen Religion, Tübingen 2016, S. 159f. Schwarz bezieht sich dabei auf Luthers Vorbereitungsnotizen zu seiner *Genesis*-Vorlesung.

einflussreiche Hauslehre des Justus Menius formuliert dabei in derselben Bildsprache: „Denn daran ist kein zweiffel / aus der Oeconomia odder haushaltung / mus die Politia odder landregirung / als aus einem brunnequel / entspringen vnd herkomen [...]“.³¹⁸ Die weitere Information aus WU V,85 entspricht einer inneren Auffächerung der drei Stände, wobei der entscheidende Aspekt im Teilhaben des einzelnen Menschen an allen drei Ständen liegt. Eine Hierarchie ist somit nicht zwischen den Ständen zu finden, sondern wird in diese selbst verlagert, wie absteigend etwa am kirchlichen Segment demonstriert wird; „daß du in der Kirchen seyest / entweder ein Pfarrherr / Capellan / Kirchendiener oder Pfarrkindt“.

Der Text folgt zwar grundsätzlich dem Prinzip einer Dreiteilung der Gesellschaft, modifiziert aber die gewohnte Bezüglichkeit der Segmente zueinander. Reinhard Schwarz sieht in der lutherischen Dreiteilung der Stände Lebensbereiche beschrieben, an denen jeder Mensch teilhaben müsse. Einer traditionellen Ständedarstellung entspreche sie dabei nicht: „Die protestantische Theorie wollte mehr bieten als eine Theorie der sozialen Ständeordnung; sie wollte über die Lebensbereiche belehren, denen der Mensch verpflichtet ist.“³¹⁹ Luise Schorn-Schütte schlägt in eine ähnliche Kerbe, wenn sie in der Modifikation der bewährten Dreiteilung „das Neue in den vertrauten Begriffen benannt“ sieht –³²⁰ eine adaptierte Vorstellungswelt, die sich noch partiell in alten Kleidern zeigt. Die vertrauten Begriffe lassen sich wiederum im Wortschatz der antiken Ethik (*ethica oeconomica/ethica politica*) aufgreifen.³²¹ Bei

³¹⁸ Ehe und Familie im Geist des Luthertums. Die *Oeconomia Christiana* (1929) des Justus Menius. Hrsg. von Ute Gause [u.a.], Leipzig 2012 (=Historisch-theologische Genderforschung 6), S. 48. Paul Münch gesteht den „*virtutes oeconomicae*“ überhaupt eine ansteigende Gestaltungskraft auf die Gesellschaftsnormen der Frühen Neuzeit zu, die letztlich in ihrer bürgerlichen Ausrichtung Ausdruck finden (vgl. Paul Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit*, S. 205f.). So vorsichtig man mit Entwicklungsbögen sein sollte, so schlüssig tritt das Argument auf, in häuslichen Tugenden einen gemeinsamen Nenner anzuerkennen, der ein statisch begriffenes Modell wie das der funktionellen Dreiteilung auf längere Sicht unterwandern konnte. Der *Wendunmuth* lässt den Hausstand und seine Konditionen immer wieder durchblicken und schafft so ein angedeutetes Gegengewicht zu den vordergründig geschilderten hierarchischen Strukturen zwischen den Ständen.

³¹⁹ Reinhard Schwarz: *Ecclesia, oeconomia, politia*. Sozialgeschichtliche und fundamentalethische Aspekte der protestantischen Drei-Stände-Theorie. In: *Troeltsch-Studien*. Bd. 3: Protestantismus und Neuzeit. Hrsg. von Horst Renz [u.a.], Gütersloh 1984, S. 78–88, hier 78f.

³²⁰ Luise Schorn-Schütte: Die Drei-Stände-Lehre im reformatorischen Umbruch. In: *Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch*. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte. Hrsg. von Bernd Moeller [u.a.], Gütersloh 1998 (=Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 199), S. 435–461, hier 459.

³²¹ Vgl. Reinhard Schwarz, *Ecclesia, oeconomia, politia*. Schwarz bezieht sich dabei auf die Ausführungen zu den *genera vitae* des frühneuzeitlichen Theologen Niels Hemmingsen, was er wiederum als eine Art Rückgriff auf die Dreiteilung der antiken griechischen Ethik versteht.

Luther bildet die Passage eine der wenigen Belegstellen, die sich für ein faktisches Neben- und Ineinander der Stände (oder Lebensbereiche) aussprechen; laut Walter Behrendt nehmen sie eine eher bescheidene Rolle in Luthers Denksystem ein.³²² Auch wenn man dieser Einschätzung folgt, findet dennoch genau die gezeigte Passage Eingang in den *Wendunmuth* und schlägt sich in der Rezeptionsgeschichte des Luthertums nieder.

Mit der in WU V,85 angebotenen Weltsicht im Hinterkopf muss auch WU III,1 *Von ankunfft des weltlichen regiments und adels ein kurtzer bericht* verstanden werden, der zweite Text der Sammlung, der eine deskriptive Beschreibung zur Thematik vornimmt. Hermann Oesterley liefert in seinen Quellenangaben keine Information zu dieser Ordnungsnummer; der Text wie auch die damit zusammenhängenden Folgetexte erinnern in ihrer gewählten Begrifflichkeit aber stark an damals aktuelle Ausführungen zur Beschreibung und Legitimierung des Adels – etwa denen von Cyriacus Spangenberg oder Marcus Wagner.³²³ Anders als die Bücher I und II startet der dritte Teil nicht mit Erzähltexten der Antike, sondern eröffnet mit reflexiven Ausführungen, worin ihm bis auf Buch IV alle Folgebücher entsprechen. Die privilegierte Platzierung dieses Textes in der Anordnung der Beiträge bildet einen weiteren Indikator dafür, wie zentral sich Fragen der Gesellschaftsordnung für den Kompilator stellen.

In einer wilden Mischung aus biblischen Herleitungen und Anspielungen legitimiert der Text die Ausnahmestellung adeliger Personen, „die andern billich vorgezogen und mit gaben verehret werden“. Diese Privilegierung wird jedoch nur als Idealvorstellung eingebracht, die einer unzureichenden Realität weicht: So paraphrasiert Kirchhof das Buch *Jesus Sirach*, in dem der Unmut darüber ausgedrückt wird,

„das ein streitbarer mann (darunder fürnemlich die oberkeit, adel, der offtmal zu feld ligen, von gemeinen nutzens wegen leib und leben wagen, und sich wie ein brustwehr und schantzkorb darstelle, daheim das sein verseumen und draußen einbüßen muß) begrieffen, verhönet und nicht in billichen ehren gehalten wird“.

³²² Vgl. Walter Behrendt: *Lehr-, Wehr- und Nährstand*, S. 37f.

³²³ Cyriacus Spangenberg: *Adels-Spiegel. Historischer ausführlicher Bericht: Was Adel sey vnd heisse...*, Schmalkalden 1591; Markus Wagner: *Von des Adelsankunfft Oder Spiegel: Sampt zweien Ritterlichen Adelichen Geschlechtenn...*, Magdeburg 1581.

Die Regenten und der Adel müssten für ihre verantwortungsvolle und aufopfernde Rolle in der bestehenden Ordnung entsprechend gewürdigt werden, was oft nicht der Haltung der restlichen Bevölkerung entspreche. Der offen ausgesprochene, hegemoniale Anspruch des Adels durchzieht die Frühe Neuzeit, ernsthaft in Gefahr gerät seine Vormachtstellung dabei tatsächlich nie.³²⁴

Schlägt man den Bogen zur Botschaft von WU V,85, so wird ersichtlich, dass Kirchhof hier keine Reaktivierung der ‚klassischen‘, hierarchisch verfassten Trias vornimmt: Der übergeordnete Status des Adels spielt sich gemäß dem lutherischen Denkschema innerhalb der politischen Sphäre ab, in der sich auch Bauern und Stadtbürger wiederfinden. Im geschaffenen System lassen sich die zahlreichen Berufsstände, die bei der Rezeption des *Wendunmuth* ins Blickfeld drängen, besser unterbringen. Gerade Buch I bietet hier ein systematisches Bild, indem sich die Textabfolge grob nach den Professionen der Protagonisten gliedert. So kommt nach jenen Texten, die Regenten (Kaiser, Könige, Fürsten) und Edelmänner in den Fokus nehmen, eine Vielzahl an Professionen und Ämtern zum Vorschein; Landsknechte, Ärzte, Advokaten, Schultheißen, Bürgermeister, Ratsherren, Kaufleute, Wirte, Schuster, Schneider, Schäfer, Müller etc., bevor schließlich die geistliche Sphäre abgehandelt wird.³²⁵ Manche dieser Berufsstände lassen sich in der traditionellen Trias kaum mehr fassen;³²⁶ ein Teilhaben an den drei durch Luther beschriebenen Lebensbereichen bietet hingegen mehr an Flexibilität. Paul Münch spricht zwei einschlägige Buchpublikationen des 16. Jahrhunderts an, die ein symptomatisches Bild für die Ständeverhandlung jener Zeit liefern: Hans Sachs' *Ständebuch* (mit den reichlichen Illustrationen von Jost Amman) und Christoph Weigels *Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände*. In beiden Fällen wird demonstrativ an der traditionellen Trias festgehalten, in beiden Fällen erzeugt die tatsächliche Realisierung der Werke ein Bild, das damit nicht mehr kompatibel zu sein scheint.³²⁷ Der *Wendunmuth* entkommt einer solchen Diskrepanz insofern, als er der

³²⁴ Vgl. Günter Vogler, *Europas Aufbruch in die Neuzeit*, S. 295.

³²⁵ Evident wird hier auch die im *Wendunmuth* gelegentlich aufgegriffene Möglichkeit eines zweipoligen Denksystems, das lediglich eine geistliche von einer weltlichen Sphäre trennt.

³²⁶ Richard van Dülmen, *Gesellschaft der frühen Neuzeit*, S. 42f.

³²⁷ Vgl. Paul Münch, *Lebensformen in der Frühen Neuzeit*, S. 71; Jost Amman, Hans Sachs: *Das Ständebuch*. 114 Holzschnitte (1568), Leipzig 1960; Christoph Weigel: *Abbildung und Beschreibung der gemein-nützlichen Hauptstände*. Faks.-Neudr. der Ausg. Regensburg 1698. Mit einer Einf. von Michael Bauer, Nördlingen 1987.

Vorstellung eines exklusiven Teilhabens des einzelnen Menschen an einem Stand keinen Raum mehr zugesteht. Mit Luther wird hingegen eine integrative Ordnung definiert, die ‚lediglich‘ für den katholisch-zölibatären Lebensweg einen Ausschluss bedeutet, da dessen Vertreter nicht am Ehe- und Hausstand partizipieren.

Die aufgezeigte Hierarchie innerhalb der gegebenen Sphären lässt aber auch klarwerden, inwieweit Paul Münch ein Hervortreten von ‚Herrschenden und Untertanen‘ in den Vordergrund rücken sieht. Die schirmende Verantwortung auf der einen Seite und der geforderte Gehorsam auf der anderen Seite bilden ein zentrales Motiv der Sammlungstexte, das sich in die lutherschen Lebensbereiche aber problemlos implementiert zeigt. Besonders die Epimythia zeugen vom zentralen Stellenwert dieser geforderten gegenseitigen Bezüglichkeit:

WU VII,101 *Von einer Tauben Königin* berichtet von einer Schar an Ringeltauben, die vom lokalen Jäger in eine Netzfalle gelockt werden. Trotz gescheiterter, individueller Befreiungsversuche behält die Taubenkönigin einen kühlen Kopf und gibt ihren Untergebenen die Anweisung, nur im Kollektiv aufzufattern. Mit gebündelten Kräften gelingt der Aufstieg in die Luft schließlich. Das folgende Epimythion ist dreigeteilt, wobei das thematisch relevante erste Segment folgende Wertung in drei Versen anbietet:

„Da man seim Herrn Gehorsam leist / Act 4,5
(Wo fern der wider Gott nicht heist)
Jsts billig daß man es auch leist.“

Am Beispiel dieser Moral wird die Pflichtleistung der Untertanen expliziert, die im Folgeleisten der herrschaftlichen Befehle liegt, sofern diese sich im Rahmen der göttlichen Ordnung bewegen. Der Erfolg der Tauben in der Erzählten Welt gibt dem proklamierten System recht. Andere Textbeispiele wiederum fokussieren stärker auf die Pflicht der Herrschenden, die sich edel gegenüber ihren Dienern zu verhalten haben: WU IV,26 *Von Gedult Königs Alexandri Magni* schildert einen entbehrungsreichen Heerzug Alexanders des Großen – es handelt sich dabei kontextuell um den Wüstenzug ins gedrosische Pura. Auf dem Weg wird dem Machthaber ein von allen Seiten herbeigesehnter Krug Wasser angeboten. Alexander schlägt diesen jedoch aus, um das durstige Heer nicht beim Anblick des trinkenden Königs zu demoralisieren. Das Epimythion stellt weiter klar:

„Kein Art der Arbeit ist zu viel /
Die man nicht vnterstehen wil /
Wenn sich ein Herr also erzeigt /
Daß aller Hertz sich zu jhm neigt /
Tyrannisch Art sich bald versteigt.“

Die bereits vom griechischen Historiker Arrian wiedergegebene Legende der Becherverweigerung³²⁸ mündet hier in eine knappe Belehrung darüber, wie sich der Herrschende gegenüber seinen Untertanen zu verhalten habe, um sie als Gefolgschaft halten zu können; durch eine wertschätzende Behandlung dürfe er demnach auch mit einer adäquaten Arbeitsleistung rechnen. In Beispieltextrn dieser Art werden die Rollen im sozialen Gefüge klar verteilt geschildert; die nicht vorgesehene vertikale Mobilität geht mit einem starken hierarchischen Denken einher, das sich in der Bezüglichkeit von ‚Herrschenden und Dienenden‘ als ein zentraler Aspekt innerhalb der drei lutherischen Lebenswelten erkennen lässt.

5.1.3.2. Antikatholisches Programm

Einen tatsächlichen Einschnitt in puncto Gliederung und Bewertung der Gesellschaft bedeutet gemäß der Modifikation durch Luther (wiedergegeben in WU V,85) der Ausschluss katholischer Kleriker und Mönche aus dem durch Gott geschaffenen Gefüge. Indem der Ehe- und Hausstand eines der drei Segmente darstellt, in denen sich jeder Mensch wiederzufinden habe, kommt die dogmatisch verordnete Ehe- und Kinderlosigkeit der katholischen Geistlichkeit einem Verweigern dieser Ordnung gleich; der protestantische Pfarrer hingegen partizipiert auch an jenem dritten Stand. Der Träger dieses Amtes erweist sich im Vergleich auch insofern weltzugewandt, als er sich vor dem weltlichen Recht verantworten müsse.

³²⁸ „Da fanden nun einige Leichtbewaffnete, die sich auf Wassersuche etwas entfernt hatten, solches in einem seichten Tümpel – freilich, es war nur ein wenig faule Brühe. Sie sammelten es ohne große Mühe und brachten es eilig zu Alexander als einen großen Schatz, schon in seiner Nähe gossen sie es in einen Helm um, dann boten sie es ihm an. Der nahm es, lobte das Geschenk und goß es dann vor aller Augen aus: Dieses Verhalten aber flößte der ganzen Armee neue Zuversicht ein [...].“ (Arrian: Der Alexanderzug. Indische Geschichte. Griechisch und Deutsch. Hrsg. und übers. von Gerhard Wirth [u.a.], München; Zürich 1985 (=Sammlung Tusculum), S. 515).

Der *Wendunmuth* lässt kaum eine Gelegenheit verstreichen, um gegen die katholische Geistlichkeit zu wettern, wobei Kirchhofs sprachlicher Duktus dabei in der Regel polemischer ausfällt als gegenüber anderen Zielen seiner Kritik. Vor allem in der Verurteilung des geistlichen Zölibats verdeutlicht die Sammlung das von ihr vertretene, lutherisch geprägte Ordnungsschema. WU VI,222 *Wer der Priestern die Ehe verbotten* erzählt in einigen wenigen Sätzen vom diesbezüglichen Erlass Papst Gregors VII., der rigoros umgesetzt wurde. Kritik daran findet schon am Ende des Kerntextes statt: „Durch diß Decret ist eine schändliche vnd vnsagliche Vnzucht / in die Christenheit gebracht vnd geplantz / vnnd je länger je mehr gehåuffet worden.“ Der katholische Geistliche ist von der Ehe ausgeschlossen, hat nicht am Ehe- und Hausstand teil und bewegt sich damit außerhalb der göttlich vorgesehenen Ordnung. Diese Verweigerung bringt in der Argumentation des Textes verwerfliche Ausschweifungen mit sich, die sich mit fortschreitender Zeit ausbreiten würden. Der Folgetext WU VI,223 *Werhalben diß Gebott geschehen* greift die Thematik seines Vorgängers bereits überschriftlich auf und argumentiert den Zölibat aus katholischer Sicht unter anderem damit, den geistlichen Stand in seiner Würde zu erhöhen. Wie wenig Kirchhof sich davon überzeugt gibt, verdeutlicht das Epimythion:

„Vom Eheverbott S. Paulum hör / 1. Tim. 4.
Der spricht / vnd nennt es Teuffels Lehr / 2. Tim. 3.
Am selben Ort / vnd anders mehr. 2. Pet. 1.“

In sammlungstypischer Manier erfolgt die Autorisierung der vermittelten Weltsicht über die Heilige Schrift. Mit einem Blick auf die beiden *Paulus-Briefe an Timotheus* wird knapp wiedergegeben, dass das ehelose Leben der teuflischen Ordnung entspreche; ohne spezifische Information wird auf die Rolle der Ehe im 2. *Petrusbrief* weiterverwiesen. Die im *Wendunmuth* hartnäckig vermittelte Gleichsetzung des Papstes mit dem Teufel bzw. dem Antichristen findet hier ihren Ausdruck im erlassenen Dekret Gregors VII. Bereits das Epimythion des vorangegangenen Textes stellt das unter Zuhilfenahme des Buches *Daniel* und der abermals empfohlenen Passage des ersten *Paulus-Briefes* klar. Der in der katholischen Kirche gelebte und definierte geistliche Stand erhält eine klare Absage; eine Verschränkung von geistlichem Amt und Ehe im Sinne Luthers lässt hingegen die Vorstellung einer gegenseitigen Durchdringung der Stände und damit ein Teilhaben der

Kirche an Gottes Ordnung zu. Dass die Ehelosigkeit wiederum nicht mit gelebter sexueller Enthaltsamkeit einhergehen muss, verdeutlicht der *Wendunmuth* anhand verwerflicher Handlungen in der Erzählten Welt:

WU I,II,56 *Ein Mönch bschlefft ein Nonnen* nimmt einen Text aus Boccaccios *Dekameron* auf, verändert aber Entscheidendes: Während die Quelle den Text in eine thematische Kleingruppe platziert, die von der tragischen Liebe der Hauptfiguren zusammengehalten wird, rücken im *Wendunmuth* Verfehlungen des geistlichen Standes in den Fokus. Der Protagonist – ein Mönch – tritt in einem Frauenkloster auf, mahnt dort zur Bewahrung der Jungfräulichkeit und erhält einen Schlafplatz für die Nacht. Während der Nachtruhe beginnt er zu brüllen und berichtet den aufgebrachten Nonnen von einer vermeintlichen göttlichen Vision, in der ihm befohlen wurde, sich zur jüngsten der Nonnen zu legen; aus dieser Verbindung würde ein heiliger Bischof geboren werden. Als die betroffene Nonne sich weigert, der vermeintlichen Vision Folge zu leisten, wird sie von ihrer Äbtissin aufgefordert, dem ‚göttlichen Willen‘ nachzukommen. Da die Nonne später ein Mädchen zur Welt bringt, der vorhergesagte Bischof also sichtbar ausbleibt, verweist der verschlagene Mönch auf den anfänglichen Widerstand der Nonne, der die Vorsehung letztlich sabotiert habe. Die Kritik an der katholischen Geistlichkeit wirkt somit doppelt: In der Absage an den Ehe- und Hausstand liegt eine Verweigerung der göttlichen Ordnung, während der praktizierte anstößige Lebensstil nicht einmal den eigenen Vorgaben folgt.

Kirchhof liefert einen weiteren Punkt, der die eingenommene Rolle und Aufgabe der katholischen Geistlichkeit im Rahmen der Gesellschaft in moralische Zweifel zieht. Der *Wendunmuth* bietet harsche Kritik am praktizierten katholischen Messkult, was sich in darauf fokussierenden Texten mitteilt: In WU III,116 *Von demselben* schildert der Ich-Erzähler seinen Aufenthalt im französischen Troyes, wo er gemeinsam mit einem ortsansässigen Rüstungsschmied Zeuge eines aufwendig gestalteten Gottesdienstes wird – begangen am Festtag des heiligen Dionysius.

„daselbst sahen wir die priesterschaft [...] mit großem pracht der kleidung, umbtragen vieles heiligthums, kertzen, fanen und anders creutzgäng hielten, und gieng solcher ihr gottesdienst mehrertheils über die glocken, und dieweil sonst keine predigten außerhalb dem

meßhalten geschahen, verwundert ich mich ihres
dockenwercks und blindheit“.

Der Erzähler stößt sich am selbstzweckmäßigen Pomp der vollzogenen Kulthandlung, die sich falsch ausrichtet; anstatt das Augenmerk auf die Vermittlung biblischer Inhalte zu legen, wird ein aufwändiges, sinnbefreites Spektakel aufgeföhren. Genau darin setzt der Protestantismus in der Modifikation des ‚Pfarrer-Profiles‘ an: Nicht mehr soll der religiöse Inhalt dem Kirchenvolk durch einen von Priestern geleiteten Rummel vermittelt werden, sondern durch Pfarrer in Form einer volksnahen Auslegung des Evangeliums –³²⁹ nichts anderes insinuiert der zitierte Absatz des Textes. In polemischem Duktus urteilt auch das direkt folgende Epimythion:

„Baals gsind auch mühsam war, 1 Re. 18.
Hüpfft, sang und sprang umb den altar
Und meinten, weil sies trieben lang,
Gott muß sie hören nur auß zwang
[...]
Hierumb sagt Jesaias 29:
Diß volck ehrt mich nur mit den läffftzen,
Ihr hertz ließ ungern einen seufftzen;
Diß volck mich mit dem mund nur ehrt,
Ihr hertz ist fernn von mir gekert.“

Wiederholt zieht Kirchhof im Rahmen seiner antikatholischen Agenda den despektierlichen Vergleich zwischen dem katholischen Kult und der altertümlichen, heidnischen Baals-Verehrung. Vielfach werden die Priester als bezeichnete ‚Baalspfaffen‘ direkt damit identifiziert. Im Fall dieses Epimythions zeichnet das Hüpfen, Singen und Tanzen um den Altar ein schmäherndes Bild, das die Zelebranten in die Nähe spielender Kinder rückt. Der zweite Abschnitt der angehängten Moral steht im Einklang mit einem weiteren Sammlungstext, der die Kritik am Messkult etwas anders zur Sprache bringt als der Kerntext des vorherigen Beispiels:

In WU IV,208 *Etwas von dem Römischen Gottesdienst* liefert der Erzähler einen Einblick in die Messfeier eines französischen Domes, die mit zum „Fürnembste[n]“ in diesem Bereich gehöre. Nach dieser bereits abschätzig angebrachten Attribution wird

³²⁹ Vgl. Reinhard Schwarz: *Ecclesia, oeconomia, politia*, S. 80.

das Schauspiel der Kultfeier geschildert, wobei der Erzähler vor allem gegen die berechnende Teilnahme am Messbesuch polemisiert:

„Dessen [des Zelebranten] guten Wercks / vnd erlangten
Gnad / für sich vnd andere / ja für Tode vnnd Lebendige /
in Krafft / daranch des Gelts viel wird gegeben / verhoffen
/ ja vberreden sie sich theilhafftig zu werden / durch das
Werck / nemlich jhre Gegenwertigkeit / langes vnd
vielfaltigs Gebett / daß sie vnserm Herrn Gott / nach
abmessung der Rosenkränzen (ohn zweiffel) mit verdruß
daher brumlen vnd zurechnen / wollen wechseln /
gedencken nichts umb sonst zu thun.“

Geldgaben an die Kirche, die physische Präsenz im Gottesdienst sowie das gebetsmühlenartige Aufsagen des Rosenkranzes sollen gleich einem Tauschgeschäft die Gnade Gottes für das mitfeiernde Volk erwirken. Der Erzähler beklagt darüber hinaus das im Vordergrund stehende ‚Sehen-und-gesehen-werden‘ eines saturierten Publikums – eine „Gleißnerey“, die den Pharisäern gleichkomme.

5.1.3.3. Soziale Mobilität

Eine überragende Fülle an Texten des *Wendunmuth* vermittelt den Appell, von einer Veränderung der Profession und einem Streben nach sozialem Aufstieg abzusehen. Der von Gott vorgesehene Platz des einzelnen Menschen ist demütig anzunehmen – der Lebenswandel muss dabei den jeweiligen Anforderungen des gesellschaftlichen Segments und der Stellung darin entsprechen. Reflexionen zur sozialen Mobilität bzw. ihrem Verbot treten in der Sammlung vielfältig auf; im Gegensatz zur konkreten Auffächerung der gesellschaftlichen Ordnung gibt der *Wendunmuth* zum Aspekt der sozialen Mobilität, der innerhalb dieser Ordnung zu bewerten ist, fast flächendeckend Input – in den Epimythia, den Prosa-, aber auch den Paratexten.

Als richtungsweisend zeigt sich ein paratextueller Vierzeiler, der sich in der Ausgabe von 1581 (Buch I) findet. Die knapp gehaltene Versstelle begleitet eine Illustration, die vor den Textsektor gesetzt wurde: In der Dreiteilung der Szenerie wird dem zeittypischen emblematischen Schema von *Inscriptio - Pictura - Subscriptio* entsprochen. Während die großzügig anberaumte Illustration ein prachtvoll gekleidetes, eingehängtes

Paar abbildet, klärt der Begleittext – ober- und unterhalb der Illustration aufgeteilt –, was es damit auf sich habe:

„KEin Weib nimb so vom Adel ist /
Wenn du nicht auch selbst Edel bist.
Sonst wirst gerad so bald veracht /
In dem du seyn wilt hoch geacht.“

Dieser Leitsatz bildet ein Kompensat für das ursprünglich angebrachte Bibelmotto und ist stimmig gewählt; in Anbetracht einer durch Buch I zentral vermittelten Botschaft schickt der vorangestellte Vierzeiler voraus, was die Rezipierenden wiederholt eingeschärft bekommen: Im engeren Sinn erfolgt ein Appell daran, sich nicht über seinem gesellschaftlichen Rang zu verheiraten (aufgegriffen etwa in WU I,81 *Ein reicher Bauwer Heurht zum Adel*), im weiteren Sinn findet eine Mahnung statt, generell keinen sozialen Aufstieg anzustreben – was einem von Gott aus nicht zukommt, soll nicht durch den Menschen erzwungen werden. Passend dazu spricht das Epimythion von WU I,27 *Caius Caligula ist ein verechter Gottes*:

„Richts trewlich auß / sprich yedem recht /
Gott ist ein Herr vnd du bist Knecht /
Vnnd nichts mehr dann ein ander man /
Ohn das er dir der ehren gan.“

Ein bildhaftes Textbeispiel für das unerwünschte Streben nach sozialem Aufstieg liefert WU I,62 *Von der Statt vnd Feldmauß*, eine vergleichsweise umfangreiche Äsop-Fabel, die von zwei gegensätzlichen Zugängen erzählt: Während die Feldmaus ein bescheidenes Leben auf dem Land führt und an ihrem kärglichen, aber abgesicherten Mahl nichts auszusetzen hat, verführt sie die Stadtmaus dazu, mit ihr in ein wohlhabendes, städtisches Haus zu ziehen. Opulente Speisen und eine angenehme Unterkunft müsse sich die Feldmaus zu Lebzeiten gönnen oder gar nicht – so die Argumentation der Stadtmaus. Als der Hausdiener die Mäuse erblickt, droht er mit dem Freilassen von Katzen und dem Aufstellen von Mäusefallen. Die Feldmaus verlässt daraufhin das fremde Terrain und kehrt in ihren angestammten Lebensraum zurück, wo sie zwar arm, aber in Sicherheit ihre Zeit verbringt, während die Stadtmaus die Gefahr

weiter auf sich nimmt. Wenngleich keine der Mäuse in der Erzählten Welt körperliche Schäden erleidet, ist die existenzielle Gefahr, die sich aus dem Streben nach Höherem ergibt, evident. Das anschließende Epimythion führt aus dem Bildteil des Prosaabschnitts heraus und bezieht als Sachteil eine klare Position zugunsten des Handelns der Feldmaus, deren überlegtes Agieren in ein undefiniertes ständisches Denken transferiert wird:

„Die Fabel lehrt es sey das best /
Wer sich an dem Stand gnügen leßt /
Darinn jn Gott setzt vnd berufft /
Vnd nicht weyter nach anderm hofft.
[...]
Denns hilfft nit wie der Mensch sich müht /
Es kompt alles von Gottes güt
[...].“

Kirchhof verdeutlicht die Vorstellung, dass der Mensch von Gott in einen Stand eingesetzt wird. Ein sozialer Um- oder Aufstieg ist nicht vorgesehen, wobei in diesem Fall sogar ein mögliches Gelingen dieses Vorhabens verneint wird – es ist demnach nicht nur unmoralisch, sondern auch vergebene Mühe, eine Veränderung herbeiführen zu wollen.

Auch der Wunsch nach beruflicher und geographischer Veränderung wird im *Wendunmuth* als vermessen und zum Scheitern verurteilt dargestellt. WU I,170 *Ein Baur zeucht vom Dorff in die Statt* erzählt von einem wohlhabenden Meier, der seine Arbeit auf dem Land beendet und sein Auskommen in der Stadt finden möchte. Als Weinschenk macht er seine Trinkleidenschaft zur neuen Profession und verliert bald seinen Besitz. Reumütig endet er erneut auf dem Land, wo er von neuem beginnen muss. Im Gegensatz zu anderen Textbeispielen der Sammlung kapriziert sich der Kompilator im anschließenden Epimythion nicht auf den im Text mitgeschilderten Alkoholismus, sondern macht die vollzogene örtliche wie berufliche Veränderung zum Ausgangspunkt des Scheiterns:

„Gwiß wer vom Dorff in ein Statt zeucht /
Jst nichts denn daß er dArbeit fleucht.
[...]
Ein Müller da kein Wasser fleußt /
Vnd Baur die gern wölln Junckern seyn /

Der sieben schaden ist nicht klein
Verthun on gwin helt dBeutel rein.“

Der Beruf soll im Sinne Luthers als Berufung des einzelnen Menschen verstanden werden – die Reflexion über die metaphysische Ordnung der Gesellschaft ist davon unmittelbar betroffen. Diese maßgebliche, von Gott zugedachte Rolle zeigt sich in vielen Texten des *Wendunmuth* nicht als willkürlich gesetzt, sondern deckt sich mit dem Charakter wie den Fertigkeiten der jeweiligen Figur: Strebt diese in der Erzählten Welt nach einem anderen Ort als dem ihr zugedachten, dann zeigt sich rasch, wie deplatziert sie in ihrer neuen Rolle auftritt. Als Beispiel dafür eignet sich ein vertikal vollzogener Aufstieg in WU I,81 *Ein reicher Bauwer Heurajt zum Adel*. Darin wird von einem wohlhabenden Bauernsohn erzählt, der die Hand einer finanzschwachen Adelligen erhalten soll – ein Fallbeispiel zur Botschaft des paratextuell vorausgeschickten Vierzeilers der Ausgabe von 1581.

„Ob nun schon die Eltern diser Jungkfrauen vom Adel /
doch aber gerings vermögens waren / vnd wol besorgten
/ daß jrs Standts niemandt bald jrer Tochter begeren
würde / derhalben durch dises Reichthumb bewegt /
namen sie nicht lang bedenckzeyt / jn seiner bitt
zügeweren / vnnd ja zûsagen.“

Wenngleich die Mutter des Bräutigams mit aller Macht versucht, Betragen und Lebenswandel des Sohnes dem Adel entsprechend anzupassen, scheitert sie darin in mehreren kleinen Episoden. Die in der Erzählten Welt stattfindende Heirat verhindert keineswegs ein abwertendes Urteil durch den Text. So spricht das Epimythion in einem sammlungstypischen Lamento des Sittenverfalls:

„Der Geltsack jetzund manchen ziert /
Daß er als Edel gehalten wirt /
[...]
Niemandt die Tugend schier mehr kennt /
Also hats Gelt die Leut verblindt.“

Geld reicht nicht aus, um einen Stand zu bekleiden, der einem nicht zukommt – auch wenn die Lebensrealität dieses Ärgernis durchaus hervorbringt: Das Textbeispiel gibt zu

bedenken, dass soziale Mobilität sehr wohl stattfindet. WU III,4 (o.T.) greift das Übel pekuniär verwirklichter Nobilitierungen weiter auf: Kirchhof nimmt die Ritterschaft als ein missbrauchtes Feld des Aufstiegs wahr, wobei er die Wortspenden des Johann Freiherr von Schwarzenberg – reformatorisch engagierter Reichsstatthalter und Bamberger Hofmeister – zur Autorisierung der Position heranzieht. Das Epimythion eröffnet mit dessen Worten:

„Wer sich rühmt ritter ohne müh,
Und kalbfleisch legt in gälbe brüh,
An diesen beyden ist verlorn
Der saffran und die gälbe sporn,
Und kent man seine esels ohrn.“

Mithilfe einer Bildentlehnung aus dem Bereich der Kulinarik wird auf das Ungenügen jener Ritter hingewiesen, die diese Bezeichnung nicht verdienen würden. Von Schwarzenbergs Feststellung wird durch zwei darauffolgende Verse Kirchhofs auf ihre Kernbotschaft komprimiert: „Es ist kein rechter ritterstand, / Den nicht erwarb ein ritters hand“. Ohne einen ritterlichen Charakter und ein dementsprechendes Betragen wird die Ritterschaft zur Farce – der pralle Geldbeutel allein rechtfertigt kein Teilhaben am Adel.

Vereinzelt verlässt auch Kirchhof die Linie einer allgemeinen Verunglimpfung sozialer Mobilität. WU III,3 (o.T.) – der Vorgängertext zur erkauften Ritterschaft – liefert ein gerechtfertigtes Szenario des Aufstiegs in den Adelsstand: Regenten statten ihre untadeligen, verdienten Diener mit den Privilegien des Adels aus. Auf den Punkt gebracht wird dabei eine nicht nur wortgleiche Entsprechung von *Adel* und *edel*; die vorzügliche Gesinnung kann einen Aufstieg offenbar rechtfertigen. Bezeichnenderweise wird diese Variante der Nobilitierung durch die Erwähnung ausgestellter Adelsbriefe auch an vorhandene rechtliche Grundlagen geknüpft. Einen Hinweis darauf, dass sich stattfindende soziale Mobilität auch über das Eingreifen Gottes rechtfertigen lässt, liefert eine weitere Passage der Sammlung: WU I,50 *In vnfall / der nicht zůwenden stehet / ist nichts besser denn gedult* setzt die Stellung der Menschen in der Welt analog zu einem gängigen Rechenverfahren des 16. Jahrhunderts – dem Rechnen auf Linien. Dabei steht Gott für den Rechenmeister, der die Menschen wie einen Zahlpfennig mal auf höhere, mal auf niedrigere Linien setzen kann, sie aber auch aus dem Spiel nimmt, wenn

die Zeit dafür gekommen ist.³³⁰ Auf diese Art und Weise ist soziale Mobilität dann gerechtfertigt, wenn Gott eine solche Veränderung wünscht.

Kirchhof selbst kann als langjähriger Soldat und Diplomat im Dienst der Landesherrn einen sozialen Aufstieg verzeichnen, der sich als Grafung betiteln lässt.³³¹ Als Castellanus von Spangenberg gehört er in seinem letzten Lebensdrittel nicht mehr dem Kasseler Bürgertum an wie die Jahre davor,³³² sondern findet seinen Platz im niederen hessischen Adel, wo er direkt dem Landesfürsten – zuerst Wilhelm IV., dann Moritz – untersteht. Dass Kirchhof bei aller Vehemenz gegen soziale Mobilität auf einen gerechtfertigten Weg in den Adelsstand über den Verdienst am Herrn hinweist, kann pragmatisch als Legitimierung seines persönlichen Lebensweges verstanden werden. Die betonte Verunglimpfung des erkaufte Adels ist wohl nicht nur dem lutherischen Denksystem geschuldet, sondern als Teil einer öfter anzutreffenden Strategie zu werten, der steigenden Konkurrenz innerhalb des Adelsstandes entgegenzuwirken.³³³ Der Rückgriff auf vorhandene Vorstellungen der Gesellschaft – hier als privilegierte Stellung des Adels – (re-)autorisiert diejenigen, die bislang auf ihrem Lebensweg davon profitieren konnten. Die wiederholte Darstellung untergliederter und großteils statischer Systeme bildet einen der „eigentlichen Garanten der politischen Ordnung“.³³⁴

Der *Wendunmuth* stellt in der Frage der metaphysischen Ständeordnung ein Deutungsschema zur Verfügung, das sich zwar traditionell in drei Segmente

³³⁰ Zu finden ist das Bild der Menschen als Figuren auf dem Rechenbrett unter anderem bei Luther, wenn auch etwas anders angelegt: „Solche Arithmetici und Rechenmeister will Gott das wir werden sollen das wir nicht viel Rechenpfennige auff die Linien auch nicht nicht zu hoch legen [...]“ (Martin Luther: Des Theuren Mannes Gottes, D. Martin Luthers [...] Schrifften und Wercke... Sechster Theil, Leipzig 1730, S. 340).

³³¹ Albrecht Classen, *Sexual Violence and Rape in the Middle Ages*, S. 208: „Only in 1584 Kirchhof experienced a steep rise in his social career when the Landgrave appointed him as castellan [...] obviously as a sign of recognition of his long years of service.“ Ernst Wenzel wiederum relativiert, indem er auf die schwindende Bedeutung des Burggrafenamts zur Zeit Kirchhofs aufmerksam macht, das er zu einem „Verwaltungsamt“ degradiert sieht. Auf der anderen Seite gesteht er dem Burggrafen von Spangenberg gute Bezahlung sowie einen abwechslungsreichen Posten zu (vgl. Ernst Wenzel, *Die Burggrafen auf Schloß Spangenberg*, S. 161f.) – ein Aufstieg aus dem Bürgertum ist in jedem Fall zu verzeichnen.

³³² Vgl. die biographische Auswertung bei Arthur Wyss, Hans Wilhelm Kirchhof. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 9(2) 1892, S. 16, https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=PPN338182551_0009 (01.05.2020); außerdem vgl. Hermann Oesterley, *Beilagen des Herausgebers*, S. 5.

³³³ Vgl. Winfried Schulze, *Die Ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik*, S. 13.

³³⁴ Vgl. Richard van Dülmen, *Gesellschaft der frühen Neuzeit*, S. 37.

untergliedert, jedoch nicht der ‚klassischen‘ hierarchischen Trias von Kirchen-, Adels- und Bürger-/Bauernstand gleichkommt. Die Darlegung des Modells erfolgt über eine Textpassage Martin Luthers; geschildert wird eine häusliche, eine politische und eine kirchliche Sphäre, wobei jeder Mensch in allen Sphären verortet sein muss. Da katholische Geistliche aufgrund dogmatischer Bestimmungen nicht in den Haus- und Ehestand gelangen können, bleiben sie außerhalb des Systems und werden als Gegner der göttlichen Ordnung angefeindet. Luthers Denkschema erweist sich als keineswegs hierarchiebefreit, nur befinden sich die Abstufungen hier innerhalb der neu definierten Stände. In vielen Texten der Sammlung wird eine solche Hierarchie sichtbar, wobei der einzelne Mensch sich an der von Gott vorgegebenen Rolle begnügen muss.³³⁵ Die repetitiv vorgebrachte Absage an Bestrebungen sozialer Mobilität bildet einen zentralen Aspekt der Unterweisung im *Wendunmuth*, was an der flächendeckenden Exemplifizierung ablesbar wird. Findet soziale Mobilität dennoch in der Erzählten Welt statt, dann führt sie zu Schwierigkeiten für die Akteure oder wird im Mindesten durch den Erzähler getadelt. Bei den wenigen Ausnahmen, die der *Wendunmuth* in diesem Punkt bereithält, lassen sich Parallelen zur Biographie des Kompilators erkennen, der seinerseits einen sozialen Aufstieg in den niederen Grafenstand verzeichnen konnte.

Die mit Luther modifizierte Vorstellung der ständischen Gliederung wird durch Kirchhof und seinen *Wendunmuth* kenntlich gemacht und in ihrer Botschaft befürwortet. Im Rahmen der Pluralisierung von Deutungsschemata muss von einer Parteinahme zugunsten einer vergleichsweise aktuellen Denkform gesprochen werden. Die traditionelle Form der Ständestrias drückt sich nur insofern aus, als der kirchliche Stand katholischer Ausprägung weiterhin in den Texten präsent bleibt. Der Kompilator reagiert sich unter anderem am vorgeschriebenen Zölibat und dem katholischen Messkult ab, wodurch eine Ablehnung des alten Systems klar ersichtlich wird. Autorisiert werden die Argumente in der Regel durch Bibelverweise, Merkverse oder schlicht die Erzählte Welt selbst, die ein Scheitern der alten Ordnung kenntlich machen. Formal betrachtet liegen nur wenige fokussierte Texte zur metaphysischen

³³⁵ Dass auch die als ‚Mobilitätskanal‘ behaupteten Kirchenkarrieren (katholisch wie lutherisch) realiter keine großen Mobilitätsbewegungen auf den Weg gebracht haben – die lutherische wohl noch weniger als die katholische –, davon berichtet Wolfgang Reinhard: Kirche als Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft. In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, S. 333–352.

Ständeordnung vor, während die in den definierten Sphären herrschenden Hierarchien inklusive einzuhaltender Rollen anhand vieler Beispielfälle einzusehen sind – auch die Paratexte machen mitunter auf die Wichtigkeit der Thematik aufmerksam. Die von Paul Münch postulierte Akzentverschiebung in Richtung einer Unterteilung von ‚Herrschern und Untertanen‘ wird durch den *Wendunmuth* jedenfalls nachvollziehbar. Bildet die Gliederung nach drei Ständen (hier gemäß der lutherischen Vorstellung) eine mehr oder minder definierte Vorstellung gesellschaftlicher Ordnung, so drückt sich der hohe Stellenwert des Untertanengehorsams auf der einen Seite, jener der Verantwortlichkeit des Herren gegenüber seinen Untergebenen auf der anderen Seite verlässlich durch die Texte der Sammlung aus.

5.2. Bewertung und Anwendbarkeit der deutschen Volkssprache

5.2.1. Hinführung

Die deutsche Volkssprache tritt wie andere Einzelsprachen Europas im Lauf der Frühen Neuzeit aus dem Schatten des übermächtigen Lateins. Sie entwickelt sich über Jahrhunderte hinweg, nicht zuletzt gefördert durch wirkmächtige Gelehrte wie Martin Luther, Justus G. Schottel oder Gottfried W. Leibniz,³³⁶ zu einer nicht länger randständigen Option sprachlichen Ausdrucks in unterschiedlichsten Anwendungsbereichen (Verwaltung, Liturgie, Wissenschaft, Didaktik, Dichtkunst etc.). Veränderte Rahmenbedingungen und Anforderungen der Neuzeit lassen das Lateinische in den genannten Kategorien auf lange Sicht an Boden verlieren und machen es schließlich nahezu obsolet.

Die deutsche Volkssprache fordert für ihren Weg an die Oberfläche eine verstärkte Reflexion über ihre Beschaffenheit wie auch ihren ‚Wert‘ ein. Das Nebeneinander an sprachlichen Optionen ist mitunter von einer Parteinahme zugunsten der einen wie der anderen Sprache geprägt.³³⁷ Im Fall einer Bejahung der Volkssprache wird in vorbarocker Zeit jedoch tendenziell sprachliche Pluralität gutgeheißen – ein Herabwürdigen der lateinischen Option bleibt in der Regel aus. Dass die genannten Anwendungsbereiche und damit auch die Texte, die ihnen zuzurechnen sind, ihre jeweils spezifischen sprachpolitischen Entwicklungsprozesse aufweisen, liegt auf der Hand; dass die Beiträge des *Wendunmuth* auf mehr als nur einen dieser Bereiche referieren und anspielen, wird ebenfalls deutlich. Die vielfältigen Argumentationen im Diskurs rund um den Wert und das Anwendungsspektrum der Volkssprache treten in den Vordergrund der Reflexion, wenngleich sich auch hier die Frage nach den Modi der Vermittlung stellt.

³³⁶ In diesem Zusammenhang oft übersehen wird der große Einfluss Adam Rieses, dessen mathematische Lehrbücher in deutscher Sprache abgefasst wurden und deren Absatz über Jahrhunderte hinweg enorm ausfiel.

³³⁷ Wolf P. Klein hat die Argumentationslinien für und wider die frühneuzeitliche Anwendung deutscher Sprache in gelehrten Kontexten anschaulich dargestellt (Wolf P. Klein: *Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der lingua barbarica zur HauptSprache*. In: *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2011, S. 465–516). Abgesehen von anerkannten Sprachgeschichten des deutschsprachigen Raumes der letzten Jahrzehnte, die der Sprachstufe des Frühneuhochdeutschen in der Regel viel an Textraum zugestehen, ist vor allem Andreas Gardts Versuch hervorzuheben, eine genuine Sprachwissenschaftsgeschichte zu erzählen (Andreas Gardt: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Berlin; New York 1999).

Im langwierigen Prozess der Aufwertung und letztlich Festsetzung der deutschen Sprache in Bildungskontexten lässt sich keine lineare Entwicklung nachzeichnen – jedenfalls dann nicht, wenn man sich ihm mit der Lupe annähert.³³⁸ Neben vorhandenen Ansätzen, einen solchen Prozess über quantitative Schätzungen zur Verbreitung deutschsprachiger Schriften händeln zu wollen, muss es letztlich das einzelne Werk selbst sein, das Auskünfte erteilt.

Der *Wendunmuth* wirkt in der Flut an Buchveröffentlichungen jener Zeit wie ein bescheidener Beitrag, kann jedoch mit seinem Erscheinen eine beachtliche Zahl an Abnehmern aufweisen; er versteht es geschickt, sich als Buchprodukt zu inszenieren und seine Positionen entsprechend zu vermitteln. Ausgehend davon, welche Informationen und Denkmuster die Kompilation zur deutschen Sprache bereithält, wird eine Verortung einschlägiger Passagen in bestehende Argumentationen und Entwicklungen vorgenommen. Die für das heutige Verständnis von Sprache und Sprachbewertung teils kryptisch oder unorthodox wirkenden Textpassagen lösen sich damit aus einem Raum des Nebulösen und können aus den Reflexionen, Lobspenden und Polemiken, die sich im Diskurs der Zeit wiederfinden, verstanden werden. Dabei geht es nicht um sprachgeschichtliche oder linguistische Haarspalterei; der *Wendunmuth* präsentiert sich vielmehr in seinem eigenen Umgang damit, diese in Pluralisierung begriffene Thematik aufzugreifen und mitzugestalten.

Spricht man von der Bewertung einer Einzelsprache, so berührt man damit ein Charakteristikum frühneuzeitlicher metasprachlicher Diskussion. Das Abwägen und Argumentieren, ob eine Sprache ‚hohen Eigenwert‘ besitze, sie im Vergleich mit anderen glänzen könne oder überhaupt das Nonplusultra darstelle, ist fixer Bestandteil der angestellten Überlegungen. Die Beschäftigung mit Sprache folgt nur bedingt den objektiven Kriterien, die durch die moderne Linguistik festgelegt sind; vielmehr herrscht die Tendenz, Einzelsprachen je nach Motivationslage eine erstrebte Qualität zu- oder

³³⁸ Vgl. Klaus Grubmüller: „Deutsch“ an der Wende zur Neuzeit. In: Mittelalter und Frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. Hrsg. von Walter Haug, Tübingen 1999 (=Fortuna vitrea 16), S. 263–285, hier 265.

abzusprechen.³³⁹ Auch die deutsche Sprache findet ihre Fürsprecher und Gegner und ist dabei oft sprachpatriotischen Interessenslagen ausgesetzt.

Der *Wendunmuth* liefert in der Beschreibung und Bewertung der deutschen Volkssprache manches Blitzlicht; auch Arno Borst wurde im Rahmen seiner Recherchen für das Standardwerk zur biblischen Sprachverwirrung auf eine Handvoll metasprachlicher Textstellen in der Sammlung aufmerksam und nahm sie in seine Abhandlung auf.³⁴⁰ Mit welcher Ernsthaftigkeit Kirchhof über die Sprache im Allgemeinen reflektiert, davon zeugen zunächst die über die Sammlung verstreuten und teils mehrfach auftretenden linguistischen Fachtermini und Hilfsbegriffe: Grammatik, Orthographie, Etymologie, Dialekt, Akzent, (Semi-)Vokal, Diphtong, Konsonant, Partikel, Monosyllabus, Diminutiv, derivieren, expurgieren, emendieren etc. Dieser technolektale Sprachgebrauch verortet die getroffenen metasprachlichen Aussagen unmissverständlich in den Gelehrtenkontext – die Betrachtung der Sprache wird als ein seriöses Anliegen der Sammlung kenntlich gemacht.

5.2.2. Formalaspekt – Der *Wendunmuth* als volkssprachliches Kompendium

5.2.2.1. Breites Textspektrum

Mit dem *Wendunmuth* liegt ein Buchprodukt vor, dessen Texte überwiegend in deutscher Sprache verfasst sind. Die formale sprachliche Beschaffenheit der Sammlung spricht bereits gegen eine mögliche Abwertung der Volkssprache durch den Kompilator und die bereitgestellten Inhalte. Anzunehmen ist weiter, dass der immer noch dominanten lateinischen Sprache keine exklusive Legitimation in der Realisierung vergleichbarer Kompendien eingeräumt wird. Eine mögliche Divergenz zwischen der sprachlichen Beschaffenheit eines Werkes einerseits und den darin enthaltenen metasprachlichen Aussagen andererseits ist zwar ex ante nicht auszuschließen – dieser

³³⁹ Am ehesten ist diese Handhabe vielleicht mit der heute noch gängigen, volksläufigen Auffassung vergleichbar, einzelne Sprachen könnten aus sich heraus als schwierig, andere hingegen als einfach im Prozess der Sprachaneignung eingestuft werden.

³⁴⁰ Vgl. Arno Borst: *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*. Bd. III: Umbau. Teil 1, München 1995, S. 1201f.

Widerspruch lässt sich etwa an den satirischen Schriften Thomas Murners belegen –,³⁴¹ doch könnte zumindest die Anwendbarkeit des Deutschen für die Belange des *Wendunmuth* durch die tatsächlich erfolgte Anwendung nicht glaubhaft durch das Werk angefochten werden.

Zur Frage des schriftlichen Anwendungsspektrums für die deutsche Sprache gibt der *Wendunmuth* bereits formal Auskunft, indem eine breite generische Textpalette angeboten wird: Kirchhof bewegt sich in biblischen Gefilden (WU VI,127 *Vom Thurn zu Babel*), bedient sich bei weltlichen Autoritäten wie Flavius Josephus (WU IV,278 *Samariter / woher vnd warumb so genennet*) oder Cicero (WU VI,46 *Erklärung Ciceronis*), demnach bei antiken Historiographen und Rhetorikern; er liefert mittelalterliche Sinnspruchdichtung wie die des Freidank (WU IV,298 *Freidanck / vom Tod vnd Jüngsten Tag etwas gebessert*)³⁴² und stimmt fürstliche Nachrufe an (WU IV,79 *Ein Christlich Epitaphium, diesem tewren Hohermelten Fürsten [Philipp dem Großmütigen] gestellet*). Aber auch ‚volkstümliche‘ Texte und Textpassagen treten auf: Deutschsprachige Sprichwörter³⁴³ (WU VI,194 *Erjnnernung* – dabei das Epimythion „Ein alt Sprichwort ist

³⁴¹ Günter Hess zeichnet Anfang der 1970er-Jahre unter anderem die Sprachpolemik Thomas Murners in seinen satirischen Schriften nach, die, wenngleich in deutscher Sprache verfasst, die Volkssprache als etwas Minderwertiges präsentiert (vgl. Günter Hess: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*, München 1971 (=Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 41), S. 111–130).

³⁴² Mit dem Begriff „gebeßert“ liegt ein seltenes Beispiel im *Wendunmuth* vor, bei dem ein ausgedrückter *aemulatio*-Anspruch vorliegt – in dieser Hinsicht gibt sich die Sammlung bescheiden. Zur Freidank-Rezeption (ohne Einbezug Kirchhofs) vgl. Ines Heiser: *Autorität Freidank. Studien zur Rezeption eines Spruchdichters im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Tübingen 2006 (=Hermæa, Germanistische Forschungen, N.F., Bd. 110).

³⁴³ Vor allem die große Anzahl der angekündigten Sprichwörter („wirdt das Sprichwort gesagt“, „spricht man“, „wie man spricht“) sticht ins Auge; ihr Einsatz macht auch vor den Paratexten nicht Halt (WU II, Vorwort: „Es haben vnser löbliche Teutschen / ein gemein Sprichwort / wenn sich jemand eines Dings / darmit er pranget / rühmet / vnd spricht: Es seye ihm von lieber Hand kommen [...].“). Als ‚Einfache Formen‘ lassen sich Proverbien mühelos in gegebene Texte einweben. Sie verdeutlichen darin ihre breite Anwendbarkeit in Kontexten aller Art, was ihren behaupteten Ursprung mitten in der Lebenserfahrung der Menschen unterstreicht. Mit der exzessiven Anwendung deutscher Sprichwörter befindet sich der *Wendunmuth* in guter Gesellschaft jener Zeit, was wiederum in Korrelation zu durchschlagskräftigen Spezielsammlungen (Sprichwörtersammlungen) des 16. Jahrhunderts steht – man denke in diesem Zusammenhang an die wirkmächtigen Publikationen von Johannes Agricola oder Sebastian Frank. Das starke Interesse am Sprichwort ist unter anderem aus einem volkssprachlichen Auftrag zu erklären; es fungiert als eine Demonstration des vorhandenen Sprachwortschatzes. Der *Wendunmuth* schlägt bei diesem Anwendungsgebiet des Deutschen in die Kerbe seines geistigen Wegbereiters Luther, der nicht nur für den hochfrequenten Gebrauch anonymer deutschsprachiger Sprichwörter bekannt ist, sondern sich auch selbst als Schöpfer ‚geflügelter Worte‘ etablieren konnte. Vieles, was Kirchhof im Rahmen seiner Epimythia abliefert, erinnert stark an den Versuch, feststehende Wortfolgen auf eigene Faust hervorzubringen.

wolbekant // Dich zubestreichen sey ermahnt // Weil du das Creutz hast in der Hand.“) und Lieder (WU VI,255 *Lob vnsern Vordern Teutschen*; Beginn des Liedes: „1. FRisch auff in Gottes Namen / du werde Teutsche Nation / fürwar jhr solt euch schamen / würd ewer gut Lob vntergohn [...].“) werden adaptiert und abgedruckt. Zahlreiche Schwänke (WU VII,164 *Von einer listigen Ehebrecherin*) und Fabeln (WU VII,27 *Von einem alten Löwen*) machen das Spektrum noch breiter.

Die Texte der Sammlung stellen in vielen Fällen Übersetzungen dar – mal mehr, mal weniger nahe am Wort –, ebenso Übernahmen und Adaptionen bereits in die Volkssprache übertragener Texte. Folgt man einem Gedanken Ferdinand Brunots, dann überrascht der Griff zur Volkssprache in der Textvermittlung kaum: Gerade in der hochtrabenden Renaissance-Epoche mit ihrem gelebten lateinischen Stilideal, das sich an der kunstvollen Sprache Ciceros abarbeitet, lässt sich die gegenständliche Welt eher volkssprachlich beschreiben und begreifen.³⁴⁴ Dieser Ansicht folgt auch das Vorwort zu Buch I, wo auf eine bewusste Entscheidung zur deutschsprachigen Titelwahl hingewiesen wird: In der angesprochenen Vermeidung ‚catonischer Strenge‘ soll nicht nur ein unterhaltender Anspruch der Sammlung suggeriert, sondern ebenfalls ein ‚unmittelbarer‘ Zugang zum Erzählgegenstand über die Volkssprache sichergestellt werden.

5.2.2.2. Sprachwechsel

Der *Wendunmuth* präsentiert sich überwiegend als deutschsprachige Textsammlung, fügt aber auch regelmäßig fremdsprachliche Passagen ein; den Löwenanteil davon macht der Wechsel ins Lateinische aus. In den meisten Fällen nimmt der sprachliche twist einen nur kleinen Textraum in Anspruch, bevor die Rückführung ins Deutsche erfolgt. Es liegt eine Markierung über den Sprachwechsel vor, die unterschiedlich motiviert sein kann. Eine häufige Variante bildet der Ausdruck niederer Begebenheiten durch die Fremdsprache: Vor allem körperfunktionale Vorgänge und sexuelle Anspielungen werden innerhalb deutschsprachiger Texte über lateinische Begriffe

³⁴⁴ Brunots Gedanke wurde übernommen bei Michail Bachtin: *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. Aus dem Russ. übers. und mit einem Nachw. von Alexander Kaempfe, München 1969 (=Reihe Hanser 31), S. 8.

vermittelt. Eine Belegstelle dafür liefert WU VI,259 *Von einem andern Vnflat*: In Kassel uriniert ein Mann in aller Öffentlichkeit von einer Brücke in die Fulda herab. Als er während seiner Verrichtung von Vorbeiziehenden zurechtgewiesen wird, verbessert er trotzig ihre Sicht auf das Spektakel, indem er sich ihnen stärker zuwendet:

„Vnnd wie etliche ehrbare Leut / jhm darumb vbel zuredeten / drehet er sich noch besser / mit dem gantzen Leib herumb / hielt sein membrum virile inn der Handt / vnd struntzet vor sich hinauß / ohn alle Reuerentz vnd Schewen / vieler erbarer Weibspersonen.“

Das Objekt des Anstoßes, das zur Schau gestellte Gemächt, wird als „membrum virile“ korrekt aus dem Lateinischen gezogen.³⁴⁵ Auch in einem weiteren Text (WU VII,168 *Wundergeburt eines Soldaten*) erfolgt ein ähnlich gelagerter twist, wenn über einen vermuteten biologischen Mann aufgrund einer plötzlich auftretenden Schwangerschaft erläutert wird: „sexus & membrum muliebre praeualuit“, dieser sei letztlich also doch mehr Frau als Mann gewesen.

Die beiden Beispiele verdeutlichen Folgendes: Zum einen wird das Ausgedrückte mit dem Gebrauch des Lateinischen in seiner ‚Würze‘ gemildert. Für das tabuisierte Signifikat wird eine sprachliche Chiffre gesetzt, um ein gefühltes Abdriften ins Ordinäre zu vermeiden. Während die Volkssprache einen ungefilterten Zugriff ermöglicht, wird hier sprachliche Distanz hergestellt. Dass die Chiffre schon allein aus dem Kontext der Passagen zu entschlüsseln ist, steht dabei auf einem anderen Blatt.³⁴⁶ Zum anderen wird die deutsche Sprache selbst geschützt: Während sie sich in harmloser Weise präsentieren darf, muss das altehrwürdige Latein wiederholt in den Schmutz greifen – gewohnte Zuschreibungen werden so kurzzeitig umgedreht. Kirchhof verfährt dabei wie

³⁴⁵ Die Praxis der ‚Entschärfung‘ durch einen Sprachwechsel ist bis in die heutige Zeit anzutreffen und findet auch in zeitgenössischen literarischen Texten ihren Niederschlag. Aufgrund der Gleichheit des gemilderten Signifikats wird hier auf Bodo Kirchhofs Roman *Infanta* verwiesen; die geistliche Figur des Father Butterworth hielt die Anwesenden auf der tropischen Missionsstation damit bei Laune, einen Brief des abgefallenen Priesters Gussmann vorzulesen, er „wich jedoch einmal vom Wortlaut ab, indem er Glied ins Lateinische übertrug“ (Bodo Kirchhof: *Infanta*. Roman, München ²2015, S. 370).

³⁴⁶ Dass eine solche Chiffre gleichzeitig eine Markierung mit sich bringt (Stichwort: *flagging* – zu besonderen Formen der Markierung vgl. Shana Poplack: Code-Switching. In: *Sociolinguistics. An international handbook of the science of language*. Hrsg. von Ulrich Ammon, Norbert Dittmar [u.a.]. Teilbd. 1, Berlin; New York ²2004, S. 589–596, hier 593), soll nicht verschwiegen werden. Der Sprachwechsel an ‚pikanten‘ Passagen des *Wendunmuth* ist Teil der Inszenierung – auf diese Art lässt sich erzählen, was gemäß der Eigendefinition wohl nicht erzählt werden dürfte.

in anderen Aspekten der Sammlungsgestaltung inkonsequent, was auch die Kasseler Brückenszene verdeutlicht: Das rustikale deutsche Verb *strunzen* hätte durch die lateinischen Äquivalente *mingere* oder *miare* ersetzt werden müssen, um die volkssprachliche Weste reinzuhalten.³⁴⁷ Tatsächlich ist an anderer Stelle der Sammlung mit „ad locum necessitatis“ (WU III,161 *Untergang einer hoffart*) eine passende Umschreibung vorgenommen – vom Strunzen ist dort keine Rede.

Eine explizite Stellungnahme zur sprachlichen Codierung erhält man in WU III,174 *Von einem protonotario und eines kauffmanns weib*. Die deftige Erzählung weist einen französischen Einschub des Ausgangstextes auf, zu dem folgendermaßen hingeführt wird: „Im frantzösischen exemplar, darauß ich diese historien genommen, welches ich umb züchtiger ohren willen gern hab verschwiegen, wird dieser handel ander manier erzehlet, unter anderem also [...].“ Den Rezipierenden wird das volle Programm der darauffolgenden Derbheiten nicht in deutscher Sprache zugemutet. Dabei wird das Spiel deutlich, das mit dem Sprachwechsel betrieben wird: Verzichtet wird letztlich nicht auf die deftigen Inhalte – sie werden zugleich gemildert und markiert. Das sprachliche Bild der ‚züchtigen Ohren‘ wird innerhalb der Sammlung wiederholt vorgebracht; es signalisiert neben dem angebotenen Rezeptionsmodus des Lauschens auch wie hier das schützenswerte Ethos der Textadressaten. Werden zotenhafte Inhalte mal ohne sprachliche Barriere beim Namen genannt, so greift Kirchhof wiederholt zu einer optionalen Strategie der Milderung. Diese baut zwar ebenfalls einen Sprachwechsel ein, funktioniert jedoch anders: In einer runden Klammer untergebracht, bringt die einschlägige Textpassage das phrasenhafte *sit venia verbis*³⁴⁸ ins Spiel, setzt also ein lateinisches ‚mit Verlaub‘ neben das zwingend vorgebrachte Übel.

Neben der Milderung problematischer Begriffe und Szenerien taucht der Sprachwechsel (v.a. ins Lateinische) aber auch in anderen Kontexten auf, etwa bei Figurenreden, dem Einsatz von Sprichwörtern, Fachvokabeln etc. In keiner Weise liegt von formaler Seite eine Abwertung der lateinischen Sprache (wie auch anderer

³⁴⁷ Die deutsche Volkssprache des 16. Jahrhunderts verfügt über eine blühende Begrifflichkeit rund um das Themenfeld der Sexualität und Körperlichkeit, vgl. dazu etwa die Korpusanalyse bei Tilmann Walter: *Der Sexualwortschatz im Frühneuhochdeutschen*. In: *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen*. Hrsg. von Jochen A. Bär [u.a.], Berlin 2012 (=Lingua Historica Germanica, Bd. 3), S. 239–304.

³⁴⁸ Die Phrase ist mehrheitlich als *sit venia verbo* bekannt, der *Wendunmuth* entscheidet sich aber gewissermaßen für eine Mehrzahl von Worten.

Volkssprachen) vor, die das Deutsche in seiner Bedeutung künstlich anheben würde. Vielmehr verfestigt sich der Eindruck, die Sammlung zeige schon auf der Anwendungsseite, dass eine Pluralität der Sprachen sinnvoll und förderungswürdig sei.³⁴⁹

5.2.2.3. Dialektale Realisierung

Ein binnensprachlicher Wechsel liegt in der versuchten Wiedergabe³⁵⁰ verschiedenster deutscher Dialekte vor. Albrecht Classen hat dieses Phänomen für den *Wendunmuth* festgestellt und knapp beschrieben:

„Es handelt sich dabei um bewusst eingesetzte Versatzstücke, die der Autor zu zitieren vermag, um seinen jeweiligen Schwänken ein Lokalkolorit zu verleihen, aber sie bestätigen zugleich, wie aufmerksam und sorgfältig Kirchhof auf den Sprachklang in den verschiedenen Teilen Deutschlands eingegangen ist, wo er eben eine enorme Vielfalt an Dialekten wahrgenommen hat und diese nun geschickt in einzelne seiner Erzählungen einbaut.“³⁵¹

Naturgemäß verleiht die dialektale Rede, die Kirchhof seinen Figuren in den Mund legt, dem jeweiligen Setting eine spezifische regionale Note; die Reisen des Kompilators in Landsknecht- und Diplomatendiensten haben ihm die Kenntnisse zur binnensprachlichen Vielfalt eingebracht. In der Regel werden die aufbotenen Sprachräume benannt oder generell der Ort des Geschehens deutlich gemacht, was einen bewussten Umgang mit der Varianz verdeutlicht und auch für die Rezipierenden einen Informationswert bereithält. Die getroffene Entscheidung Kirchhofs, binnensprachliche Eigentümlichkeiten zu präsentieren, ist aussagekräftig: Die

³⁴⁹ Vgl. den Begriff des „sprachlichen Protestantismus“, einer „Lust an Vielsprachigkeit, die sich gegen die Vorherrschaft der einen ‚katholischen‘, d.h. universalen Sprache wendet“ (Jürgen Trabant: *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens*, München 2003, S. 117). Diese Bezeichnung fällt im Rahmen einer Charakterisierung von Konrad Gessners frühem linguistischem Klassiker *Mithridates* (1555).

³⁵⁰ Eine lautgetreue schriftliche Umsetzung dialektaler Rede ist eine zu jeder Zeit heikle Angelegenheit; der Versuch einer Wiedergabe nach bestem Wissen ist Kirchhof aber zuzugestehen.

³⁵¹ Albrecht Classen, *Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts*, S. 95.

zahlreichen Dialekte der deutschen Sprache werden von ihm nicht als „Störfaktoren“³⁵² aufgefasst; vielmehr erfolgt ihr Einsatz – allen Anspielungen auf angestrebte Kodifizierung bzw. Normierung zum Trotz – als ein Hinweis auf den deutschsprachigen Variantenreichtum. Dieser Standpunkt ist alles andere als selbstverständlich, erweist sich das frühe 17. Jahrhundert nicht umsonst als ausnehmend dialektkritisch. Dass auch im *Wendunmuth* Verständigungsschwierigkeiten aufgrund der binnensprachlichen Vielfalt zum Thema gemacht werden, steht außer Zweifel, doch weisen diese Textstellen in der Regel eine komische Note auf. Die Epimythia lagern die Ursache für sprachliche Missverständnisse vielmehr auf die mangelnden Sprachkenntnisse der Figuren aus, als dass sie ein Problem in der binnensprachlichen Vielfalt bzw. einer ausständigen Normierung kenntlich machen würden. So spricht WU I,119 *Von demselben Doctor* im Epimythion:

„Wenn einer sein Sprach nie wol redt /
Vnd der ander nit recht versteht /
Da folgt selten ein güt verstand /
Weil jeder bleibt auff seinem tand.“³⁵³

Gerade Buch I baut besonders häufig auf spezifische Dialekte, was insofern nicht überrascht, als hier vergleichsweise stark auf die Kleinprosagattung der Fazetie gesetzt wird, die per definitionem auf sprachliche Pointen abzielt. Der *Wendunmuth* fokussiert schon rein über diese bereitgestellte Textsorte auf charakteristische Formen der Sprachgestaltung.

Beispiele für eine dialektale Figurenrede liefert die Sammlung zur Genüge, wobei funktional gesehen meist mehr als die Herstellung von Lokalkolorit geboten wird: WU VII,149 *Ein Esel willkõret* lässt einen Esel als Protagonisten auftreten, der sich die Arbeitsbedingungen durch seine Faulheit zunehmend verschlechtert; jeder neue Herr, an den er gerät, fordert ihn noch stärker als der vorige, von dem er sich losmachen konnte. Am Ende bleibt ihm nur noch ein zerknirschtes Lamento; „vnnd [der Esel] sagte / wie die Sachsen pflegen: Man vernyet sick woll / verbetert sick auerst seldom“.

³⁵² Hermann Niebaum, Jürgen Macha: Einführung in die Dialektologie des Deutschen, Berlin; Boston ³2014 (=Germanistische Arbeitshefte, Bd. 37), S. 218.

³⁵³ Dieser Vorwurf ist insofern absurd, als Kirchhof gegen geographische Freizügigkeit und damit eine reale Chance auf ausgebaute innersprachliche Erfahrungswerte vorgeht.

Persönliche Veränderungen sind mit Vorsicht zu genießen, wie die Ausführungen der Sammlung zur sozialen Mobilität verdeutlichen. Den faulen Esel mit einem explizit ausgewiesenen sächsischen Idiom auszustatten, bringt dem Text zusätzlich zu dieser Botschaft aber noch eine Pointe ein. Die innersprachliche Varianz des Deutschen wird zu einem konstitutiven Bauteil der Erzählung, indem der eher tragische Plot in der unerwarteten, sächsischen Sprachfärbung des Vierbeiners für heitere Überraschung sorgen soll. In eine ähnliche Kerbe schlägt WU VII,191 *Von einer redenden Atzeln* als Teil eines Textnestes, dessen verbindendes Kriterium sprechende Tiere sind. Der Ich-Erzähler berichtet von einer Elster, die er in seinem Nürnberger Quartier 1545 vorgefunden hat. Auch hier wird eine regionale Sprachfärbung deutlich gemacht, indem der Vogel beim Ertönen des Türglöckchens ausruft: „Wer ist do? Wer ist do? Macht jhm auff do.“ Wieder konstituiert die dialektale Tierrede eine Pointe des Textes, wieder wird die dialektale Färbung zu einem Höhepunkt des knapp gehaltenen Erzähltextes.

Auch Sprachspiele werden im *Wendunmuth* durch den Einsatz dialektaler Lexik möglich gemacht: WU V,31 *Von der Geistlichen Geitz vnd schrappen* lässt eine kaum näher bestimmte Figur die Bedeutung der im katholischen Brauchtum gängige Abkürzung C. M. B., die sich an Türstöcken finden lässt, einem Ortsfremden erklären.³⁵⁴ Die spöttisch vorgebrachte Interpretation lässt dabei das C mit „Kretzmer“ gleichsetzen, „ist auff Meißnisch / ja Wendisch geredt / das ist Wein vnnd Bier schencken“,³⁵⁵ um damit auf die Einverleibung alles Profanen durch die katholische Geistlichkeit aufmerksam zu machen. Diese polemische Pointe wird durch den lexikalischen Bestand einer ausgewiesenen sprachlichen Region möglich gemacht. Das obligatorische Ausweisen des jeweiligen Sprachraumes – dieser kann klein- oder großräumig ausfallen – belegen die Möglichkeit einer sprachräumlichen Differenzierung, die sich im Sinne einer ernsthaften Beschäftigung damit benennen lässt. Entscheidend ist dabei ein stattfindender, wenn auch noch wenig ausgereifter Umgang mit regionalen Sprachvarianten, bevor das sprachwissenschaftliche Teilgebiet der Dialektologie durch die sogenannten *Idiotika* – dialektale Wörterbücher – eingeläutet wird. Kirchhof stellt

³⁵⁴ Die vorgenommene Herleitung durch den Erzähler entspricht ebenfalls nur der volksläufigen Interpretation, wonach die drei Buchstaben den Initialen der Heiligen drei Könige – Caspar, Melchior, Balthasar – entsprechen würden. Die als wahrscheinlicher geltende Auslegung sieht darin hingegen die Bitte *Christus mansionem benedicat* ausgedrückt.

³⁵⁵ Richtigerweise leitet sich der Begriff vom slawischen Ausdruck für *Schankwirt* ab.

damit im Rahmen seiner dialektalen Anwendungen wie beiläufig auch knappe metasprachliche Informationen bereit, die sich harmonisch mit der Markierung weiterer sprachlicher Phänomene fügen.

5.2.2.4. Synonymer Wortgebrauch/Doppelformen

Ein weiteres Phänomen sprachlicher Realisierung drängt an die Oberfläche des *Wendunmuth* und verdeutlicht Kirchhofs bewussten Umgang damit. Die bereitgestellten Texte stützen sich hochfrequent auf synonyme oder bedeutungsverwandte Begriffe, die in der Regel als Doppelformen auftreten.³⁵⁶ Die beiden Begriffe werden überwiegend durch die Konjunktion ‚oder‘ miteinander verbunden bzw. voneinander getrennt. Die spätmittelalterliche/frühneuzeitliche Praxis gesetzter Doppelformen kann aus unterschiedlichen Motiven erfolgen, was die Texte des *Wendunmuth* innerhalb eines Buchprodukts verdeutlichen können.³⁵⁷ Vorrangig ist dabei der Status einer noch nicht angemessen vollzogenen Normierung und Lexikalisierung der deutschen Sprache im 16. Jahrhundert.³⁵⁸ Die aus heutiger Perspektive fremdartig empfundene Praxis häufig angebrachter Synonyme wird für notwendig erachtet, um ein gutes Textverständnis der geographisch weit verteilten Rezipierenden zu gewährleisten: Das Publikum des bairischen Sprachraums kongruiert in Teilen seines Wortschatzes nicht mit dem niedersächsischen Pendant, ebensowenig wie die Rheinfranken mit den Brandenburgern. Zu einer fast schon klischeehaften Verständnishilfe kommt es in WU

³⁵⁶ Lediglich das paarweise Auftreten von Begriffen an Ort und Stelle ist hier mit dem Ausdruck der *Doppelform* gemeint. Weder werden damit Wörter aufgegriffen, die auf denselben Ursprung rekurren, noch sind bereits phrasenhaft etablierte Abfolgen inbegriffen.

³⁵⁷ Vgl. dazu Werner Besch: Die sprachliche Doppelformel im Widerstreit. Zur deutschen Prosa des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Arbeiten zum Frühneuhochdeutschen. Gerhard Kettmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Rudolf Bentzinger [u.a.], Würzburg 1993 (=Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 11), S. 31–43, hier 39f.; Joachim Hamm: Antikenübersetzung, frühneuzeitliche Poetik und deutscher Prosastil. Zur Bamberger Übertragung von Ciceros „Cato maior de senectute“ (1522). In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1629). Hrsg. von Regina Toepfer [u.a.], Berlin; Boston 2017 (=Frühe Neuzeit, Bd. 211), S. 339. Die Demonstration von lautlichen und lexikalischen Varianten darf nicht mit der divergierenden Schreibung von Begriffen in der Sammlung gleichgesetzt werden; diese folgt weder einem Plan, noch ist sie als Teil einer Strategie zu verstehen. Eine fehlende interne Stringenz in der Schreibweise ist in der Frühen Neuzeit üblich – am Prozess der Buchherstellung sind unterschiedliche Leute beteiligt, die nicht immer denselben sprachlichen Maßstab anlegen.

³⁵⁸ Vgl. dazu allgemein Marion Hahn: Die Synonymenlexikografie vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Historische Entwicklung und kommentierte Bio-Bibliografie, Heidelberg 2002 (=Sprache – Literatur und Geschichte, Bd. 21), S. 55f.

IV,205 *Von einem Cardinal in Engelland, wo von „eines Metzgers oder Fleischhawers Sohn“* gesprochen wird. Der synonyme, aufeinanderfolgende Gebrauch zweier Termini für denselben Berufsstand stellt ein großräumiges Verständnis für die Textstelle sicher. Darüber hinaus treten Passagen auf, in denen regionalspezifische Begriffsunterschiede sogar explizit als solche umschrieben werden, so beim Texteingang von WU I,254 *Von eim Schmid*: „EIn Schlosser / oder wie mans an vilen enden nennt / ein Kleinschmid [...].³⁵⁹ Anstatt es hier wie so oft bei der verbindenden/trennenden Konjunktion ‚oder‘ zu belassen, liefert Kirchhof die Motivation für die Nennung synonyme Begriffe und damit eine zentrale Funktion der Doppelform im *Wendunmuth*.

WU IV,154 *Wo die Sprach insonderheit die Teutsche am besten* beschreibt die landläufigen sprachlichen Unterschiede vergleichsweise ausführlich, auch wenn der Fokus weg von lexikalischen Unterschieden hin zu Differenzen in der Lautung gelegt wird;

„in dieser Stadt / Dorff / höret man so vnd so / kaum mannichmahl vber ein viertel einer Meil / wider ein ander art / vnd so fort an jmmer gegen dieser vorigen gar frembd zu achten: Etliche gebrauchen sich eins einfachen vocal oder Lautbuchstab / ander dargegen eines Diphthongi, bald ein S. für ein T. [...].“

Die exzessive Anbringung der Synonyme in der Sammlung folgt dem Anspruch wie der Erwartung, das Kompendium einem geographisch weitgestreuten Publikum verständlich zu machen. Bringt ein Begriff die Gefahr mit sich, in Teilen des deutschsprachigen Raumes für Unverständnis zu sorgen, so wird er gedoppelt, um eine sinnerfassende Aufnahme für möglichst viele Rezipierende zu gewährleisten.³⁶⁰ Die eingesetzten Doppelformen zeugen davon, dass das Ausbleiben eines standardisierten Deutsch in Zeiten verstärkter Distribution über Sprachgrenzen hinaus durchaus als

³⁵⁹ Anhand der gewählten Beispiele wird ersichtlich, dass das sprachliche Feld der Berufsnamen sich für den Einsatz synonyme Doppelformen besonders anbietet.

³⁶⁰ Ein interessantes Detail des *Wendunmuth*-Textes liegt in der Ausklammerung der oberdeutschen Dialekte, womit auf stille Weise Partei im innerdeutschen Sprachenstreit der Zeit eingenommen wird. Gilt die meißnisch-mitteldeutsche Variante als sprachlicher Ausdruck des Luthertums, so stehen Gebrauch und Lob der oberdeutschen Realisierung in enger Verbindung mit dem katholischen Bekenntnis. Dieser feststellbare Zusammenhang von dialektalem Sprachgebrauch und Konfessionszugehörigkeit ist in den folgenden Jahrhunderten nicht mehr in dieser Form gegeben, besitzt aber gerade zur Zeit des *Wendunmuth* Relevanz.

Problematik wahr- und ernstgenommen wird. Bezeichnenderweise werden im Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit erste autonome, deutschsprachige Synonymen-Sammlungen in Angriff genommen. Muss man dem Europa der Frühen Neuzeit in vielerlei Hinsicht eine Tendenz zur Regionalisierung nachsagen („Staatenpluralismus, [...] ökonomische, konfessionelle und kulturelle Differenzierung“)³⁶¹, so gehört der Anspruch auf überregionale lexikalische Verständlichkeit in der Volkssprache zum gegenläufigen Phänomen großräumiger Angleichung.

Es wäre zu kurz gegriffen, die Doppelformen lediglich in der Funktion einer innersprachlichen Verständnishilfe zu betrachten. So ist in der zweigliedrigen Figur auch häufig ein Sprachwechsel anzutreffen (überwiegend lateinisch-deutsch). Dabei scheint es sich im Fall des *Wendunmuth* aber weniger um die Vermittlung fremdsprachiger Lexik zu handeln, sondern mehr um eine kleinräumige, beharrlich dargebotene Demonstration deutscher Wortentsprechungen – bezogen auf die altehrwürdige Hauptsprache. Das Deutsche erweist sich auf diese Weise als lexikalisch potent. Ebenfalls kann darin der Versuch liegen, der Sammlung selbst sprachlichen Schmuck zu verleihen; Bernhard D. Haage macht bereits in den 1970er-Jahren auf eine zentrale ornamentale Funktion der Doppelform für den zeitlichen Übergang zwischen dem späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit aufmerksam.³⁶²

WU III,257 *Zauberin sol man verbrennen* hält ein Beispiel für eine mehrsprachliche Variante der Doppelform bereit, wenn von „media oder mittel“ die Rede ist. Gelegentlich tauchen diese sprachlichen Entsprechungen auch mit einem Übersetzungshinweis auf: WU II,85 *Ein Einäugigter Mönch ist ein Artzt* beschreibt die Erkrankung einer Bauertochter als „Blattern auff Frantzösisch des Broches, sonst von den Medicis Hemorroydes genennet“. Die französische Form ist in diesem Fall dem Schauplatz der Erzählung geschuldet (Lokalkolorit), während neben dem altgriechischen Terminus Technicus auch die deutschsprachige Entsprechung zum Einsatz kommt; das

³⁶¹ Günter Vogler, *Europas Aufbruch in die Neuzeit*, S. 37.

³⁶² Bernhard D. Haage: *Die Manie des mehrgliedrigen Ausdrucks in frühneuhochdeutscher Prosa*. In: *Festgabe des Deutschen Instituts der Universität Nijmegen*. Paul B. Wessels zum 65. Geburtstag, Nijmegen 1974, S. 22–40, hier 28.

Deutsche hält auch in fachsprachlichen (hier medizinischen) Belangen passende Begriffe parat.

5.2.3. Metaaspekt: Verhandlung der deutschen Volkssprache

5.2.3.1. „Von Gottes Gnaden“/ Regelhaftigkeit

Aufgrund der formalen Ausgestaltung des *Wendunmuth* besteht kaum ein Zweifel, dass Kirchhof mit dem *Wendunmuth* ein pro-volkssprachliches Programm aufführt. Auch die Umgehung catonischer Strenge durch die Wahl eines deutschen Haupttitels sowie die Botschaft, über die Volkssprache Menschen erreichen zu wollen, die sonst unerreichbar bleiben würden (WU I, Vorwort), sprechen für eine reflektierte Entscheidung bei der Sprachwahl. Nichtsdestotrotz decken die formalen Aspekte bei weitem nicht ab, was die Texte der Sammlung an Überlegungen und Bewertungen zur Volkssprache bereitstellen. Die im Vorwort von Buch I proklamierte Funktion des Deutschen als pragmatisches Mittel zur Demokratisierung von Information ist ein alter Hut, selbst wenn diese Praxis im 16. Jahrhundert eine deutlich umfassendere Dimension erfährt als davor. Ausgespart wird dabei noch, welche Qualitäten der deutschen Volkssprache per se durch das Werk zugeschrieben werden – Eignungen, die im heutigen Verständnis von Einzelsprachen außer Frage stehen, in der Diskussion und Wahrnehmung des 16. Jahrhunderts aber streitbar sind. Viele der Texte, in denen die Volkssprache mal mehr, mal weniger thematisiert wird, machen ihre Quellen explizit und verweisen auf einschlägige Gelehrte wie Johannes Stumpf, Martin Luther, Johannes Carion, Philipp Melancthon etc. Diese Autoritäten verbindet abseits ihres reformatorischen Engagements auch ihre überzeugte Anwendung und Förderung der deutschen Sprache; ihr wiederholter Einbezug macht eine positive Einstellung Kirchhofs dazu deutlich. Vor allem Johannes Stumpfs Ausführungen sind für den *Wendunmuth* in puncto Sprachreflexion zentral, wovon die zahlreichen übernommenen und modifizierten Passagen zeugen.

WU IV,155 trägt den Titel *Gott preiset seine Lieb gegen Teutschlandt* und wartet mit grundlegenden Aspekten zum zeittypischen Sprachendiskurs auf. Er steht beispielhaft für jene Texte der Sammlung, die eine Bewertung der deutschen Volkssprache in den Fokus nehmen. Was die Textanordnung betrifft, befindet sich IV,155 eingebettet in eine

thematische Kleingruppe (WU IV,147–156), die sich der Sprache im Allgemeinen widmet. Von diesem Textnest abgesehen liefert der *Wendunmuth* noch zahlreiche Einsprengsel dahingehend.

Der Beispieltext – Hermann Oesterley bescheinigt ihm keine unmittelbare Quelle – weist die im Titel behauptete Preisung der deutschen Lande durch Gott damit aus, dass die Hauptsprachen Hebräisch, Griechisch und Latein auch ausgewählten deutschen Männern einsichtig wurden (wie der Stern den Heiligen drei Königen), womit die biblischen Schriften auch hier Verbreitung und Erklärung finden konnten. Einer dieser kundigen Männer konnte dabei seine deutsche Muttersprache in eine „standthafte gewisse Regel vnd Ordnung“ überführen. Seither lässt sich das Deutsche in allen erdenklichen Formen wiedergeben: „Daß vnsern angebornen Teutschen / nun zur zeit nichts gebrißt / Dialecticè, Rhetoricè, figuratè, & ornatè zu reden [...]“³⁶³ Als eine Folge daraus genießt die heimische Volkssprache Ansehen über die Landesgrenzen hinaus. Das Epimythion führt die Andeutung einer gottgegebenen deutschen Sprache durch ein weiteres biblisches Bild in eine explizite Behauptung über. Wie Gott der biblischen Tierfigur des Esels Bileams die Sprache einflößte, so vertraute er sie auch den Deutschen an.

„Sag / wo die Menschlich Stimm her kam
Der Eselin / des Bileam? Nu. 22.
Der HERR öffnet dem Thier sein Mund /
Derselbig Gott lebt noch jetzundt /
Hat auch Teutschlandt der Ehr gegund“.

Die deutsche Volkssprache tritt als ein göttlich vermitteltes, vollwertiges Sprachsystem in Erscheinung, in dem die Künste der Disputation und der Rhetorik, überhaupt des ästhetisch geformten Wortes³⁶⁴ realisierbar sind. Die herangezogenen biblischen Bilder

³⁶³ Der Beispieltext gehört zu jenen Segmenten der Sammlung, bei denen der Erzähler selbst etwas vernommen haben will, was er nun weitertradiert. Behauptet wird hier die überschwängliche Reaktion „frembde[r] nationen“ betreffend einen ungenannten deutschsprachigen Redner. Der Erzähler lässt eine nebulöse Stimme im Sinne der Textbotschaft argumentieren und verbürgt sich dabei selbst für den vernommenen Spruch, der sich selbst im Lateinischen präsentiert.

³⁶⁴ Das Vorwort von WU I deutet die grundsätzliche Realisierbarkeit einer wohlgeformten deutschen Sprache an, indem die eigene, geleistete Umsetzung mittels Bescheidenheits-Topos relativiert wird: „Letztlich ist hierbey auch von nöten / daß E. E. meiner vngeschicklichkeit / als der ich mich züviel vnderwunden / das Latein etwa nit recht verstanden / oder ja das Teutsch nach dem zierlichsten nit

(Heilige drei Könige, Bileams Esel) autorisieren die Behauptung eines hohen Wertes der deutschen Volkssprache und steigern diese zu einem Medium gottgegebener Mündigkeit für die Bewohner der deutschen Lande. Die im Epimythion ausgewiesene Bibelstelle aus dem 4. Buch Mose ist geschickt gewählt: Die gottgegebene Sprachfähigkeit der Eselin³⁶⁵ führt in weiterer Konsequenz zum Schutz vor Schlägen durch ihren Herrn, den Propheten Bileam, aber noch entscheidender zur Segnung des erwählten Volkes. In der Huldigung der deutschen Lande wird die heimische Sprache zu mehr als einem bloßen Werkzeug zwischenmenschlicher Kommunikation erklärt – vielmehr fungiert sie als mediale Brücke zwischen Gott und dem deutschen Volk.³⁶⁶ Aber auch die Textadressaten werden nahe an das Geschehen gerückt; der Imperativ „Sag“ richtet sich als Beginn des ersten Moralverses direkt an diese und verknüpft sie so mit der Botschaft des Epimythions. Die Aufforderung, vom Ursprung der Sprechbefähigung der Eselin zu *sprechen* – mit allen Implikationen, die damit einhergehen – schließt die Textadressaten selbst in den Kreis der Mündigen ein.

Auch eine profane Lesart bietet sich an: Der Kerntext und das nachfolgende Epimythion begegnen proaktiv gängigen Vorurteilen gegen die deutsche Sprache im 16. Jahrhundert – etwa ihr (vermeintlich) limitiertes Anwendungsspektrum. Das Deutsche gilt für Gelehrte des 16. Jahrhunderts überwiegend als Sprachoption, die in schriftlicher Form lediglich didaktisch nützlich sei, insofern etwa, als man sie im Grammatikunterricht zur rascheren Erlernung des Lateinischen einsetzen könne. Referiert man dennoch auf einen deutschsprachigen Text, so herrscht eine gewisse Rechtfertigungsnot.³⁶⁷ Wird nun im *Wendunmuth* behauptet, das Deutsche könne in rhetorischen und dialektischen

außgesprochen [...] verzeihen.“ Der orale Aspekt des Aussprechens ist hier als ein umgelegtes Bild für die schriftliche Realisierung zu werten.

³⁶⁵ Die Sprachfähigkeit von Bileams Esel wird im *Wendunmuth* auch in weiteren Textstellen erwähnt, etwa in der Einleitung der Fabel WU IV,275 *Vom Müller Esel / vnd seinem Fürwitz* – sie gehört zu den wiederkehrenden biblischen Erzählausschnitten der Sammlung.

³⁶⁶ Vgl. dazu Oliver Jungen; Horst Lohnstein: *Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysius Thrax bis Noam Chomsky*, München 2007, S. 128f. Im Rahmen einer knappen Charakterisierung von Valentin Ickelsamers Grammatikwerk wird angemerkt: „Der Volkssprache wird dabei eine fast mystische Kraft zugesprochen. Sprache, so heißt es, sei die Einkleidung des heiligen, göttlichen Wortes. Wie dieses einst auf Hebräisch zu den Menschen gelangt sei, so geschehe es nun – vermittelt durch Martin Luther – auf Deutsch.“

³⁶⁷ Vgl. Wolf P. Klein, *Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit*, S. 468.

Kontexten adäquat wirken, so insinuiert die Passage nichts weniger als seinen legitimen Einsatz in der kunstvollen, regelhaften Rede und dem wissenschaftlichen Feld.

Kirchhof dringt zwar nicht tief in die Materie ein, stellt sich aber in seinen Andeutungen gezielt zeittypischen Kritikpunkten an der deutschen Sprache entgegen: Die nun geschaffene „Regel vnd Ordnung“ – es dürfte hier auf die Leistungen Luthers angespielt sein – behauptet sprachliche Vollwertigkeit. Die Volkssprache entzieht sich damit der gängigen Herabwürdigung, ‚barbarischer Natur‘ zu sein, also eine bloß beliebige Sprachstruktur aufzuweisen. Ein prominentes Beispiel für diesen Vorwurf findet man bei Conrad Celtis; in seinen an Sigismund Fusilius geschriebenen Versen – *De his quod futurus philosophus scire debeat* – behauptet er die Kultiviertheit des Lateinischen gegenüber der minderwertigen deutschen Muttersprache.³⁶⁸ Celtis sieht den kulturellen und wissenschaftlichen Aufschwung im deutschen Sprachgebiet an eine „Erneuerung des Lateins“ geknüpft, während der Volkssprache dabei keine tragende Rolle zukommt.³⁶⁹ Besagt die heutige Linguistik, dass kein einzelsprachliches System auf Willkür beruht, so lässt sich auf diesen Konsens im 16. Jahrhundert noch nicht bauen – zu eng ist das Verständnis von sprachlicher Regelhaftigkeit an eine hinreichend erfolgte Kodifizierung geknüpft.³⁷⁰ Während die etablierten Gelehrtensprachen eine dichte Tradition an abgefassten, im Umlauf befindlichen Beschreibungen ihrer Sprache aufweisen, lassen die Volkssprachen diese noch weitgehend vermissen. „Regel vnd Ordnung“ scheinen im Rahmen des *Wendunmuth* immer wieder durch, nicht nur in Kirchhofs bearbeiteten Texten: In der Druckernotiz von Buch I wird darum gebeten, etwaige Mängel „in den teutschen rytmis und der orthographi“ selbst zu verbessern. Fehler bedeuten die ungewollte Abweichung von einer festgelegten Norm; Georg Rab stellt indirekt klar, dass das Schreiben in deutscher Sprache einem (nicht näher ausgeführten) Maßstab zu folgen habe.

WU IV,155 spricht von der Regelhaftigkeit der deutschen Sprache und impliziert die Verdienste Luthers daran. Der logische nächste Schritt folgt im Verlauf desselben Satzes,

³⁶⁸ Vgl. dazu Stephan Füssel: „Barbarus sermo fugiat...“. Über das Verhältnis der Humanisten zur Volkssprache. In: Pirckheimer-Jahrbuch 1985. Bd. I: Bild und Wort. Mittelalter, Humanismus, Reformation. Hrsg. von Stephan Füssel, München 1986, S. 71–110, hier 84f.

³⁶⁹ Vgl. die Ausführungen zu Celtis bei Klaus Garber: Literatur und Kultur im Europa der Frühen Neuzeit. Gesammelte Studien, München 2009, S. 55, 686.

³⁷⁰ Vgl. Wolf P. Klein, Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit, S. 480.

wo die aufkeimende Erstellung grammatikalischer Werke bzw. deren Vorstufen angedeutet wird. Die deutsche Sprache wäre „hernach vnd mit der zeit vberal zur besserung erwachsen / gefasset / emendiret, die absurda abgeschafft / expurgirt vnd ziret / erweckt“ worden. Jene Werke, die solche Entwicklungsprozesse mitgestaltet haben, liegen heute aufgelistet vor: Friedrich Riederers *Spiegel der waren retoric* (1493), orientiert an den Schriften Ciceros – auch Kirchhof stellt diesen als Aushängeschild für normierende Sprachbehandlung in Klammer –, Valentin Ickelsamers *Teutsche Grammatica* (wohl gegen 1530 erstpubliziert), weitere Grammatiken, die bereits näher am Erscheinungsdatum der *Wendunmuth*-Bücher liegen – Albert Ölingers *Underricht der Hoch Teutschen Sprach* (1573), Joachim Bendels *Grundbüchlein* (1585) oder Johann Becherers *Synopsis Grammaticae* (1596).³⁷¹

Wie weit eine geltende Norm trotz dieser Vorstöße noch auf sich warten lässt, davon zeugt die in den Werken stark differierende Erstellung und Analyse der Sprachregeln.³⁷² Die Grammatiken sind noch stark ans Lateinische gebunden,³⁷³ so dass spätere Sprachhistoriker gar erst den barocken Justus Schottel die Auszeichnung des ersten deutschen Grammatikers verleihen.³⁷⁴ So urwüchsig und konfus diese Realisierungen heute wirken mögen, so wichtig war ihre bloße Existenz in der Argumentation für das Deutsche. Die im Beispieltext angewandten Termini des ‚Emendierens‘ und ‚Expurgierens‘ verdeutlichen den Anspruch einer Normierung, die mit Kodifizierungsarbeiten einhergehen muss. Dass die Zwillingsformel „Regel vnd Ordnung“ nicht zufällig den vorangestellten Aspekt in der Argumentation bildet, liegt aufgrund des zentralen Werts der Regelmäßigkeit auf der Hand.

³⁷¹ Eine Auflistung bestehender volkssprachlicher Grammatiken der ersten Stunde bietet Claudine Moulin-Fankhänel: *Bibliographie der deutschen Grammatiken und Orthographielehren. I: Von den Anfängen der Überlieferung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, Heidelberg 1994 (=Germanische Bibliothek, Reihe 6: Bibliographien und Dokumentationen, N.F., Bd. 4).

³⁷² Vgl. Hans Eggers: *Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche*, Reinbek 1986, S. 181.

³⁷³ Vgl. Andreas Gardt, *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland*, S. 52.

³⁷⁴ Vgl. Hans Eggers, *Deutsche Sprachgeschichte*, S. 199.

5.2.3.2. Sprachalter

Ein weiterer Baustein in der Aufwertung der deutschen Sprache liegt in der wiederholten Anspielung auf ihre lange zurückreichende Geschichte. WU IV,150 *Fürter etwas von den Namen* betont wiederholt den altherwürdigen Charakter der Volkssprache, spricht von „Vralten Teutschen Namen“ und verweist mit „Vralten / von jhnen [den alten Deutschen] hinderlassenen Brieffen vnd Schrifften“ auf nicht näher bestimmte Schriftzeugen vergangener Zeiten. Einen Verweis liefert Kirchhof auch auf den Folgetext, der volkssprachliche Versionen des christlichen Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers durch Notker III. wiedergibt. Der Kompilator folgt dabei Johannes Stumpf – er dreht lediglich die beiden Texte in ihrer vorgefundenen Reihenfolge um, bricht sie aber wiederum an denselben Stellen ab.³⁷⁵ Mit dem Titelzusatz „Anno 870“ erfolgt auch das arithmetisch verankerte Argument des Sprachalters, das hier der falschen Zuordnung der Gebetsversionen (bei Stumpf) entspricht; nicht Notker Balbulus, sondern der wesentlich später wirkende Notker III. ist für die gegebenen Versionen verantwortlich.

WU IV,153 *Von verenderung der Sprachen* liefert weitere relevante Aussagen, wenn etwa behauptet wird, Frankreich habe „vor etlich hundert Jaren noch Teutsch / doch wie zu der zeit gebräuchlich / geredt“. Kirchhof begnügt sich aber nicht damit, die Volkssprache innerhalb eines mittelalterlichen Zeitrahmens auszuweisen. Der Ursprung des Deutschen wird in biblische Zeiten rückdatiert, indem die Babel-Erzählung als dessen Geburtsstunde fungiert. Der Turmbau und seine umwälzenden Implikationen werden nicht nur in diesem Text zum Thema gemacht, sondern bekommen auch später in der Sammlung gesonderte Aufmerksamkeit (WU VI,127 *Vom Thurn zu Babel*); stimmigerweise präsentiert sich die Information der zusammengehörigen Vorgängertexte (WU VI,122–125) polyglott in lateinischer, französischer, niederländischer und deutscher Sprache.³⁷⁶

Auch die wiederholt aufgezeigte Verwandtschaft des Deutschen mit den prestigeträchtigen ‚Hauptsprachen‘ lässt die historische Dimension hervortreten.

³⁷⁵ Vgl. Johannes Stumpf: Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten / Landen vnd Völckeren Chronick würdiger thaaten beschreybung..., Zürich 1548, fol. 295v.

³⁷⁶ Festzuhalten ist damit ein weiteres Beispiel für eine implizite Textvernetzung, die entgegen einer kopfloren Setzung und Anordnung der Sammlungstexte auftritt.

Gerade WU IV,153 nutzt die Schilderung zurückliegender Umstände (hier Missstände) für die aktuelle Argumentation geschickt; ein historisches Ereignis wird rückblickend beschrieben, worauf ein Aufruf an die Gegenwart folgt. Sinngemäß wird behauptet, dass deutsche Begriffe in Urzeiten aus verschiedensten Gründen zurückgedrängt worden wären. Aus dem Wissen um dieses Ärgernis solle nun das deutschsprachige Vokabular durch eine zeitaktuelle Kodifizierung erhalten bleiben.

Kirchhof selbst plant ein sprachförderndes Projekt, das er mit *Affinitas linguarum* arbeitsbetitelt. Darin möchte er ausgewählte Analogien zwischen dem Deutschen, dem Lateinischen und dem Griechischen aufzeigen, um die historische Dimension der Muttersprache zu betonen. WU IV,150 behauptet in der eigenständigen Einleitung Kirchhofs eine gerechtfertigte Gegenüberstellung zwischen dem Deutschen und den Hauptsprachen „in Derivatione, Etymologia & Compositione“. Das auch in diesem Text angesprochene Projekt Kirchhofs bewegt sich keineswegs in einem isolierten Raum metasprachlicher Beschäftigung, sondern entspricht der frühneuzeitlichen ‚Sprachenharmonie‘, einer „Textsorte im Grenzbereich von Sprachpädagogik und früher Sprachgeschichtsforschung“, die sowohl den Fremdsprachenerwerb erleichtern als auch intersprachliche Verwandtschaften veranschaulichen soll.³⁷⁷ Der harmonisierende Anspruch liegt in der Annahme einer allen Einzelsprachen vorausgehenden Ursprache,³⁷⁸ wobei die Gleichwertigkeit der nebeneinandergestellten Ausprägungen mitschwingt – ein aufwertender Faktor für jene Volkssprachen, die sich in der Wahrnehmung der Gelehrtenwelt noch beweisen müssen.

5.2.3.3. (Pseudo-)Etymologische Reflexionen

Immer wieder nehmen die Texte des *Wendunmuth* (pseudo-)etymologische Herleitungen und Erläuterungen in ihr Programm auf: WU VI,255 *Lob vnsern Vordern Teutschen* liefert den Rezipierenden folgende Informationen:

„ES haben die alten Teutschen [...] gar wenig Schlösser /
Städte oder Festungen / die mit Mawren vmbgeben /

³⁷⁷ Andreas Gardt, *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland*, S. 72.

³⁷⁸ Vgl. dazu Wolf P. Klein: *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins*, Berlin 1992, S. 297–317.

gehabt: Sondern jhr Auffenthaltung ist in Wälden / darmit Teutschlandt der zeit vmbgeben / gewesen. Dannenher auch die Namen Nortgaw / Allgaw / Breißgaw / Krichgaw / Reingaw / Meygaw / Suntgaw / etc. Von Bergen / Wälden / dem Feldt vnd Wassern entstanden seynd: In diese vnnd dergleichen Gaw sind gewisse Zahl der Kriegßleut alle Zeit abgetheilet worden [...].“

Die Klärungen zur Namensbildung dieser landschaftlichen *nomina propria* – begründet in der ausgeprägten Naturbelassenheit der deutschen Regionen – wären für die Grundaussage des ohnehin knapp gehaltenen Textes nicht zwingend erforderlich; dennoch befindet sich dieser metasprachliche Aspekt mitten in den Ausführungen. Eingebettet ist dieses bereitgestellte Informationssegment in einen deutsch-patriotischen Text, der in ein dazu passendes Volkslied mündet. Die deutsche Sprache tritt in der Sammlung wiederholt als identitätsstiftendes Element an die Oberfläche, ohne dabei deutschtümelnd andere Nationen und deren Sprachen abzuwerten. Auch in landespatriotischem Rahmen tauchen etymologische Reflexionen auf, wenn sie der Beweihräucherung Hessens – Kirchhofs Heimatland – dienen. WU I,228 *Von den Hessen vnd jrem Nammen* nimmt eine solche Huldigung vor, indem das Lob auf die Heimat als Replik auf eine öffentliche Kritik daran auftaucht. So würde mit der lateinischen Entsprechung für *Hessen* (*hassia*) gespielt werden, die aufgrund des Gleichklangs mit dem deutschen Substantiv *Hass* (bzw. dem substantivierten *Hassen*) abwertend gebraucht werde. Den Ausführungen rund um die Namensschmähungen schickt der Text eine Herleitung vom Begriff *Hetzen* voraus; bezeugt werde diese Herkunft durch lange verstorbene Bewohner wie auch einen noch erhaltenen, jahrhundertealten Brief, der eine solche Schreibweise zeige. So leite sich der Eigenname aus den günstigen Bedingungen zur Jagd (*Hatz*) ab, eine Erklärung, die heute als überholt gilt.³⁷⁹ Kirchhofs Heimatland, das sich klanglich gut schmähen lässt, wird im Text durch ein *argumentum a nomine* im besten Sinne der Rücken gestärkt. In der ostentativen Beschäftigung mit der deutschen Sprache, die hier über die etymologische Dimension erfolgt, wird aber auch diese in ihrem Wert gefestigt. So eröffnet Kirchhof auf konkrete Weise eine Wortgeschichte, die über vage Allgemeinangaben zum hohen Sprachalter hinausgeht

³⁷⁹ Aktuell leitet man den Begriff *Hessen* mehrheitlich vom Stammesnamen der *Chatten* ab.

und damit einmal mehr den Anwurf einer sich willkürlich gebärdenden Volkssprache entkräften soll.

(Pseudo-)Etymologische Ausführungen über die Sprachgrenzen hinaus werden aber auch in Form von Sprachspielen angewandt, um Texten eine humoreske Note zu verleihen. WU I,218 *Von sechß Vollsauffen* wird mit folgender Passage eingeleitet:

„JCh glaub / das / wie mit viel andern wörtern frembder Sprachen / auch also mit dem nammen eines / der zúviel gesoffen / vnd Truncken genennt wirt / geschicht / daß es sich ansâhen leßt / als sey es von dem Latinischen wörtlein Truncus / daß ein Stock / Bloch / heißt / deriurt / vnd gezogen. Denn einen / so vom Wein oder Bier überladen / kan man niergend zú brauchen / sondern muß jhn wie ein Strock / Bloch oder Stein on alle sinn vnd vernunfft ligen lassen / er ist jederman beschwerlich vnd im Weg / darvmb man jhn muß von der Stett weghin tragen.“

Bevor ein exemplarischer Vorfall die negativen Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses vorzeigt, führt das demonstrierte Sprachspiel auflockernd zum Erzähltext hin. Ein etymologischer Zusammenhang wird (mit Augenzwinkern) dort hergestellt, wo keiner vorliegt. Noch offenkundiger im nonsense-Bereich wird die ‚Wortgeschichte‘ in WU I,124 *Einer wirt Doctor zú Bononien* angezapft. Dabei referiert eine Wirtin zum Begriff ‚Doktor‘ in bestem *dog latin*: „Doc heiß auff Englisch ein Hund / tor auff teutsch ein Narr / darauß wirt Hundsnarr / bevor / wenn sie in voller weiß schnarcken vnnd balgen wöllen.“ Kirchhof weist sicherheitshalber noch auf die Absurdität des Geschilderten hin:

„Diß letzte aber verhoff vnnd bitt ich verstendige gelelehre leut / sovil den nammen belangt / denn von keinem in sonderheit / vil weniger in gemein / sondern vmb kurtzweil willen es beschriben ist / sie wöllen es nicht in args ziehen / oder von mir auffnehmen.“

Diese Klarstellung ist ein Hinweis darauf, dass andere metasprachliche Äußerungen im Werk einen ernsthaften Hintergrund aufweisen. Darüber hinaus klingt an, dass Kirchhof auch von einem durchaus verständigen Publikum ausgeht – analog zu einer Passage in WU III,271 *Zum beschluß*: Nach Beibehalten einer französischen Textvorlage folgt ein

Vertrauensbeweis in Richtung der Rezipierenden – „es werden leut sein, die auch was können“.

5.2.3.4. Lexikalischer Reichtum

Das angekündigte Projekt der Sprachenharmonie zeugt von einer „wortorientierten Sichtweise auf Sprache“ in der Frühen Neuzeit. Das gelehrte Interesse richtet sich stark auf den Bereich der Lexik, weit weniger auf grammatische Baupläne.³⁸⁰ Wird dem Deutschen unterstellt, lexikalisch unterentwickelt zu sein, so kritisiert man es in seinem ‚Innersten‘ und spricht ihm offen den Wert einer hochwertigen Sprache ab. Über die Gattung der Sprachenharmonie versucht Kirchhof zielsicher, mögliche Bewertungsschiefen in Form einer komparativen Auflistung auszugleichen;³⁸¹ das Deutsche soll in seinem lexikalischen Bestand mit den ehrwürdigen Hauptsprachen in harmonischem Einklang bzw. gegenseitiger Verwandtschaft präsentiert werden.

Das frühneuzeitliche Verlangen nach nennbaren Zahlen macht sich auch in diesem Rahmen bemerk- und nutzbar; 2718 Begriffe will Kirchhof für sein geplantes Projekt den durchgesehenen Werken entnommen haben und aufgelistet zu Papier bringen. Damit schickt er eine Zahl ins Rennen, die weit über den kursierenden Einschätzungen jener Zeit zum Wortbestand liegt.³⁸² Zum Vorschein gekommen ist Kirchhofs Harmonisierungsversuch bislang nicht – sofern er überhaupt geplant und realisiert wurde. Entscheidend für die Argumentation im Text ist ohnehin nur, dass eine hohe Zahl an vorhandenen Begriffen behauptet wird, die einen stattlichen lexikalischen Gehalt des Deutschen quantifiziert belegen soll.³⁸³ Die formale Realisierung der Wortvielfalt durch synonyme Doppelformen – binnen- oder intersprachlich – bezeugt komplementär dazu das Interesse Kirchhofs, die deutsche Sprache in ihrer lexikalischen Stärke unter Beweis zu stellen. Dieses Bestreben zeigt sich weiters darin, eine Vielfalt an stehenden

³⁸⁰ Vgl. Wolf P. Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 297.

³⁸¹ Vgl. ebda., S. 302.

³⁸² Vgl. Wolf. P. Klein, *Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der Frühen Neuzeit*, S. 469.

³⁸³ Wie schwierig es trotz wissenschaftlicher Zugangsweisen und Hilfsmittel noch in heutigen Zeiten ist, den lexikalischen Reichtum einer Sprache valide zu benennen, davon berichtet Wolfgang Klein: *Von Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes*. In: *Reichtum und Armut der deutschen Sprache*. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Hrsg. von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung [u.a.], Berlin; Boston 2013, S. 15–55.

Wendungen – festen polylexemen Einheiten – zum Ausdruck zu bringen. Eine Flut an deutschsprachigen Phraseologismen und bildhaften Umschreibungen wird demonstriert, aber auch explizit als Bestandteil der deutschen Sprache zum Thema gemacht: WU I,252 *Von einer andern Lügen* liefert eine ganze Armada an bildlichen Wendungen, die allesamt den Akt des Lügens ausdrücken sollen:

„MAncherley art ist bey vns Teutschen verdeckt vnd hõflich das liegen zũ nennen: Als vnder die Tauben schiessen / in Schweidler greiffen / juncker Bernhart rauffen / vnder der nasen sich kratzen / sich fidern / sich streichen / auff dem Sims gehen / das Beiheln zũ weit werffen / den Daumen regen / etc. vnd sich versteigen.“

Diese vielfältigen und als höflich bezeichneten Umschreibungen desselben Kommunikationsvorgangs finden noch im 19. Jahrhundert in der exakten Wortfolge Eingang in die praxisorientierten, lexikographischen Ausführungen von Daniel Sanders – Kirchhofs *Wendunmuth* wird dabei als Quelle ausgewiesen.³⁸⁴

5.2.3.5. Literarisches Potenzial

Der *Wendunmuth* legitimiert allein durch die bereitgestellten Textgattungen in der Sammlung ein breites skriptorales Anwendungsspektrum für die deutsche Volkssprache. Ein Beispiel dafür, dass auch die aufbotenen Metainformationen für eine breite Anwendung eintreten, liegt in der ausgedrückten Eignung für genuin literarische Textsorten. Kirchof räumt dem ästhetisch geformten Wort grundsätzlich einen hohen Stellenwert ein, so in WU VI,108 *Q. Fabii Maximi dissuasoria & dehortatoria Oratio*, wo das Epimythion unter anderem folgende Verse bereitstellt:

„Fürwar ein wolgestalte Red /
Jst Gotts Gab / die eim Mann wolsteht.
Vorab wenn sie gezieret ist /
Mit Emphasi vnd Flosculus.“

³⁸⁴ Vgl. Daniel Sanders: Deutscher Sprachschatz. Geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks; ein stilistisches Hilfsbuch für jeden Deutschen Schreibenden. Nachdr. der Ausg. Hamburg 1873–1877. Bd. 1: Systematischer Teil, Tübingen 1985 (=Lexicographica, Series Maior 6), S. 491. Zum Thema gemacht wurde das Beispiel außerdem bei Albrecht Classen, Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts, S. 94.

Die schöne Rede – hier im Feld der Rhetorik angesiedelt – wird von Gott vermittelt und soll durch den Menschen in ihren Techniken und Eigenheiten angewandt werden. Kirchof endet das Epimythion noch mit der Warnung, sie aus den falschen Motiven heraus zu betreiben. Die Zunge als „deß Hertzens Dolmetsch“ (WU VI,109 *Defensiuua Oratio Scipionis*) ist Verantwortungsträger und damit der Moral verpflichtet. So liefert Kirchof selbst im *Wendunmuth* genügend Versuche ab, seine moralischen Unterweisungen in Form von lyrischen Zeilen zu realisieren – überwiegend als deutschsprachige Epimythia.

Er schöpft ebenfalls aus historischen Dichtungen und macht die Entlehnungen kenntlich, wie etwa durch den Titel *Comportament von etlichen feinen Sprüchen vnd Rithmis der Alten / etwas gebessert* (WU IV,177–181); übernommen ist dabei unter anderem ein Versspruch aus Martin Luthers Tischreden (WU IV,180 *Von Vnart der Gottlosen Welt*). Auf alte, undefinierte Quellen verweist Kirchof auch bei seinen knappen Auszügen aus dem Artus-Stoff (WU II,22 *Von Kônig Artus Hoff / Ritterspiel / vnd der Ehebrecher Brücken*), wobei die sprachliche Verfasstheit dabei nicht zum Thema gemacht wird. Explizit taucht die volkssprachliche Option hingegen anhand der Kleinepik auf, die durch die geforderte Übersetzung der *Fazetien* Heinrich Bebels (Buch I, Vorwort) zum Ausgangspunkt der Sammlung überhaupt wird. Die deutsche Sprache wird als geeignet erachtet, kleinepische Klassiker in einer angemessenen Form unter das Volk zu bringen.

Zur unterrepräsentierten Hauptgattung des Dramas äußert sich WU V,225 *Von Comoedien vnd deren nutzen*. Wenngleich Hermann Oesterley keine Quelle dafür ausweist, entspricht der Text zum überwiegenden Teil einem Abschnitt aus Luthers *Tischreden* – großteils sogar im Wortlaut.³⁸⁵ Darin wird die Sinnhaftigkeit von Komödienaufführungen in Schulen geschildert; die gelebte Praxis des protestantischen Schultheaters, inszeniert „in den Aulen der Schulen, Kollegien und Universitäten“³⁸⁶, bietet den realhistorischen Hintergrund. Zum einen werden der sprachliche und gestische Ausdruck geschult („sprachdidaktische Veranstaltung“)³⁸⁷, zum anderen sollen

³⁸⁵ Martin Luther, Weimarer Ausgabe. Abt. 2: Tischreden. Buch 1, S. 430–432 (Nr. 867).

³⁸⁶ Norbert O. Eke: *Das deutsche Drama im Überblick*, Darmstadt 2015, S. 24.

³⁸⁷ Jürgen Leonhardt: *Latein. Geschichte einer Weltsprache*, München 2011, S. 225.

jungen Menschen zu einer tugendhaften Lebensführung animiert werden, indem das Stück dem Publikum als Spiegel dient.³⁸⁸

„Erstlich giebt es eine feine Vbung in der Lateinischen Sprache / vnd die Comoedianten, interlocutores vnd Personen / lernen fein kurtz / zierlich reden [...]. Zum andern / daß in Comoedien / sie sein Lateinisch oder Teutsch / fein künstlich ertichtet [...].“

Nachdem eine Lanze für das wohlgeformte Latein gebrochen wird, das den Figurendarstellern, den Conférenciers und dem Publikum zukommen soll, tritt die Option deutschsprachiger Komödien auf den Plan. Das theaterhistorisch relevante Schuldrama des „konfessionellen Zeitalters“ fußt auf bereits im Mittelalter praktizierten dramatischen Aktivitäten an Schulen, erfährt mit dem 16. Jahrhundert aber seine größte Bedeutung und vor allem eine feste Verankerung im Rahmen des Curriculums – gerne unterstützt vom ortsansässigen Adel oder dem Landesherrn selbst.³⁸⁹ Die darin immanente Funktion des lateinischen Sprachtrainings lässt für deutschsprachige Aufführungen zunächst kaum Raum, was sich im Laufe des Jahrhunderts über die realisierten Bibeldramen zumindest etwas auflockert. Nichtsdestotrotz sind deutschsprachige Stücke bzw. Übertragungen lateinischer Stücke ins Deutsche umstritten, gar „in etlichen Schulordnungen [...] verpönt“³⁹⁰; im Traditionsstrang des Jesuitendramas, dem gegenreformatorischen Pendant, finden sogar ausschließlich lateinische Stücke Anwendung – lediglich deutschsprachige Periochen sind erhalten.³⁹¹

Das Bekenntnis zur deutschsprachigen Komödie im Beispieltext wirkt beiläufig und ist leicht zu übersehen, doch folgt genau diese Information nicht dem Ausgangstext Luthers. Der Vorlagentext antwortet auf Johannes Cellarius' Frage, ob die Aufführung einer Komödie des Terenz (am Beispielfall einer schlesischen Schule) angebracht sei –

³⁸⁸ Der zweite Punkt wird analog dazu durch WU VII,4 *Philippi Melanctonis, piae memoriae. Lob vnd Nutz der Apologen* bestärkt, wo der dramatischen Gattung der Komödie ein moralischer Mehrwert eingeräumt wird.

³⁸⁹ Vgl. Herbert A. Frenzel: *Geschichte des Theaters. Daten und Dokumente 1470–1840*, München 1979, S. 132.

³⁹⁰ Frédéric Hartweg: Schuldrama. In: *Theaterlexikon. Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles*. Hrsg. von Manfred Brauneck [u.a.], Reinbek ³1992, S. 839–843, hier 841. Am Beispiel des produktiven Dramatikers Christian Weise lässt sich im Folgejahrhundert bereits anderes berichten; dieser verfasst seine für den schulischen Rahmen konzipierten Stücke in deutscher Sprache und legt in seiner Rektorenfunktion am Gymnasium Zittau die Volkssprache für den allgemeinen Unterricht fest.

³⁹¹ Vgl. Norbert O. Eke, *Das deutsche Drama im Überblick*, S. 26.

immerhin habe sich bereits Widerstand dagegen formiert. Luthers Antwortzeilen zielen darauf ab, Entwarnung zu geben; das Aufgreifen einer solchen heidnischen Komödie wäre unproblematisch und sogar als nützlich zu werten. Kirchhofs vorgenommener Einschub bringt die potenzielle Aufführung volkssprachlicher Stücke erst ins Spiel – eine knappe Erweiterung der Textbotschaft, die im Rahmen der Diskursvermittlung durch die Sammlung aussagekräftig ist. Ein optionales Nebeneinander von lateinischen und volkssprachlichen Dramenkomödien wird aktiv bejaht.³⁹²

Kirchhof macht im Werk nicht nur auf fremde Stücke aufmerksam, sondern reklamiert sich auch selbst in den Kreis deutschsprachiger Dramatiker: Im Vorwort zu Buch VI berichtet er von einer Auftragsarbeit, die er für den hessischen Landgrafen Wilhelm erledigt habe – eine Dramatisierung der biblischen Erzählung des ‚Verlorenen Sohnes‘. Achtzehn weitere Stücke will er erstellt haben. Mit diesem Wink suggeriert der Kompilator seine eigene Popularität und fördert zugleich das deutschsprachige Drama, indem er den Wunsch des politischen Machthabers danach zum Ausdruck bringt.

Die Kompilation erweist sich als ein stringenter Anwender und Fürsprecher der deutschen Volkssprache, was sich in ihrer sprachlichen Anlage (Anwendung in unterschiedlichen Textgattungen, wiedergegebene binnensprachliche Varianten, Sprachwechsel zur Schonung des Deutschen) und in vermittelten Informationen durch die Texte zeigt. Kirchhof forciert das Deutsche proaktiv (*equity* statt *aequality*), um ein Nebeneinander an Latinität und Volkssprachlichkeit im Rahmen seriös verstandener Buchprojekte zu bekräftigen.³⁹³ Doch nicht nur der lateinisch-deutsche Weg wird begrüßt, auch andere Volkssprachen werden punktuell angewandt und thematisiert; der pro-deutschsprachige Kurs wird bei Kirchhof somit auch nicht zu Lasten anderer Einzelsprachen unternommen, wie es in der folgenden Barockepoche öfter der Fall ist.³⁹⁴ Der *Wendunmuth* steht mit seinen Bemühungen zur Förderung des Deutschen an

³⁹² Dass schon vor der Barockepoche Spuren poetologischer Überlegungen zur deutschen Volkssprache anzutreffen sind, davon zeugt der rätselhafte Fall des Johann Engerd (vgl. Jan-Dirk Müller: Volkssprachliche Anacreontik vor Opitz? Johann Engerd und seine Experimente zur deutschen Metrik. In: Die Frühe Neuzeit. Revisionen einer Epoche. Hrsg. von Andreas Höfele [u.a.], Berlin; Boston 2013 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 40), S. 303–330).

³⁹³ Zum Aspekt zweigleisiger Sprachenförderung in der Frühen Neuzeit vgl. Jürgen Leonhardt: Latein, S. 195f.

³⁹⁴ Eine adäquate Beherrschung von Sprache tritt als betonte menschliche Tugend in den Fokus. WU II,24 *Ein kurtzer Begrieff von Caroli Magni, weilandt Römischen Keyzers / Person vnnd Leben...* preist die

der Schwelle zu den sprachpatriotischen Tendenzen des Folgejahrhunderts, die mit den aufkommenden deutschen Sprachgesellschaften bereits über klar umrissene institutionelle Autoritäten verfügen. Argumentatives wird in der Sammlung (zielgerichtet) angedeutet und erhält erst im Barockzeitalter eine klare Kontur, vor allem aber einen polemischen, Partikularinteressen folgenden Charakter – dieser zeichnet sich im *Wendunmuth* in keiner Weise ab.

Die deutsche Sprache wird im *Wendunmuth* nicht nur durch ihre konkrete Anwendung autorisiert, sondern auch ihre geschickt eingewobene, positive Thematisierung. Die Sammlung legt offen, dass populäre Kompilationsschriften einen Kanal abseits der eigentlichen Gelehrtenwelt bilden konnten, um zeitaktuelle Diskurse zu demokratisieren und dabei meinungsbildend zu agieren. Dass eine solche ‚unprofessionelle Einmischung‘ nicht uneingeschränkt auf Akzeptanz stößt, wird vor allem in den Vorworten der Sammlung laut – Kirchhof nutzt die geschilderte Kritik kokett zur weiteren Autorisierung des Werkes.

polyglotten Kenntnisse und Fertigkeiten Karls des Großen an; der Regent „hette [...] eine klare verstendige Stimm / wolgespräch / vollkommene Rede / vnnd tråffliche Gedächtnus / Lateinische sprach kont er wol reden / noch zierlicher schreiben / Griechische sprach verstund er wol / Jtalischer vnd Gallischer Zungen fårtig / als der angeborenen Teutschen“. Sprachliches Unvermögen wird vor allem in den Fazetien-Texten der Sammlung kritisiert, wobei für die einschlägigen Figuren in der Regel Spott oder Nachteil entsteht.

6. Conclusio

Mit dem programmatischen Unterbau von *Pluralisierung und Autorität* wurde ein zielführender Weg eingeschlagen, Hans W. Kirchhofs frühneuzeitliche, heterogene Textsammlung *Wendunmuth* (1563/1602/1603) systematisch zu erschließen. Die beiden Leitbegriffe in ihren Bezüglichkeiten und Implikationen brachten die Notwendigkeit mit sich, das Forschungsobjekt in seinen spezifischen Eigenheiten und denen seiner Entstehungszeit zu betrachten – ein ahistorischer Blick auf die Kompilation ließ sich damit von vornherein ausschließen. Durch den gesetzten Fokus auf zeitaktuell geschaffene Optionen der Werkgestaltung (formal und inhaltlich-diskursiv) konnte der *Wendunmuth* auch in seinen innovativen Aspekten wahrgenommen werden. Diese waren bislang überwiegend von einem Bild des Bewahrens und Wiederverwertens überdeckt worden (Schwankkompilatoren als Vermittelnde einer konservativen Weltsicht). Gleichzeitig konnte der gewählte Ansatz davor bewahren, an einer Weiterschreibung von Fortschrittserzählungen im Sinne einer teleologischen Sicht auf die Weltgeschichte zu partizipieren. Der Blick auf angezapfte Autoritäten und Autorisierungsmaßnahmen in ihren vielfältigen Bezüglichkeiten zu Phänomenen der Pluralisierung wirkt einer solchen Interpretation entgegen.

Die Schwierigkeit jeder Epoche, in ihrer inneren Gegensätzlichkeit zu ‚bestehen‘, lässt sich anhand der Textsammlung *Wendunmuth* mithilfe der gewählten Leitbegriffe erkennen. Überhaupt scheinen Pluralisierungsvorgänge ohne das Auftreten von Autorität bzw. die Anwendung autorisierender Strategien nicht denkbar zu sein. Jeder vorfindbare, gesellschaftlich geschaffene Pluralismus gründet auf einschlägigen Akten der Autorisierung, wobei nur eine laufende Behauptung zur Akzeptanz im Spektrum der möglichen Wege verhilft. Darin liegt jenes synchrone Momentum der beiden Leitbegriffe, das sie füreinander unentbehrlich macht. Das exemplarische Zurschaustellen einer Auswahl von autorisierenden Strategien im *Wendunmuth* lässt erahnen, wie komplex sich publizierte Schriften mit der Vermehrung von Denkmustern und den Möglichkeiten einer skriptoral verfremdeten Darstellung der Lebenswelt arrangieren, in welchen Modi sie selbst eingreifen und damit letztlich gestaltend einwirken.

In der Beschäftigung mit Pluralisierungsvorgängen liegt immer eine pragmatische Grenzziehung vor, die es ermöglicht, differenzierte Zugänge als solche zu vergegenwärtigen. Je nach Forschungsanliegen können grobe Positionsunterschiede, aber auch lediglich in Nuancen zu trennende Wege nachgezeichnet werden. Die Programmatik von *Pluralisierung und Autorität* fungiert darin als ein Fingerzeig an die Forschung, aufgebotene Modelle nicht als absolute statische Größen zu begreifen, sondern sie als Verständnishintergründe und methodische Ankerpunkte anzuerkennen; gerade im heuristischen Spielraum liegt Potenzial für kommende Antworten bereit.

Da mit dem *Wendunmuth* ein konkurrenzfähiges Buchprodukt (eine Kaufoption) am kommerziell ausgerichteten Buchmarkt der Frühen Neuzeit zu betrachten war, spielten im Hinblick auf *Pluralisierung und Autorität* gerade Strategien der Selbstautorisierung³⁹⁵ eine zentrale Rolle. Hätte sich der Fokus lediglich auf die Spuren vertretener Diskurse in den Texten gerichtet, so wären Aspekte der Eigeninszenierung weit weniger im Vordergrund gestanden. Auf diese Weise verdeutlicht die Beschäftigung mit der Sammlung zunächst eine zentrale Unterscheidung im Modus der Autorisierung: Auf der einen Seite bringt das Werk Informationen und Stellungnahmen zu Weltanschauungen, Wertvorstellungen und konkreten Streitpositionen aufs Tapét, auf der anderen Seite zeigen sich Maßnahmen des Buchprodukts, sich selbst vorteilhaft zu präsentieren. Ersteres wurde für den *Wendunmuth* anhand der beiden diskursiven Fallbeispiele für Pluralisierung (metaphysische Ständeordnung, Bewertung der deutschen Volkssprache) aufgegriffen, Letzteres anhand verschiedener (para-)textueller Strategien festgehalten.

In der frühneuzeitlichen *Pluralisierung der Paratexte* liegt eine augenscheinliche Ausweitung autorisierender Kanäle – spezifiziert als Autoritäten der Form – innerhalb des Mediums Buch vor. Diese Kanäle tragen vorrangig das Potenzial in sich, das Werk, an dem sie teilhaben, zu stützen. Die Ausweitung der Paratexte eröffnet demnach nicht

³⁹⁵ Der Begriff der *Selbstautorisierung* wurde in diesen Ausführungen bewusst gewählt, um einer oft fehlenden terminologischen Unterscheidung zur Autorisierung konkreter Positionen und Inhalte entgegenzutreten. Ein Positivbeispiel dazu bietet Tobias Bulang: Überbietungsstrategien und Selbstautorisierung im „Onomasticon“ Leonhard Thurneyssers zum Thurn. In: *Aemulatio*, S. 699–730; auch der Romanist David Nelting gehört zu jenen Forschern, die begrifflich explizit zwischen Fremd- und Selbstautorisierung unterscheiden (vgl. David Nelting: „je m’adonnay à l’imitation des poètes Italiens...“. Texttraditionelle Aspekte poetischer Selbstautorisierung in der Frühen Neuzeit. In: *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Hrsg. von Franz Lebsanft [u.a.], Göttingen; Bonn 2015 (=Sprache in kulturellen Kontexten, Bd. 2), S. 359–376.

nur die Möglichkeit, im Werk dargelegte Positionen verstärkt zu autorisieren, sondern stärkt ebenso das Buchprodukt in seiner Außenwirkung. Dieses buchgeschichtliche Phänomen bildet in der Bezüglichkeit der Leitbegriffe eine Pluralisierung von Autorität. Die zusammengetragenen Texte, Modifikationen, Übersetzungen und Eigenbeiträge, die der *Wendunmuth* zur Verfügung stellt, werden als Buchprodukt einem nun marktwirtschaftlich ausgerichteten Buchmarkt überantwortet – sie treten in ihrer neuen Komposition in direkte Konkurrenz zu weiteren Produkten, die denselben Markt bespielen und mittragen. Diese veränderten Voraussetzungen – verglichen mit einer quantitativ stark limitierten Praxis mittelalterlicher Handschriftenproduktion sowie einem klarer umrissenen Kreis an Abnehmenden – zeichnen sich in den Begleittexten des Werkes ab: Auf der einen Seite nutzt der *Wendunmuth* jene Paratexttypen, die bereits durch den Einsatz in mittelalterlichen Schriften ihren Einfluss geltend machen konnten. Angedockt wird dabei an ihre formale Autorität, die sich durch ihr häufiges Auftreten stetig zu revitalisieren hat. Der *Wendunmuth* nutzt dafür Widmungsvorworte, Kolummentitel, Zwischentitel, Einzeltextüberschriften, Marginalien, Kustoden und Register. Auf der anderen Seite kommt mit dem elaborierten Titelblatt ein frühneuzeitlich-paratextuelles Phänomen zur Anwendung, das sich als Werktitel (Haupt- und Nebentitel), Verfassersname, Motto und Impressum ausdrückt.

Vor allem im Einsatz der *Mottos* beweist der *Wendunmuth* Innovationsgeist, da dieser Paratexttypus davor im Wesentlichen dem Medium der Flugschrift zuzuordnen ist – in Buchpublikationen bleiben derlei Leitsätze bis dahin aus. Der vollzogene Medientransfer bedeutet für die Sammlung selbstautorisierendes Potenzial: So wird in der Übernahme der *Mottos* eine Assoziation zum rasch und unkompliziert konsumierbaren Medium der Flugschrift hergestellt, die auch mit der ‚romantisierten‘ öffentlichen Rezeptionssituation in Einklang steht; die Widmungsvorworte aktivieren diese vor dem geistigen Auge. Die Verklammerungsfunktion leitender Sprüche bietet sich gerade für eine umfangreiche, vielgesichtige Kompilation an, wie der Verfasser des Titelblattes erkannt hat; auf einfachem Weg wird eine gemeinsame Richtung vorgegeben, eine Bezüglichkeit zwischen den Texten hergestellt. Die Sammlung trägt durch ihren Mottoeinsatz dazu bei, die Pluralisierung des Paratextspektrums für das Buchmedium voranzutreiben; als taufische Option im Rahmen einer selbstautorisierenden Begleitung legt der *Wendunmuth* vor, was in Folgezeiten Schule

machen wird – der Paratexttypus des Mottos wird mit steigendem Gebrauch zum „autoritätsrelevant[en]“³⁹⁶ Instrument in der Gestaltung von Buchpublikationen.

Eine zentrale Aufgabe der Begleittexte des *Wendunmuth* liegt in der *De-Auratisierung* des vorliegenden Buchproduktes. Vieles wird an die Rezipierenden in einer Weise vermittelt, die das Kompendium als ein möglichst greif- und nachvollziehbares Objekt erscheinen lassen soll. So wird der *Wendunmuth* in seiner Genese, Zusammensetzung und Aufbereitung fernab von allem Nebulösen und Unüberprüfbareren wahrgenommen. Eindringlich wirkt dabei der Nebentitel: Das jeweils ausgewiesene Buch wird als Teil einer Buchreihe verortet, wobei die Anzahl der enthaltenen Texte arithmetisch ausgewiesen wird. Es folgen grobe Gattungsbestimmungen, Übersetzungshinweise, die Erwähnung der begleitenden Kommentare sowie der Hinweis auf die Aktualität des Gebotenen im Hinblick auf konkurrierende Werke. Dabei tritt die enumerative Anlage ins Blickfeld, die in frühneuzeitlicher Manier die bereitgestellten Informationen listengleich zur Verfügung stellt. Der mit dem Nebentitel syntaktisch verbundene Verfassersname legt die für die Kompilation verantwortliche Person offen, wobei eine fakultativ vorgebrachte Zusatzangabe ihren gehobenen Professionsstand und den Ort ihres Wirkens ausweist.³⁹⁷ Aber auch der Rest des Titelblattes trägt zur De-Auratisierung des Werkes bei: Der Haupttitel gibt der Kompilation einen griffigen, leicht memorierbaren Namen und lässt erste Schlüsse zur Sammlungsausrichtung zu, während das zwischengeschaltete Titelblattmotto die Ansammlung an Texten für jedes der Bücher unter einen Leitgedanken stellt; die Kompilation wird mit den gewählten Bibelziten untrüglich im christlichen Kosmos verortet. Das Impressum sorgt mit seinen Formalangaben (Ort, Drucker/Verleger, Jahreszahl) für eine Optimierung in der Kennzeichnung auf dem Buchmarkt.

Die Präsenz der ‚Buchszene‘ in den Paratexten – betreffend die geteilten Arbeitsschritte in der Herstellung, den Vertrieb wie auch das eindringliche Bemühen, die vorliegenden Beiträge als Bestandteile eines Buchprodukts präsent zu halten – bildet einen weiteren Aspekt der De-Auratisierung. Dabei drängen sich vor allem die

³⁹⁶ Der Begriff *autoritätsrelevant* wurde entnommen aus Andreas Höfele: Zur Einleitung. Pluralisierung, Autorität und ein Fallbeispiel. In: Die Frühe Neuzeit, IX–XX, hier IX.

³⁹⁷ Analog dazu steht die gedruckte Signatur Kirchhofs am Ende der auktorialen Widmungsvorworte.

Widmungsvorworte der Sammlung in den Vordergrund: Im Sinne des „hyper-protected cooperative principle“ (Mary L. Pratt) werden die aufgebauten Texte eindringlich in einem System sichtbar gemacht, das fixe Spielregeln der beteiligten Akteure in definierten Anwendungsbereichen aufweist und damit eine gewisse Qualität für das Produkt sicherstellen soll. Der kommerzielle Buchmarkt des 16. Jahrhunderts bildet ein frisch etabliertes Feld, als dessen integrativer Bestandteil sich Werke ostentativ ausweisen. So streut der *Wendunmuth* vor allem in den Widmungsvorreden Fachvokabel und einschlägige Phrasen ein, die in Summe den Weg einer Schrift von ihren Anfängen bis zur allgemeinen Zugänglichkeit in grober Weise nachzeichnen. Analog dazu lässt sich die Druckernotiz von Buch I begreifen, bei der die Sammlung im Rahmen einer präventiven Entschuldigung für etwaige Fehler als Teil der nahenden Buchmesse ausgewiesen wird – der institutionellen Autorität des Buchmarktes schlechthin.

Das mit der Frühen Neuzeit technisch reproduzierbare Werk (Walter Benjamin) macht keinen Hehl daraus, möglichst unter das Volk gebracht werden zu wollen; die Adressierung erfolgt an all diejenigen, die das Werk aufnehmen können und wollen. Viele der auftretenden sprachlichen Doppelformen zielen in ihrer synonymen Bedeutung auf eine Verständlichkeit in unterschiedlichen deutschen Sprachregionen ab. Der *Wendunmuth* wird nicht als ein Produkt beschrieben, das in einer Nacht- und Nebelaktion entstanden ist. Auch die generierte Erwartungshaltung bei den Rezipierenden via Haupttitel und Mottos liefert den Eindruck einer Verständigung und Verständlichmachung in Richtung Publikum. Kirchhof liefert einen eingängigen Werktitel, der an der Oberfläche Leichtigkeit proklamiert – eine kurzweilige Zeit mittels bereitgestellter Lektüre. Der Begriff lässt jedoch mehr an Deutungsspielraum zu; der im Satznamen enthaltene Imperativ mag sich auch an das Publikum selbst richten – dieses möge seinen Trübsinn wenden. So lässt sich das Ablegen der Melancholie einerseits durch die bereitgestellten Texte bewerkstelligen, andererseits als eine grundsätzliche Forderung an die Gemüter der Rezipierenden verstehen – eine rechte Aufnahme der Sammlungsinhalte scheint in dieser Lesart überhaupt erst an gegebene Fröhlichkeit geknüpft zu sein. Dem Melancholiker der Frühen Neuzeit wird nachgesagt, als Teil des teuflischen Inventars der göttlichen Ordnung entgegenzustehen, wie der *Wendunmuth* selbst zu bedenken gibt. Die Aufforderung zum Ablegen der Traurigkeit lässt sich damit

als eine einfache Chiffre lesen, in den textuell realisierten Spiegel der Sammlung nur mit der rechten Aufnahmebereitschaft zu blicken. Wie heikel eine Rezeption unter falschen Voraussetzungen sein kann, schildert Kirchhof im Vorwort von Buch VI, wo er Mitbürgern, die sich mit der Sammlung vertraut gemacht haben, das Einfügen falscher Inhalte beim öffentlichen Vortrag der Texte vorhält.

Eine zentrale Strategie der Selbstautorisierung liegt in der Schaffung und Demonstration *interner Bezüglichkeiten*. Diese sollen dem Anschein eines willkürlichen Einsatzes und einer kopflosen Platzierung an Texten entgegenwirken – ein Eindruck, der durch eine vereinfachte Zugänglichkeit und Vergleichbarkeit heterogener Quellen entstehen könnte. Interne Verweise erfüllen die Aufgabe, das Geflecht an Texten im *Wendunmuth* zu kräftigen und die Kompilation so nicht als ein *mixtum compositum* zu präsentieren. Wiederum wurde ein guter Teil dieser Anwendung im Bereich der Paratexte realisiert: Die Zwischenüberschriften aus Buch I demonstrieren eine komplementär angelegte Gliederung der gesammelten Texte, indem einerseits der weltliche, andererseits der geistliche Stand im Fokus steht. Da weitere Zwischenüberschriften ausbleiben, lässt sich die restliche Gliederung auf der Ebene der Einzeltextüberschriften wahrnehmen. In diesen (den Texten näherstehenden) Charakterisierungen findet sich eine Vielzahl an expliziten wie impliziten Verweisen – diese referieren auf weitere Texte der Sammlung bzw. weitere Einzeltextüberschriften. Meistens wird auf die direkte Nachbarschaft abgezielt, im überwiegenden Fall gleich auf den vorangegangenen Einzeltext. Damit wird eine Form interner Bezüglichkeit für die Rezipierenden sichtbar gemacht, die für Kompilationen jener Zeit häufig wahrnehmbar ist: Die Textanordnung erfolgt nach Textnestern, die sich anhand gewählter Kriterien als solche konstituieren. Im Verzicht auf eine übergeordnete Ebene an Zwischentiteln übernehmen die Einzeltextüberschriften – für heutige Maßstäbe ‚unelegant‘ – die Aufgabe der thematischen Verklammerung. Dieselbe Verweisform lässt sich aber auch in den Texten selbst feststellen, wo gerne noch in knappen Bemerkungen auf den Referenztext angespielt wird. Im Gegensatz zur überschriftlichen Verweisform werden hier auch Klammern gesetzt, die über die Textnachbarschaft hinausgehen und damit ein weitläufigeres Verweissystem konstituieren. Die Bezugnahmen reichen dabei mitunter über den Rand des jeweiligen Buches hinaus und schaffen somit eine Verklammerung der *Wendunmuth*-Bücher, die abseits von Titelblatt und Kolummentitel ersichtlich wird.

Ausgewiesen werden die Referenztexte mal mehr, mal weniger genau – auffindbar sind sie in den meisten Fällen.

Im Zusammenhang mit den hochfrequent auftretenden, internen Verweisen steht eine Strategie der Selbstautorisierung, die den *Wendunmuth* klar von den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts absondert: den Hang zur *Metafiktion*. Kirchoff setzt viel daran, die Rezipierenden in dem Bewusstsein zu halten, sich in einem Rezeptionsakt erstellter Texte innerhalb einer Buchpublikation zu befinden. Ein längerfristiges Abgleiten in die Erzählte Welt wird dabei mit einer bemerkenswerten Beharrlichkeit unterbunden. Im Unterschied zum gepflogenen metafiktionalen Einsatz in der romantischen Epoche ist dabei kaum von einem ‚Spiel‘ mit den Rezipierenden auszugehen, ebenso wenig von einer intendiert angestoßenen Reflexion über die Mechanismen und Möglichkeiten von Fiktionalität. Die metafiktionale Einschläge des *Wendunmuth* sind pragmatisch motiviert; es handelt sich dabei um eine durchwegs präsent gehaltene Begleitung der Rezipierenden durch den Kompilator. Kirchoff verbleibt nicht dabei, sein Publikum über die Paratexte oder die selbstverfassten Epimythia an die Hand zu nehmen – auch die Kerntexte selbst halten seine Stimme präsent. Wie den Kontexten der gewählten biblischen Mottos zu entnehmen ist, spielt das Zügel-Motiv eine wesentliche Rolle im Rahmen des Rezeptionsvorgangs: Tatsächlich ist die Sammlung von protestantisch grundierten, moralisierenden Implikationen durchsetzt, die Kirchoff in kontrollierter Form an sein Publikum richtet. Die metafiktionale Komponente bildet dabei das Werkzeug der Wahl, um die Aufnehmenden an den Zügeln zu halten. Im Sinne der Eindringlichkeit stellt Kirchoff wiederholt klar, dass der Ich-Erzähler mit ihm selbst (als Kompilator) gleichzusetzen sei.³⁹⁸ Zwar tritt technisch gesehen bloß eine Erzählerfigur mit eben diesem Namen auf, doch wird das Wissen der Rezipierenden um den Namen des Kompilators – sichergestellt

³⁹⁸ Deutlich zu sehen ist eine solche Gleichsetzung bei WU II,43 *Von Kónig Heinrich 2. zu Franckreich*: „vnnnd Jch ein Heß Hans Wilhelm Kirchoff“. Weiters bestärkt diesen Einschlag die immer wieder angebrachte Information, dass gerade der Verfasser des Werkes spreche. Als noch ausständiges Beispiel dafür dient WU I,134 *Von einem Doctor*: Beim Einführen der Figuren eines Textes, der von einer inadäquaten Danksagung auf eine fürstliche Weinspende erzählt, wird „von einem Doctor / der mit vns / nemlich Martin Schirmern von Cassel / Michael Rogier / vnd mir Schreiber dieses Büchs / über Tisch saß“ berichtet. Der Verfasser dieses Buches findet sich noch in weiteren Texten wieder, etwa in WU II,104 *Von einer andern Kindtauff*, wo sogar ein Hinweis auf weitere Schriften, die Kirchoff zuzurechnen sind, getätigt wird.

durch das Titelblatt und die gedruckte Signatur der Widmungsvorreden – genutzt, um jene Stilisierung vorzunehmen. Auf diese Weise wird das Publikum bei der Aufnahme der einschlägigen Texte zurück an den paratextuellen Beginn der Sammlung gestellt, wo wichtige Weichenstellungen vorgenommen wurden. Denselben Effekt bringt die wiederholte selbstreflexive Nennung des Haupttitels mit sich, wodurch an die Beendigung der Melancholie durch die Textaufnahme wie auch die Forderung nach einer aufnahmewilligen Grundhaltung gegenüber dem Aufbereiteten erinnert wird. Parenthesen, die bevorzugt innerhalb runder Klammern in Erscheinung treten, fungieren im Werk vielfältig: Erläuterungen, humoreske Wortspiele und Polemiken rücken die Rezipierenden kurzfristig vom Geschilderten weg. Noch deutlicher fällt die Metafiktion dann aus, wenn gesetzte Marginalien den Mengentext schon rein optisch als einen solchen kennzeichnen, während sie als randständige Erläuterungen den Lesefluss brechen.

Das so augenscheinliche Kreisen der Sammlung um sich selbst ist auch dem Umstand geschuldet, einem noch nicht ausreichend umrissenen, erweiterten Anwendungsverständnis deutschsprachigen Schrifttums wie auch einem Mangel an poetologischen Regelschriften zu begegnen.³⁹⁹ Die wiederholte Vergewisserung in den Texten und rund um diese, als Teil einer frühneuzeitlich-organisierten Buchpublikation am etablierten Buchmarkt aufzutreten, fungiert als stärkendes Agens nach außen und innen – sie schafft Halt in Zeiten textueller Unsicherheit.

Eine weitere selbstautorisierende Strategie der Sammlung bildet die Zeichnung möglicher *Rezeptionsmodi*, die dem Publikum im Bezug auf das Werk nahegelegt werden. Eine Aufnahme über den mündlichen Vortrag steht insofern im Fokus, als die Widmungsvorworte für das Lauschen der Texte im Rahmen geselliger Runden werben. Dabei dockt Kirchhof topisch an die Gepflogenheiten der Schwanksammlungstradition an, wo der launige mündliche Austausch zum Aufnahmeprinzip schlechthin stilisiert wird. Das im *Wendunmuth* wiederkehrende Begriffspaar der ‚züchtigen Ohren‘

³⁹⁹ Dass metafiktionale Phänomene als ein Ausdruck ästhetischer Krisenzeiten fungieren können, davon spricht – wenn auch für eine wesentlich spätere Epoche – Alice Bolterauer: Selbstreferenz und Selbstreflexion als Ausdruck eines krisenhaften Moderne-Bewusstseins – diskutiert am Beispiel der Literatur der ‚Wiener Moderne‘. In: *Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen, historische Perspektiven, Metagattungen, Funktionen*. Hrsg. von Janine von Hauthal [u.a.], Berlin; New York 2007 (=Spectrum Literaturwissenschaft 12), S. 175–193.

(gerichtet an das Publikum) erhärtet diesen Eindruck. Auch formal gesehen lässt sich der mündliche Vortrag nicht ausschließen: In der Textkürze wie auch der assoziativ anmutenden Textabfolge – die Textbrücken wirken an das mündliche Erzählen angelehnt, wo narrative Übergänge teils impulsiv erfolgen – scheinen viele Abschnitte der Sammlung gut dafür geeignet zu sein. Nun liegt eine Qualität des *Wendunmuth* genau darin, auch die komplementäre Möglichkeit der Aufnahme anzuvisieren und als möglichen Modus zu vermitteln: den optischen Leseakt. Sprachliche Markierungen in den Texten und Paratexten stehen dafür ein – so taucht neben der Adressierung an die ‚züchtigen Ohren‘ auch jene an die Lesenden auf, wie auch das Blättern in weiteren Büchern wiederholt durch die Sammlung nahegelegt wird. Noch eindringlicher für eine optische Aufnahme empfiehlt sich aber die formale Aufbereitung der Bücher. Die Gestaltung des Titelblattes inkl. der sparsamen, aber vorhandenen Vignetten, vor allem aber der Informations- und Orientierungsvorsprung, der durch die Aufnahme der übrigen Paratexte (Zwischentitel, Marginalien, Register) entsteht, sprechen eine klare Sprache. Auch das Einrücken der Epimythia auf den Druckseiten würde einer unsinnigen typographischen Aktion entsprechen, wären die Texte nur für die lauschende Aufnahme bestimmt: Nur diejenigen erhalten das volle Programm an Information, deren Blick tatsächlich durch das aufgeschlagene Buch wandert. Der *Wendunmuth* nutzt flexibel die Koexistenz möglicher Rezeptionsmodi; er bewirbt einerseits eine lauschende Aufnahme gattungstopisch-romantisierend und stellt andererseits augenscheinliche Vorteile für eine angestrebte visuelle Privatlektüre bereit.

Das Einbeziehen konkreter *geistiger* oder *politischer Autoritäten* bildet eine allzeit gängige Strategie dafür, die eigene Agenda zu stützen. Der *Wendunmuth* lässt eine mögliche Unterscheidung von drei zentralen Gruppen zu. Erstens wird ein beachtlicher Kreis an reformatorisch gesinnten Denkern und Mitstreitern bemüht, womit zeitaktuelle Autoritäten aufs Tapét gebracht werden; neben den zentralen theologisch-politischen Bezugsgrößen wie Martin Luther und Philipp Melanchthon werden viele weitere Gelehrte des reformatorischen Lagers aufgegriffen – etwa Johannes Stumpf in Fragen der Sprachbetrachtung. Für die Jahrzehnte der konfessionellen Streitigkeiten hält Kirchhof die Nennung katholischer Denker und Quellen in der Regel zurück, was die protestantische Schlagrichtung der Sammlung gut sichtbar werden lässt. Politisch-institutionell betrachtet, erweist sich der wiederholte, euphorische Einbezug der

rezenten hessischen Landesfürsten – an oberster Stelle Philipp der Großmütige – als relevant; Kirchhof bringt seine Sammlung so auf leichtem Weg mit den bestehenden Machtverhältnissen in Einklang und zeigt sich seinen Herren verpflichtet. In der zweiten Gruppe greift Kirchhof auf Autoritäten zurück, die bereits lange vor der Konfessionalisierung gewirkt haben, seien es Katholiken oder vorchristliche Gestalten: Antike Größen wie Herodot oder Flavius Josephus führen über den mittelalterlichen Freidank bis hin zu Heinrich Bebel – der zeitlich umfassende Anspruch der Sammlung wird damit augenscheinlich. Drittens geraten die ausufernden Hinweise auf biblische Bücher und Auszüge daraus ins Blickfeld: Jenes religiös-weltanschauliche Fundament, auf dem viele der Texte gründen,⁴⁰⁰ wird bei unzähligen Gelegenheiten transparent gemacht. Auf diese Weise gerät der *Wendunmuth* kaum jemals in Gefahr, sich auf weltanschaulich unsicherem Terrain zu bewegen. Die Verstrickung der Sammlung mit der Heiligen Schrift ist bemerkenswert, der gezeigte Eifer in der Bezugnahme wirkt für heutige Maßstäbe zugleich fokussiert wie befremdlich.

Ein Signum des *Wendunmuth* liegt in der Anbringung von *Epimythia* hinter nahezu jedem der Texte. In einem Akt formaler Annäherung an die Fabelgattung wird die darin immanente moralische Explikation auch für alle weiteren Kleinprosatexte, die durch die Sammlung angeboten werden, ergänzt. Ihre autorisierende Stütze für das Werk lässt sich in ihrem durchgängigen Einsatz über die sieben Bücher erkennen, ebenso wie in ihrer sprachlichen Realisierung. Wurden die Kerntexte in der Regel prosaisch abgefasst, so treten die *Epimythia* in (meist paargereimten) Versen auf. Diese ‚altehrwürdige‘ Sprachanwendung erhöht das sammlungsinterne Gewicht der gesetzten Moral und vollzieht gleichzeitig einen klaren formalen Schnitt zum Kerntext – die Einrückung des *Epimythions* auf der Druckseite trägt das ihrige zur optischen Trennung bei. Auch mnemotechnisch bietet die Ausgestaltung in Versen klare Vorteile gegenüber allem, was die Kerntexte selbst für die Rezipierenden bereithalten. Unterschiedliche Funktionen im Rahmen des Werkes werden dabei insofern erfüllt, als die Modi der Bezüglichkeit zum jeweiligen Kerntext different ausfallen. Zum einen erweist sich die obligatorisch angehängte Moral als ein ‚Erfüllungsgehilfe‘ des Kerntextes, indem bereits

⁴⁰⁰ Zur vorherrschenden literarischen wie rhetorischen Praxis der „geliehene[n] auctoritas“ bis weit in die Barockzeit hinein vgl. die Ausführungen bei Franz Eybl: *Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller*, Berlin; Boston 1992 (Frühe Neuzeit 6), S. 118–124.

eingeschriebene Botschaften in einen allgemeineren Duktus übergeführt und damit firmiert werden. Zum anderen kann eine Erweiterung um Gedanken und Aspekte erfolgen, die der Kerntext selbst nicht liefert, wobei auch ambivalente Äußerungen dazu vorgebracht werden. Weniger liegt mit der eröffneten Divergenz ein provozierter Denkanstoß oder gar ein ‚Spiel‘ mit den Rezipierenden vor; vielmehr fungiert die Moral als ein Korrektiv, das es dem Kompilator erlaubt, Texte bereitzustellen, deren Botschaft er nicht (gänzlich) teilt. Das Epimythion ermöglicht damit eine postwendende ‚Richtigstellung‘.⁴⁰¹ In den möglichen Varianten der Bezüglichkeit bildet die Moral ein zentrales Sprachrohr Kirchhofs, der damit zum einen selbst verschaffend auftritt, zum anderen begleitend, ergänzend, korrigierend und unterweisend einwirkt; eine Autorisierung des jeweiligen Textes erfolgt damit an Ort und Stelle.

Auf diese Weise lassen sich mitunter widerstrebende Botschaften, die sich im Rahmen einer so umfangreichen, heterogenen Kompilation zeigen können (etwa rund um die Thematik der Freigebigkeit), überdecken. Die formale Autorität der Versgestaltung und der allgemein gehaltene moralische Gestus lenken in ihrer (meist) suggerierten Allgemeingültigkeit den Blick davon ab, dass Widersprüchlichkeiten in der gezeichneten Kontingenz der Alltagswelt nur schwer zu vermeiden sind. In der Autorisierung an Ort und Stelle liegt weiters eine Kompensationsleistung, die das Fehlen bestimmender Zwischenüberschriften jenseits der Einzeltextüberschriften abmildern soll. Wären Systematisierungen und knappe Auswertungen bereits durch Zwischentitel ausgedrückt – man denke an die getroffene Vorunterscheidung in Johannes Paulis *Schimpf und Ernst*, aber auch die Anlagen der Enzyklopädien jener Zeit – so würden grobe Gesichtspunkte der Sammlung bereits während des Durchblätterns ersichtlich werden. Die Epimythia reichen Bestimmungen in Kombination mit den Einzeltextüberschriften nach und verlegen damit eine wichtige Strategie der Selbstautorisierung – jene der geschaffenen Orientierung – tiefer in den Rezeptionsakt selbst hinein. Die Bestimmung an Ort und Stelle ist für den Aufnahmemodus des Lauschens günstig, da elaborierte Vorabinformationen über Zwischenüberschriften im

⁴⁰¹ Ludger Lieb resümiert bezüglich Burkard Waldis' *Esopus* auf ähnliche Art: „Die Epimythien haben die Funktion, die erzählerische Sprengkraft und Entgrenzung rückzubinden an eine protestantisch-humanistische Weltanschauung, obgleich eben diese innerhalb der Fabeln ihre Sicherheit und Verbindlichkeit zu verlieren droht.“ (Ludger Lieb, *Erzählen an den Grenzen der Fabel*, S. 206).

mündlichen Vortrag wohl durch den Rost fallen würden. Die sprachliche Umsetzung vieler Epimythia als Parallelismen sowie die weiterführenden, marginal gesetzten Bibelverweise bringen einmal mehr die Autorität der Heiligen Schrift ins Spiel, um dem Vermittelten Legitimität zu verleihen. Gerade die *Weisheitsliteratur* wird zum häufig angedeuteten oder ausgewiesenen Referenzobjekt der moralischen Ausführungen im *Wendunmuth*.

Ausgehend von der Programmatik von *Pluralisierung und Autorität* wurden zwei diskursive Felder behandelt, die im 16. Jahrhundert optionale Anschauungen aufwiesen, Erweiterungen erfuhren und dabei Spuren im *Wendunmuth* hinterließen. Um sammlungsprägende Themenbereiche zu wählen, musste der vom Sonderforschungsbereich 573 bevorzugte Fokus auf Bereiche der Mikrodialektik zugunsten prominent aufscheinender Aspekte verlassen werden. Der Umgang der Kompilation mit diesen pluralisierenden Themenfeldern sollte eruiert werden. Dabei präsentiert sich der *Wendunmuth* als ein populärschriftliches Werk, das Diskurse der Zeit jenseits gelehrter Schichten demokratisiert und mitgestaltet.

Der erste herangezogene Diskurs verhandelt nichts weniger als die *metaphysische Ständeordnung* sowie die damit zusammenhängende Frage nach der *sozialen Mobilität*. Über das gesamte Werk herrscht die Annahme einer metaphysischen Ordnung, die auf Gott fußt. Sie bildet das Fundament für den unterweisenden Impetus der Sammlung: Der einzelne Mensch findet sich in einer von Gott geschaffenen Ordnung wieder – er ist Teil davon. Wie die Systematik konkret zu denken sei, wird nur in ausgesuchten Texten wiedergegeben. Dabei ist vor allem der Umgang der Sammlung mit dem traditionellen Drei-Stände-Modell (Klerus, Adel, Bürger-/Bauernstand) zu hinterfragen, da zeitaktuelle Modifikationen dieses Denkschemas auch in Schriftpublikationen ihren Niederschlag finden.

Als dauerpräsent erweist sich zunächst die Notwendigkeit des einzelnen Menschen, in seinem von Gott vorgegebenen Stand zu verharren. Viele der Texte laufen darauf zu, wobei die Botschaft oft erst in der darauffolgenden Moral expliziert wird. Anhand zahlreicher Beispieltex-te wird – ‚sit venia verbis‘, wie die Sammlung selbst spricht – durchexerziert, dass ein Wechsel von Profession und Wohnort zu persönlichem Scheitern führe; als aussichtslos und moralisch fragwürdig erweist sich dabei vor allem

ein angestrebter sozialer Aufstieg. Die häppchenweise vorgebrachte Biographie des Kompilators kongruiert dabei nicht mit der überwiegenden Absage an vollzogene Berufswechsel und vertikale Mobilität: Der eigene Umgang mit beruflicher und geographischer Veränderung, auch der letzte Aufstieg zum Burggrafen, deutet auf persönliche Flexibilität jenseits der eigenen Maximen hin. So lassen gelegentliche Ausnahmen der Regel aufhorchen, wenn etwa die Nobilitierung in den Adelsstand aufgrund der Treue und Verlässlichkeit gegenüber dem eigenen Herrn als rechtens befürwortet und mittels ausgestellter Adelsbriefe sogar legislativ autorisiert wird (WU III,3 (o.T.)).

Einzelne Texte des *Wendunmuth* widmen sich fokussiert der Frage, wie man sich die gottgemachte Gliederung der Gesellschaft vorzustellen habe. Allem voran steht dafür ein fast wörtlich übernommener Textabschnitt Martin Luthers aus den *Tischreden* (WU V,85 *Von dreyerley Ständen*)⁴⁰² und somit eine angezapfte Autorität, die Aufschluss geben soll. Geschildert wird darin eine modifizierte Variante des Drei-Stände-Schemas, die sich in ihrer theoretischen Ausrichtung doch deutlich vom herkömmlichen Modell absetzen kann. So wird in einen häuslichen/ehelichen, einen politischen und einen kirchlichen Stand unterschieden, wobei das Teilhaben des einzelnen Menschen daran die entscheidende Differenz bildet: Wird man im herkömmlichen Modell der Dreiteilung in seinen jeweiligen Stand hineingeboren (der Kirchenstand folgt dabei eigenen Regeln), so findet sich im Modell Luthers jeder Mensch in allen drei Sphären wieder. Ein hierarchisches Verhältnis liegt dabei nicht zwischen den definierten Ständen vor, sondern ist in jedem der Segmente selbst zu suchen. Die Präsenz einer optionalen Unterscheidung von ‚Herrschenden und Untertanen‘ (Paul Münch) ist im Rahmen der Beispielfälle ebenfalls zu registrieren, wobei der Untertanengehorsam auf der einen Seite, die Verantwortung gegenüber den Untergebenen auf der anderen Seite zum moralischen Prinzip schlechthin erklärt wird. Das lutherische System implementiert dieses Schema problemlos.

Das Ineinandergreifen der Stände wirkt sich als ein Ausschluss der katholischen Geistlichkeit aus; durch den von höchster kirchlicher Stelle verordneten Zölibat ist eine Teilhabe an dem von Luther definierten Ehe- und Hausstand nicht möglich – somit

⁴⁰² Martin Luther, Weimarer Ausgabe. Abt. 2: Tischreden. Buch 6, S. 266 (Nr. 6913).

handelt man entgegen der göttlichen Ordnung. Über die vergleichsweise starke Polemik, die Kirchhof gegen diesen Lebensentwurf richtet, wird die alte Ordnung (Klerus, Adel, Bürger-/Bauernstand) als ein Irrtum zur Schau gestellt und verurteilt. Anstatt Luthers ‚drei Lebensbereiche‘ (R. Schwarz) für die Rezipierenden exakter zu definieren, erhält die Polemik gegen das traditionelle System den Vorrang im Rahmen von Kirchhofs Argumentation. Dieser gewählte Weg führt jedoch dazu, gerade das geistlich-katholische Segment als schier unüberwindbar zu präsentieren. Kirchhof richtet sich gegen ein nach wie vor zentrales Segment der Gesellschaft und versucht jenen Stand außerhalb der göttlichen Ordnung zu positionieren, den er selbst über den Kolummentitel in Buch I als das komplementäre Gegenstück zur weltlichen Sphäre ausweist. Diese Strategie legt Zeugnis davon ab, wie ambivalent sich Positionierungsversuche tatsächlich gestalten können; die katholische Geistlichkeit erweist sich als derart präsent im Alltag der Menschen, dass ihr hier vor allem über Polemik begegnet wird. Ein wertender Positionsbezug in der Frage der metaphysischen Ordnung ist zweifelsohne zugunsten der lutherischen Modifikation registrierbar, doch liegt die Problematik des gewählten Weges darin, der alten Ordnung auch im Rahmen dieser Sammlung eine stattliche Bühne zu geben, während das eigene Programm zwar präsent ist, jedoch vergleichsweise ungreifbar bleibt. So verzichtet Kirchhof etwa auf Exempel, die verdeutlichen könnten, wie lutherische Pfarrer den Alltag ihrer Kirchengemeinde vergleichsweise positiv gestalten und den gesetzten moralischen Maßstäben ihrer Konfession entsprechen.

Ein zweiter Diskurs, der sich aufgrund seiner hinterlassenen Spuren im *Wendunmuth* zu einer näheren Bestimmung aufgedrängt hat, verhandelt den Wert und das mögliche Anwendungsspektrum der deutschen Volkssprache. Neben dem schriftlich dominanten Latein erweist sich das Deutsche in immer mehr skriptoralen Bereichen als ernstzunehmende Option sprachlicher Realisierung. Strittig bleibt sein schriftlicher Gebrauch im 16. Jahrhundert vielfach aber immer noch, was mit einer vorhandenen Skepsis bezüglich seiner Vollwertigkeit als Sprache einhergeht. Der *Wendunmuth* nimmt sich dieser Thematik auf zwei groben Ebenen an. Auf der einen Seite steht die sprachliche Realisierung der Sammlung selbst, auf der anderen Seite befinden sich die getätigten metasprachlichen Aussagen in den Texten. Die formale sprachliche

Anwendung der Kompilation verdeutlicht, dass Kirchhof der deutschen Volkssprache das Vertrauen einräumt, ein breites Spektrum an Texttypen abzudecken: So werden Fabeln, Schwänke, historische Anekdoten, Gebete und Reden ins Programm genommen, teils originalsprachlich deutsch, teils als Übersetzung aus weiteren Sprachen. Ein ernstzunehmendes Interesse Kirchhofs an der Volkssprache zeigt sich durch die schriftliche Nachahmung verschiedenster Dialekte, die vor allem über die Figurenrede realisiert wird; sie schafft Lokalkolorit, demonstriert den innersprachlichen Variantenreichtum und konstituiert in ihrer Anwendung wiederholt komische Effekte. Funktional ähnlich gelagert erweist sich die Demonstration synonymmer oder semantisch verwandter Begriffe und Phrasen, die nur vermeintlich nebenbei erfolgt; die Sammlung wird so auf überregionale Verständlichkeit hin ausgerichtet, führt damit gleichzeitig ein beachtliches Spektrum an lexikalischem Bestand vor und verdeutlicht mitunter das volkssprachliche Potenzial zum bildhaften Ausdruck. Der wiederholt auftretende kurzfristige Sprachwechsel (überwiegend deutsch-lateinisch-deutsch) erfüllt zusätzlich die Funktion, moralisch fragwürdige Begriffe und Szenerien aus der Volkssprache auszulagern, wobei Kirchhof darin eine letzte Konsequenz vermissen lässt.

Auf der metasprachlichen Ebene lassen sich zahlreiche argumentative Ansätze aufspüren, die für die Vollwertigkeit und damit eine breite Anwendung der deutschen Volkssprache eintreten. Zentral ins Spiel gebracht wird die Proklamation des ehrwürdigen *Sprachalters*, die sich unter anderem in der behaupteten Verwandtschaft mit den ‚Hauptsprachen‘ Hebräisch, Griechisch und Latein ausdrückt. Mal wird das biblische Babel als Geburtsstunde des Deutschen festgemacht, mal genügen dem Kompilator zurückliegende Gebetszeugen (*Glaubensbekenntnis* und *Vaterunser* Notkers III.), um eine lange zurückreichende sprachliche Geschichte aufzuspinnen. In beiden Beispielfällen wird eine Verbindung zwischen der deutschen Sprache und Gott deutlich gemacht. Die Volkssprache äußert sich als Liebe Gottes gegenüber dem deutschen Volk, das auf diese Weise mündig wird. Diese Mündigkeit manifestiert sich nicht nur in der zwischenmenschlichen Kommunikation; vielmehr fungiert sie vorrangig als Brücke zu Gott, wie nun überhaupt die Frohe Botschaft in ihrer Übertragung allen Einheimischen sprachlich zugänglich sei.

Eine weitere zentrale Argumentation für sprachliche Vollwertigkeit liegt in der behaupteten *Regelhaftigkeit* des Deutschen. Zum einen wird diese schlicht und einfach

vom Werk als gegeben behauptet, zum anderen schimmert sie wiederholt durch einschlägige Texte, wenn etwa auf erfolgte Kodifizierungsleistungen angespielt wird. Dass mit der deutschen Volkssprache ein untersuchenswürdiger Gegenstand vorliegt, der in seinen Strukturen keineswegs ‚barbarischer Natur‘ ist, davon zeugen die (*pseudo-*)*etymologischen* und lautsprachlichen Informationen und Überlegungen. Das behauptete sprachenharmonische Projekt des Kompilators tut das Seinige dazu, die Volkssprache in seinem *lexikalischen Bestand* auf eine Ebene mit den Hauptsprachen zu stellen. Wird schon in den Nebentiteln des *Wendunmuth* die Anzahl der vorliegenden Texte ausgewiesen, so nutzt Kirchhof die Autorität der Arithmetik auch in diesem Punkt: In seinem behaupteten Projekt will der Kompilator laut Eigenaussage 2718 Begriffe aus einem nicht näher definierten Korpus an Texten extrahiert haben. Diesen stattlichen Wert führt er ebenso ins Treffen, wie er selbst dialektale und synonyme Begriffe in den aufbereiteten Texten demonstriert.

Dass Kirchhof die deutsche Sprache auch in Textgattungen mit *poetischem Anspruch* potent vertreten sehen möchte, verdeutlicht die Andeutung ihres Potenzials dahingehend. In einem von Luther übernommenen Text zur Aufführungspraxis im Schultheater zieht Kirchhof eine Parenthese ein, in der er neben der lateinischen auch auf die deutsche Option der Komödienrealisierung aufmerksam macht. Diese Praxis ist zum Entstehungszeitpunkt des *Wendunmuth* zwar vorhanden, jedoch alles andere als unstrittig. Die Realisierung der *Versepimythia* durch Kirchhof selbst lässt zwar manchen ästhetischen Wunsch offen, ihr ausufernder Einsatz zeugt aber davon, für wie angemessen Kirchhof ein Arrangement zwischen Versdichtung und deutscher Sprache hält.

Im Gegensatz zum Diskurs der metaphysischen Gesellschaftsordnung beschränkt Kirchhof sich hier darauf, die vertretene Position durch einen allseitig positiven Befund zu vermitteln. Explizite polemische Spitzen gegen Skeptiker volkssprachlicher Vollwertigkeit und Anwendbarkeit bleiben aus; die vorgebrachten Argumente (Sprachalter, Regelmäßigkeit etc.) wirken allerdings den vorhandenen Kritikpunkten jener Zeit fokussiert entgegen. Ebenso klar zeigt sich, dass eine Ausklammerung vor allem der lateinischen Sprache (aber auch weiterer Volkssprachen) für Kirchhof nicht denkbar scheint. Seine Vorstellung sprachlicher Vermittlung realisiert sich als ein Nebeneinander, ein komplementäres und fallweise synonymes Hand-in-Hand-Gehen

der Sprachen, das sich genau im Aufzeigen seiner Verschränkung zu autorisieren versucht. Die sprachpuristischen Tendenzen im anschließenden 17. Jahrhundert lassen sich durch den *Wendunmuth* bei aller Aufwertung der Volkssprache nicht erahnen. Vielmehr entsteht der Eindruck, einer als unproblematisch empfundenen Diversität zu begegnen, in der Sprachpatriotismus zwar erlaubt ist, jedoch nicht mit einem Herabsetzen weiterer Einzelsprachen einhergeht.

Auffälligerweise bleibt ein zentrales Pluralisierungsphänomen der Frühen Neuzeit vollkommen ausgespart – die Erweiterung der bekannten Welt durch die Seefahrt.⁴⁰³ Keine Informationsvermittlung, Kommentierung und moralische Bewertung dieser umwälzenden Aktivitäten und Entwicklungen werden den Rezipierenden durch die Kompilation nahegebracht. Dabei könnte Kirchhof im Zuge seiner Sammeltätigkeit ohne Weiteres aus dem bereits vorliegenden Buchwissen zur Neuen Welt schöpfen, etwa den durch Sigmund Feyerabend gebündelten und popularisierten Reiseberichten.⁴⁰⁴ Das Ausblenden des entdeckten und gewaltsam erschlossenen Kontinents steht dem entgegen, was der Kompilator anhand der gezeigten diskursiven Beispiele vornimmt – und doch handelt es sich wohl um einen stillen Positionsbezug: Während die indigene Bevölkerung Amerikas zeitaktuell von katholischer Seite mit voller Kraft und Härte missioniert wird, besteht ein solcher Zugang für die lutherische Konfession bis ins 18. Jahrhundert nicht – die Heiden gelten als bereits abgefallene Christen und sind damit verdammenswert. Als unbrauchbar erweist sich das ‚Aufgreifen‘ der Neuen Welt für lutherisch geprägte Autoren dennoch nicht, fungiert es doch gerade ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als antikatholisches Werkzeug in der Polemik gegen die Zwangskonversion.⁴⁰⁵ Kirchhof geht diesen Weg nicht: Er vermittelt die lutherischen Vorstellungen der metaphysischen Ordnung stark über Anwürfe gegen die katholischen

⁴⁰³ Außer dem Bild von Gott als Steuermann der Welt (WU I,377 *Ein Weib ist zornig auff Gott* räumt dem Allmächtigen die vorrangige „Gubernierung“ ein) sind keine weiteren nautischen Aspekte in der Sammlung zu registrieren.

⁴⁰⁴ Sigmund Feyerabend: *Reyßbuch deß heyligen Lands...*, Franckfort am Mayn 1584. In den fantasievoll angereicherten ‚Berichten‘ werden im Hinblick auf ein weitläufiges Publikum der „Reiz der *curiositas* und [die] Bedrohung durch das Fremde“ als wesentliche Aspekte der Textgestaltung erkennbar (vgl. Gerhard Wolf: *Fremde Welten – bekannte Bilder. Die Reiseberichte des 15./16. Jahrhunderts*. In: *Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, S. 507–528, hier 527).

⁴⁰⁵ Vgl. Wolfgang Neuber: *Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 1991 (=Philologische Studien und Quellen, Heft 121), S. 54–58.

Geistlichkeit und fördert die deutsche Sprache, indem er die gängige Argumentation gegen ihre Vollwertigkeit durch positive Befunde entkräftet – dem ‚Topos Amerika‘ aber verweigert er schlicht die Aufmerksamkeit. Diese Erweiterung der Welt stellt er den Rezipierenden somit nicht zur Verfügung. Doch auch ohne Popularisierungsleistung durch den *Wendunmuth* existierten die neuen, erschlossenen Räume – sei es in den Köpfen oder als konkreter Lebensraum.

Eine Besonderheit der Sammlung liegt in der großen zeitlichen Distanz zwischen Buch I und den Folgebüchern. Diskrepanzen und unterschiedliche Zugänge lassen sich dabei in verschiedenen Bereichen ausmachen, was Aussagen über ‚den *Wendunmuth*‘ gerne zu kurz greifen lässt. Während Buch I als ein stattlicher, zweigeteilter Schmöker an das Publikum gebracht wird, treten die Bücher II–VII vergleichsweise schlank auf. Die Motivation hinter dieser Schlankung wird unverblümt über das Widmungsvorwort von Buch V vermittelt: Anstatt die vielen aufbereiteten Texte in einer weiteren umfangreichen Publikation zu vereinen, soll eine Aufteilung aufgrund der damit erreichten Handlichkeit für den erwünschten Käuferfolg sorgen – ein offengelegter Schwenk in Fragen der Eigenvermarktung. Die Wiederveröffentlichung von Buch I knapp vor dem Erscheinen der übrigen Bücher zeugt von einem weiteren klugen, marktstrategischen Schachzug, der bis heute zu finden ist. Eine Chance, die Folgebücher gegenüber Buch I in ihrer Greifbarkeit zu stärken, nutzt der *Wendunmuth* in der gewählten Anlage der Register. Während Buch I ein Inhaltsverzeichnis stellt, das lediglich die Reihenfolge der vertretenen Texte in Form ihrer Titel wiedergibt, streben die übrigen Bücher in ihrem locker gehaltenen, großteils alphabetisch geordneten Index in Richtung eines Suchregisters – mal mehr geglückt, mal weniger. Ein gezielter Zugriff ‚von außen‘ erweist sich in vielen Fällen als möglich, wie auch die teils von den Titeln abweichenden Formulierungen der Einträge eigene Wege der Heranführung bereitstellen.

Auch das aufgebotene Textspektrum lässt Unterschiede erkennen: Buch I erweist sich in dieser Hinsicht als vergleichsweise homogen, indem vor allem Schwänke und historische Anekdoten bereitgestellt werden; die Folgebücher hingegen legen Wert auf eine größere Bandbreite, bringen Fabeln, Nachrufe, Reden, Texte der Wissensvermittlung und Gebete ins Spiel – sie deuten bereits auf die bunten barocken

Sammlungen hin, die das Folgejahrhundert hervorbringen wird. Mit dieser aufgegebenen Vielfalt steigt auch Kirchhofs Drang, die Texte zu kommentieren und metafikional zu begleiten: Die Epimythia geraten tendenziell länger; der Einsatz biblischer Verweisstellen in randständiger Platzierung nimmt großen Raum in Anspruch; die Stimme des Kompilators kommt häufig durch Parenthesen zum Vorschein; ‚Kommentartexte‘ werden eingeschoben. Es entsteht der Eindruck, als würde der Kompilator die Vielfalt an Texttypen und das darin Vermittelte durch eine gesteigerte Begleitung in Zaum halten wollen, sei es im Sinne einer ansprechenden Sammlungsrepräsentation, sei es zur Lenkung der Rezipierenden in Fragen weltanschaulicher und alltagstauglicher Positionierungen.

Der *Wendunmuth* prolongiert nur bedingt die Traditionslinie der deutschsprachigen Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts. Zweifelsohne nutzt Kirchhof ausgewählte Gestaltungsschemata und Strategien, die diesem Buchtypus zuzuordnen sind: Genretypisch sind die Übernahme, Modifikation und Neufixierung schwankhafter Kurzprosatexte, eine spezifische Vorwortgestaltung mit großteils fixierten Topoi und eine charakteristische Form der Titelgebung; der Kompilator dockt damit zielgerichtet an einen bereits etablierten Weg der Sammlungsgestaltung an. Wie wirkungsvoll diese Bezugnahmen Kirchhofs ausgefallen sind, beweist letztlich die bis heute nur unzureichend verworfene Einordnung der Sammlung in eben diesen Strang an Werken. Eine Relativierung dieser Kategorisierung ist insofern angebracht, als ermittelte Sammlungsaspekte eine Limitierung auf diesen Buchtypus als irreführend entlarven. So spricht zunächst schon die Vielfalt an Texttypen, die trotz auftretender Tendenzen formaler Angleichung (Fabel als Leitgattung) erkennbar bleibt, dagegen. Hält Buch I noch überwiegend schwankhafte Texte bereit, so bieten die Folgebücher II–VII ein wesentlich breiteres Spektrum (Fabeln, Historien, Gebete, Texte der Wissensvermittlung etc.). Der *Wendunmuth* emanzipiert sich in dieser Hinsicht von den assoziierten Vorgängerkompilationen (etwa Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* oder Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein*), deren Textangebot dem Buchtypus der Schwanksammlung viel eher gerecht wird. Gleichzeitig wird damit eine zentrale Problematik in der Beforschung des *Wendunmuth* offengelegt: Zu häufig wird von der Sammlung in ihrer Gesamtheit gesprochen, realiter aber nur das reüssierende Buch I zur Charakterisierung

herangezogen; Unschärfen in der Einschätzung treten aufgrund der internen Sammlungsentwicklung daher zwangsläufig auf. Allein der zum Teil deskriptive/reflexive Einschlag der späteren Bücher sperrt sich klar gegen eine Vereinnahmung durch die narrativ angelegte Schwankgattung.

Der zum Teil angriffige Sprachduktus trägt weiter dazu bei, die Sammlung aus heiter-schwankhaften Gefilden zu lösen. Vor allem die konfessionspolemisch motivierten Angriffe gegen die katholische Geistlichkeit (insbesondere das Amt des Papstes und seine historischen Inhaber), die Bewegung der Waldenser aber auch die Schwarzkünstler⁴⁰⁶ lassen wiederholt eine Ernsthaftigkeit durchblicken, die kaum einem ‚ironisierten Verständnis der Welt‘ entspringen kann.⁴⁰⁷ Auch der metafiktionale Einschlag der Sammlung hebt den *Wendunmuth* deutlich von jenen Sammlungen ab, die in der Regel mit der Schwankgattung in Verbindung gebracht werden.

So sollte für den *Wendunmuth* ein Begriff angewandt werden, der seiner Vielgesichtigkeit gerecht wird und die gängige Verkürzung auf den Schwank aufhebt. Der mitunter für barocke, polyhistorisch ausgerichtete Sammlungen geschaffene Behelfsterminus der *Buntschriftstellerei* scheint sich aufgrund seiner Offenheit und der Betonung des Heterogenen anzubieten. Ein Haken besteht dabei jedoch insofern, als das kategorische Eigenbekenntnis zur gesetzten Unordnung im Fall des *Wendunmuth* nicht gegeben ist – im Gegenteil: Die Sammlung setzt beharrlich Schritte, um der möglichen Wahrnehmung eines chaotischen Textkonvoluts entgegenzuwirken. Zwar kann keinesfalls von einem durchkomponierten Ganzen gesprochen werden, doch wird die gegebene Unordnung eher kaschiert, als zum konstitutiven Prinzip erklärt. Unverfänglich wirkt hingegen der Begriff der *Kleinprosasammlung*. Zwar bietet der *Wendunmuth* auch Passagen an, die in Versen realisiert sind (vor allem in Form der obligatorischen Epimythia), die Kerntexte treten aber in der Regel prosaisch auf und sind weiter durch ihren geringen Umfang bestimmt. Die Offenheit dieses Begriffs stellt lediglich eine geringe Vorausinformation bereit, in Anbetracht der gegebenen Gattungs- und Quellenvielfalt dürfte aber gerade eine grobe Formalbestimmung der sonstigen Verengung entgegenwirken und der Sammlung damit gerecht werden. Die im Rahmen

⁴⁰⁶ Vgl. Martin Ehrenfeuchter, Aspekte des zeitgenössischen Zauberglaubens in Dichtungen des 16. Jahrhunderts, S. 232f.

⁴⁰⁷ Vgl. Dieter Merzbacher, Meistergesang in Nürnberg um 1600, S. 384.

der Charakterisierung ebenfalls anzutreffenden Termini der *Erzählsammlung* und -*Enzyklopädie* klammern ihrerseits aus, dass der *Wendunmuth* neben seinem narrativen auch einen steigend deskriptiven/reflexiven Impetus aufweist. Die gezeigten metasprachlichen Reflexionen und Ausführungen zur Ständeordnung zeugen davon.

Der *Wendunmuth* wird überwiegend als ‚volkstümliche‘ Publikation ausgewiesen, was zwar richtig ist, aber dennoch knapp erläutert werden muss. Zutreffend ist, dass mündliche Stoffe Eingang in die Sammlung gefunden haben, ein stilisiertes Figurenpersonal auch aus dem ‚einfachen Volk‘ prominent vertreten ist und die Kompilation zur Zeit ihrer Veröffentlichung einen populären Status genießt. Mit Sicherheit lässt sich der *Wendunmuth* von jenem Marktsegment abgrenzen, das sich als *Belles Lettres* benennen lässt, womit ein hoher stilistischer Anspruch wie auch eine exklusive, distinguierte Zielgruppe für das Werk angestrebt wäre. Dem ‚niederen Markt‘ verschließt sich der *Wendunmuth* in keiner Weise, wenn er mitunter explizit an die ‚kleinen Leute‘ adressiert. Gleichzeitig lässt der Kompilator Spielformen des aufkommenden barocken Polyhistorismus durchblicken, schneidet vielfältige Informationsfelder an, wofür die narrative Kleinprosa zunehmend zugunsten einer deskriptiven/reflexiven Realisierung weichen muss. Bezogen auf Strategien der Selbstautorisierung in vergleichbaren Sammlungen spricht Michael Waltenberger zurecht von einem Andocken an „etablierte Geltungsfonds“, die eine ansonsten im Bereich des „Nichtigen“ angesiedelte Ausrichtung berechnend ergänzen. Bildungsnahe Themen werden dabei als Aufwertung einer überwiegend humorvoll angelegten Sammlung verstanden.⁴⁰⁸ Für den *Wendunmuth* relativiert sich diese Einschätzung schon allein durch den moralisierenden Impetus, den die Kompilation nachdrücklich vorweist. Zu eindringlich sprechen unterweisende Botschaften aus den Kerntexten und Epimythia, als dass die angeschnittenen Diskurse wie eingestreute ‚Fremdkörper‘ wirken könnten. Der informierende, belehrende und moralisierende Anspruch ist fester Bestandteil einer Sammlung, die deutlich über das schwänkische Auftreten der Vorgängerkompilationen hinausgeht.

So gesehen greift es zu kurz, Kirchhofs *Wendunmuth* in eine solche Tradition zu stellen. Das gezielte Andocken an erfolgversprechende Eigenheiten schwänkischer

⁴⁰⁸ Vgl. Michael Waltenberger: Geltendes im Nichtigen. In: Erzählen und Episteme, S. 303–328, hier 303.

Sammlungen bildet für die Kompilation in erster Linie eine der zahlreichen Strategien, sich in eine günstige Position am Buchmarkt zu bringen. Dieses Kalkül narrt die Forschung in der Kategorisierbarkeit des Werkes bis heute. Wenn Wilhelm Kühlmann buntschriftstellerische Sammlungen wie Johann Rists *Monatsgespräche* oder Georg Ph. Harsdörffers *Frauenzimmer-Gesprächspiele* von einschlägigen Erzählsammlungen jener Epoche getrennt wissen möchte,⁴⁰⁹ dann ist ihm zuzustimmen. Kirchhofs *Wendunmuth* allerdings nimmt eine bemerkenswerte Hybridstellung ein, indem die Fabelerzählung neben Überlegungen zur deutschen Sprache auftaucht, wie der liederliche Schwank der nüchternen Ständereflexion folgt. Bereits *ein* Kompilationswerk zeigt, welch ein komplexes System an Verhältnismäßigkeiten sich durch Phänomene des Zusammenspiels von *Pluralisierung und Autorität* eröffnet. Allzu rasch übernommene Analogieschlüsse und Entwicklungsbögen in der Nachzeichnung von Geschichte relativieren sich damit am konkreten Einzelfall – das kompilierte Werk zeigt sich in seiner einmaligen Komposition.

⁴⁰⁹ Vgl. Wilhelm Kühlmann: Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher Buntschriftstellerei. In: Polyhistorismus und Buntschriftstellerei, S. 21–42, hier 23ff.

Literatur

Verwendete Drucke/Ausgaben (Wendunmuth)

Kirchhof, Hans W.: Wendunmuth. Hrsg. von Hermann Oesterley. Nachdr. der Ausg. von 1869. 5 Bd., Hildesheim; New York 1980 (=Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 95–99).

Kirchhof, Hans W.: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher / züchtiger / vnd lustiger Historien..., Franckfurt 1563.

Kirchhof, Hans W.: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher / züchtiger / vnd lustiger Historien..., Franckfurt 1565.

Kirchhof, Hans W.: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher / züchtiger vnd lustiger Historien..., Franckfurt am Mayn 1581.

Kirchhof, Hans W.: Wendvnmuth. Darinnen fünff hundert vnd fünfftzig höflicher, züchtiger vnd lustiger Historien..., Franckfort am Mayn 1589.

Kirchhof, Hans W.: WendVnmuth. Darinn allerhand höfliche vnd lustige Historien... Der Erste Theil, Franckfort am Mayn 1602.

Kirchhof, Hans W.: WendVnmuth / Das Ander Buch / Darinnen zweyhundert / vnd Vierzehen höffliche / züchtige / vnd ausserlesene Historien..., Franckfurt am Mayn 1602.

Kirchhof, Hans W.: WendVnmuth. Das Vierde Buch, Darinnen zwey hundert / Ein vnd Siebentzig höffliche / züchtige / vnd ausserlesene Historien..., Franckfurt am Mayn 1602.

Kirchhof, Hans W.: WendVunmuth. Das Fünffte Buch / Darinnen zwey hundert / Sechszig vnd neun höfflicher/ züchtiger / vnd lustiger Historien..., Franckfurt am Mayn 1602.

Kirchhof, Hans W.: WendVnmuth. Das Sechste Buch / Darinnen erstlich von Lob vnd Nutz der Cronographe / wirdt angezeigt..., Franckfurt am Mayn 1603.

Kirchhof, Hans W.: WendVnmuth. Das Siebende Buch. Darinnen Zwey hundert vnd ein Apologus..., Franckfurt am Mayn 1603.

Einbezogene Werke

Abele, Matthias: Vivat Unordnung! Das ist: Wunder-Seltzame, niemals in öffentlichen Druck gekommene [...] Begebenheiten... 5 Bde., Sulzbach; Nürnberg 1669–1675.

Abraham a Sancta Clara: Heilsames Gemisch Gemasch / Das ist: Allerley seltsame und verwunderliche Geschichten..., Würzburg 1704.

Amman, Jost; Hans Sachs: Das Ständebuch. 114 Holzschnitte (1568), Leipzig: Insel 1960.

Andreä, Johann V.: Reipublicae Christianopolitanae descriptio, Straßburg 1619.

Arrian: Der Alexanderzug. Indische Geschichte. Griechisch und Deutsch. Hrsg. und übers. von Gerhard Wirth und Oskar von Hinüber, München; Zürich: Artemis 1985 (=Sammlung Tusculum).

Behrendt, Walter: Lehr-, Wehr- und Nährstand. Haustafelliteratur und Dreiständelehre im 16. Jahrhundert, Freie Univ. Berlin, Diss. (unveröff.) 2009.

Bierbaum, Otto J.: Wendunmuth. In: Jugend – Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. Jg. 3(1898), Heft 26, S. 4.

Boccaccio, Giovanni: Das Dekameron. Dt. von Albert Wesselski, Frankfurt/Main; Leipzig: Insel 1999.

Cervantes Saavedra, Miguel de: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Vollst. Ausg. in der Übertragung von Ludwig Braunfels, Stuttgart; Zürich [u.a.]: Europäischer Buchklub²1957.

Ein Herr, ein Glaube. Sammlung evangelischer Predigten aus dreißig verschiedenen Ländern in und außer Deutschland... Hrsg. von Th. Fliedner und W. Leiboldt, Barmen: J. F. Steinhaus 1837.

Ernst, Paul: Wendunmuth. Komödianten- und Spitzbubengeschichten. München: Georg Müller 1920.

Feyerabend, Sigmund: Reyßbuch deß heyligen Lands..., Franckfort am Mayn 1584.

Frey, Jakob: Jakob Freys Gartengesellschaft (1556). Hrsg. von Johannes Bolte, Tübingen: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1896 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 209).

Garon, Louis: Exilium melancholiae. Das ist / Vnlust Vertreiber..., Straßburg 1643.

Gessner, Christian: Der in der Buchdruckerei wohl unterrichtete Lehr-junge Oder bey der Lößlichen Buchdruckerkunst Nößthige und nößzliche Anfangsgründe..., Leipzig 1743.

Herodot: Historien. Griechisch-deutsch. Hrsg. von Josef Feix. Bd. 1: Bücher I–V, Düsseldorf 2006.

Kirchhof, Bodo: Infanta. Roman, München: dtv 2015.

Kirchhof, Hans W.: Kleine Schriften. Kritische Ausgabe; mit einer Bibliographie der „Wendunmuth“-Drucke. Hrsg. von Bodo Gotzkowsky, Stuttgart: Hiersemann 1981 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 302).

Kirchhof, Hans W.: Militaris Disciplina. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Bodo Gotzkowsky. Stuttgart: Hiersemann 1976 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 298).

Lindener, Michael: Rastbüchlein und Katzipori. Hrsg. von Franz Lichtenstein, Tübingen: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1883 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 163–164).

Löwenklau, Johannes: Neuwe Chronica Türckischer nation / von Türcken selbs beschrieben..., Franckfurt am Mayn 1595.

Luther, Martin: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe). Unveränd. Abdr. der bei Hermann Böhlau Nachfolger erschienenen Ausgabe, Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger; Graz: Akadem. Druck- u. Verlagsanstalt 1967.

Luther, Martin: Des Theuren Mannes Gottes, D. Martin Luthers [...] Schrifften und Wercke... Sechster Theil, Leipzig 1730.

Magenau, Rudolf F.: Wend-Unmuth, oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle, Oehringen 1798.

Mensa philosophica, Antwerpen 1487.

Mess-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder. Fastenmesse 1569. Faksimile. Hrsg. von Ernst Kelchner und Richard Wülcker, Frankfurt/Main: Baer 1873.

Montanus, Martin: Wegkürtzer. Ein sehr schön lustig vnd auß dermassen kurtzweilig Büchlin..., Straßburg 1557.

Pauli, Johannes: Schimpf und Ernst. Hrsg. von Hermann Oesterley, Stuttgart: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1866 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 85).

Schumann, Valentin: Nachtbüchlein. Hrsg. von Johannes Bolte, Tübingen: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1893 (=Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 197).

Spangenberg, Cyriacus: Adels-Spiegel. Historischer ausführlicher Bericht: Was Adel sey vnd heisse..., Schmalkalden 1591

Stumpf, Johannes: Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten / Landen vnd Völckeren Chronick wirdiger thaaten beschreybung..., Zürich 1548.

Wagner, Markus: Von des Adelsankunfft Oder Spiegel: Sampt zweien Ritterlichen Adelichen Geschlechtenn..., Magdeburg 1581.

Weigel, Christoph: Abbildung und Beschreibung der gemein-nützlichen Hauptstände. Faks.-Neudr. der Ausg. Regensburg 1698. Mit einer Einf. von Michael Bauer, Nördlingen: Uhl 1987.

Wend-Vnmuth / Oder Erneuerter Fünff-facher Hanns gukk in die Welt Oder Merks Matths..., Kosmopoli 1610.

Wickram, Jörg: Das Rollwagenbüchlein. Text nach der Ausg. von Johannes Bolte. Nachw. von Elisabeth Endres, Stuttgart: Reclam 1984.

Forschungsliteratur

Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620). Hrsg. von Jan-Dirk Müller; Ulrich Pfisterer [u.a.], Berlin; Boston: De Gruyter 2011 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 27).

Ammon, Frieder von; Herfried Vögel: Einleitung. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hrsg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel, Berlin: LIT 2008 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 15), VIII–XXI.

Ammon, Frieder von; Michael Waltenberger: Wimmeln und Wuchern. Pluralisierungs-Phänomene in Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* und Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*. In: Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21), S. 273–302.

Antonsen, Jan E.: Das Motto als Anzeiger von Intertextualität. Hamann und Horaz. In: Colloquium Helveticum. Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft 26(1997), S. 19–33.

Antonsen, Jan E.: Text-Inseln. Studien zum Motto in der deutschen Literatur vom 17. bis 20. Jahrhundert, Würzburg: Königshausen & Neumann 1998 (=Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft 258).

Bachtin, Michail: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. Aus dem Russ. übers. und mit einem Nachw. von Alexander Kaempfe, München: Hanser 1969 (=Reihe Hanser 31).

Baumert, Andreas; Annette Verhein-Jarren: Texten für die Technik. Leitfaden für Praxis und Studium, Berlin; Heidelberg: Springer 2012.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Individualisierungstheorie. Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994, S. 125–146.

Beier, Rudolf: Von Goethe, Bernhard Grzimek und Bob Dylan – Mottos in sprachwissenschaftlichen Texten. In: Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn. Hrsg. von Jörg Hennig und Jürgen Meier, Frankfurt/Main: Lang 1996 (=Sprache in der Gesellschaft 23), S. 197–212.

Berger, Rupert: Pastoralliturgisches Handlexikon, Freiburg; Basel [u.a.]: Herder ⁴2008.

Besch, Werner: Die sprachliche Doppelformel im Widerstreit. Zur deutschen Prosa des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Arbeiten zum Frühneuhochdeutschen. Gerhard Kettmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Rudolf Bentzinger und Norbert R. Wolf, Würzburg: Königshausen und Neumann 1993 (=Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 11), S. 31–43.

Beyer, Jürgen: Errata und Korrigenda. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte. In Zusammenarbeit mit dem Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte hrsg. von der Herzog August Bibliothek. Jg. 37(2012), Heft 1/2, S. 27–40.

Bismark, Heike: Rätselbücher. Entstehung und Entwicklung eines frühneuzeitlichen Buchtyps im deutschsprachigen Raum. Mit einer Bibliographie der Rätselbücher bis 1800, Tübingen: Niemeyer 2012 (=Frühe Neuzeit 122).

Böhme, Hartmut: Natur und Subjekt, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988.

Bolsinger, Claudia: Das *Decameron* in Deutschland. Wege der Literaturrezeption im 15. und 16. Jahrhundert, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.]: Lang 1998 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1687).

Bolterauer, Alice: Selbstreferenz und Selbstreflexion als Ausdruck eines krisenhaften Moderne-Bewusstseins – diskutiert am Beispiel der Literatur der ‚Wiener Moderne‘. In: Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen, historische Perspektiven, Metagattungen, Funktionen. Hrsg. von Janine von Hauthal, Julijana Nadj [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2007 (=Spectrum Literaturwissenschaft 12), S. 175–193.

Borst, Arno: Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Bd. III: Umbau. Teil 1, München: dtv 1995.

Bulang, Tobias: Überbietungsstrategien und Selbstautorisierung im „Onomasticon“ Leonhard Thurneyssers zum Thurn. In: Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620). Hrsg. von Jan-Dirk Müller; Ulrich Pfisterer [u.a.], Berlin; Boston: De Gruyter 2011 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 27), S. 699–730.

Burke, Peter: Wörter machen Leute. Gesellschaft und Sprachen im Europa der frühen Neuzeit. Aus dem Engl. von Matthias Wolf, Berlin: Wagenbach 2006.

Chartier, Roger: „Populärer“ Lesestoff und „volkstümliche“ Leser in Renaissance und Barock. In: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Hrsg. von Roger Chartier und Guglielmo Cavallo, Frankfurt/Main; New York: Campus 1999, S. 397–418.

Classen, Albrecht: Deutsche Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts. Studien zu Martin Montanus, Hans Wilhelm Kirchhof und Michael Lindener, Trier: Wissenschaftlicher Verl. Trier 2009 (Koblenz-Landauer Studien, Bd. 4).

Classen, Albrecht: *Sexual Violence and Rape in the Middle Ages. A Critical Discourse in Premodern German and European Literature*, Berlin: De Gruyter 2011 (=Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 7).

Classen, Albrecht: *The German Volksbuch. A Critical History of a Late-Medieval Genre*, Lewiston; Queenstone [u.a.]: Mellen 1995 (=Studies in German Language and Literature, Vol. 15).

Classen, Albrecht: *The world of peasants in early modern German literature. Peasants in the works of Wickram and Kirchhof*. In: *Mittellateinisches Jahrbuch. Internationale Zeitschrift für Mediävistik und Humanismusforschung*. Bd. 48(2013), Heft 1, S. 415–438.

Classen, Albrecht: *Vom Maere zum Prosa-Schwank des 16. und 17. Jahrhunderts. Tradition und Transformation einer literarischen Gattung vom frühen Mittelalter bis zur Frühneuzeit*. In: *Kontinuitäten und Neuerungen in Textsorten- und Textallianztraditionen vom 13. bis zum 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Peter Ernst, Jörg Meier [u.a.], Berlin: Weidler 2014 (=Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte, Bd. 10), S. 295–322.

Cramer, Thomas: *Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter*, München: dtv³2000.

Crane, Thomas F.: *Mediaeval sermon-books and stories and their study since 1883*. In: *Proceedings of the American philosophical society*. Vol. 56(1917), No. 5, pp. 369–402.

Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung. Bd. 3: Renaissance, Humanismus, Reformation. Hrsg. von Josef Schmidt, Stuttgart: Reclam 2006.

Dietschy, Hans: *Der Umzug der Stopfer, ein alter Maskenbrauch des Bündner Oberlandes*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, Bd. 37(1939-1940), S. 25–43.

Dischner, Gisela: *Auferstehung und Verwandlung. Reflexionen zur Renaissance in Italien*, Berlin; Wien: Philo 2001.

Dithmar, Georg T.: *Aus und über Hans Wilhelm Kirchhoff*. In: *Programm des Gymnasiums in Marburg 1867 mit Schulnachrichten*, Marburg: Elwert 1876, S. 3–44.

Dithmar, Reinhard: *Die Fabel. Geschichte, Struktur, Didaktik*. Paderborn; München [u.a.]: Schöningh 1997.

Dudzik, Yvonne: Geschichten bereichern die Geschichte. Intertextualität als Untersuchungskategorie in Uwe Johnsons Jahrestage, Göttingen: V&R Unipress 2016 (=Johnson-Studien, Bd. 13).

Dülmen, Richard van: Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Kulturelles Handeln und sozialer Prozeß. Beiträge zur historischen Kulturforschung, Wien; Köln [u.a.]: Böhlau 1993 (=Kulturstudien, Bd. 28).

Eggers, Hans: Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche, Reinbek: Rowohlt 1986.

Ehe und Familie im Geist des Luthertums. Die Oeconomia Christiana (1529) des Julius Menius. Hrsg. von Ute Gause; Stephanie Scholz, Leipzig: Evang. Verl.-Anstalt 2012 (Historisch-theologische Genderforschung, Bd. 6).

Ehrenfeuchter, Martin: Aspekte des zeitgenössischen Zauberglaubens in Dichtungen des 16. Jahrhunderts, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.]: Lang 1996 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1581).

Ehrenzeller, Hans: Studien zur Romanvorrede von Grimmelshausen bis Jean Paul, Bern: Francke 1955 (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 16).

Eine Neue Geschichte der deutschen Literatur. Hrsg. von David E. Wellbery. Übers. von Christian Döring, Berlin: Univ. Press 2007.

Eisenstein, Elizabeth L.: Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa, Wien; New York: Springer 1997.

Eke, Norbert O.: Das deutsche Drama im Überblick. Darmstadt: WBG 2015.

Elschenbroich, Adalbert: Die deutsche und lateinische Fabel in der Frühen Neuzeit. Bd. II: Grundzüge einer Geschichte der Fabel in der Frühen Neuzeit. Kommentar zu den Autoren und Sammlungen, Tübingen: Niemeyer 1990.

Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hrsg. von Franz M. Eybl, Wolfgang Harms [u.a.], Tübingen: Niemeyer 1995.

Eybl, Franz: Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller, Berlin; Boston: De Gruyter 1992 (=Frühe Neuzeit 6).

Eybl, Franz: Typotopographie. Stelle und Stellvertretung in Buch, Bibliothek und Gelehrtenrepublik. In: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. Hrsg. von Hartmut Böhme, Stuttgart: Metzler 2005 (=Germanistische Symposien Berichtsbände 27), S. 224–243.

Febvre, Lucien: Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais. Mit einem Nachw. von Kurt Flasch. Aus dem Franz. von Gerda Kurz [u.a.], Stuttgart: Klett-Cotta 2002.

Federhofer, Hellmut: Die landschaftlichen Trompeter und Heerpauker in Steiermark. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. Jg. 40(1949), S. 63–102.

Frenzel, A. Herbert: Geschichte des Theaters. Daten und Dokumente 1470–1840, München: dtv 1979.

Füssel, Stephan: „Barbarus sermo fugiat...“. Über das Verhältnis der Humanisten zur Volkssprache. In: Pirckheimer-Jahrbuch 1985. Bd. I: Bild und Wort. Mittelalter, Humanismus, Reformation. Hrsg. von Stephan Füssel, München: Fink 1986, S. 71–110.

Garber, Klaus: Literatur und Kultur im Europa der Frühen Neuzeit. Gesammelte Studien, München: Fink 2009.

Gardt, Andreas: Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Berlin; New York: De Gruyter 1999.

Genette, Gérard: Paratexte. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Franz. von Dieter Hornig, Frankfurt/Main; New York: Campus 1992.

Giesecke, Michael: Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit. Eine Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991.

Götz, Ursula; Anne Gessing [u.a.]: Die Syntax von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin; Boston: De Gruyter 2017 (=Lingua Historica Germanica 17).

Götzinger, Ernst: Culturgegeschichtliches aus Kirchof's Wendunmuth. In: Anzeiger für schweizerische Geschichte 1(1873), S. 181–185.

Gotzkowsky, Bodo: Hans Wilhelm Kirchofs *Wendunmuth*. Ein Beitrag zur deutschen Volksdichtung, Rice Univ. Houston, Diss. (unveröff.) 1966 (=University Microfilms).

Green, Dennis: Hören und Lesen. Zur Geschichte einer mittelalterlichen Formel. In: Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereichs „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. Hrsg. von Wolfgang Raible, Tübingen: Narr 1990 (=ScriptOralia 13), S. 23–44.

Griesebner, Andrea: Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung, Wien: Löcker 2005.

Gross, Sabine: Die Druckseite als Text-Lese-Landschaft. In: Textkünste. Buchrevolution um 1500. Hrsg. von Ulrich J. Schneider. Darmstadt: Philipp von Zabern 2016, S. 184–189.

Grubmüller, Klaus: Das Böse ohne Balance? Boccaccio-Rezeption in den Schwankbüchern. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; New York 2011 (=Frühe Neuzeit 136), S. 255–266.

Grutman, Rainier: How to do things with mottoes. Recipes from the romantic era (with special reference to Stendhal). In: Neohelicon 2010, 37(1), S. 139–153.

Haage, Bernhard D.: Die Manie des mehrgliedrigen Ausdrucks in frühneuhochdeutscher Prosa. In: Festgabe des Deutschen Instituts der Universität Nijmegen. Paul B. Wessels zum 65. Geburtstag, Nijmegen: Dekker & Van de Vegt 1974, S. 22–40.

Hahn, Marion: Die Synonymenlexikografie vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Historische Entwicklung und kommentierte Bio-Bibliografie, Heidelberg: Universitätsverl. Winter 2002 (=Sprache – Literatur und Geschichte, Bd. 21).

Hamm, Joachim: Antikenübersetzung, frühneuzeitliche Poetik und deutscher Prosastil. Zur Bamberger Übertragung von Ciceros *Cato maior de senectute* (1522). In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland. Hrsg. von Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf [u.a.], Berlin; Boston: De Gruyter 2017 (=Frühe Neuzeit, Bd. 211), S. 323–352.

Hartweg, Frédéric: Schuldrama. In: Theaterlexikon. Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles. Hrsg. von Manfred Brauneck und Gérard Schneilin, Reinbek: Rowohlt³1992, S. 839–843.

Heimann-Seelbach, Sabine: Ars und scientia. Genese, Überlieferung und Funktionen der mnemotechnischen Traktatliteratur im 15. Jahrhundert. Mit Edition und Untersuchung dreier deutscher Traktate und ihrer lateinischen Vorlagen, Tübingen: Niemeyer 2000 (=Frühe Neuzeit, Bd. 58).

Heintze, Albert: Die Deutschen Familien-Namen. Geschichtlich, geographisch, sprachlich. Hrsg. von Paul Cascorbi, Halle/S.; Berlin: Buchhandlung des Waisenhauses 1933.

Heiser, Ines: Autorität Freidank. Studien zur Rezeption eines Spruchdichters im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Tübingen: Niemeyer 2006 (=Hermaea, Germanistische Forschungen, N.F., Bd. 110).

Helbig, Jörg: Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität, Heidelberg: Winter 1996 (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Folge 3).

Henne, Helmut: Reichtum der Sprache. Studien zur Germanistik und Linguistik. Hrsg. von Jörg Kilian, Iris Forster [u.a.], Tübingen: Niemeyer 2006.

Hess, Günter: Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts, München: Beck 1971 (=Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 41).

Höfele, Andreas: Zur Einleitung. Pluralisierung, Autorität und ein Fallbeispiel. In: Die Frühe Neuzeit. Revisionen einer Epoche. Hrsg. von Andreas Höfele, Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; Boston: De Gruyter 2013 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 40), IX–XX.

Hohmann, Joachim S.: „Kaum war das Wort gesagt, ward er zerrissen...“ – Die Fabel im Deutschunterricht. In: Sprichwort, Rätsel und Fabel im Deutschunterricht. Geschichte, Theorie und Didaktik „einfacher Formen“. Hrsg. von Joachim S. Hohmann, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.]: Lang 1999 (=Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts, Bd. 38), S. 194–237.

Hölscher, Lucian: Geschichte der protestantischen Frömmigkeit in Deutschland, München: Beck 2005.

Honemann, Volker: Heinrich Bebel und seine „Fazetien“. In: Germanistische Mediävistik. Hrsg. von Volker Honemann, Tomas Tomasek (Hrsg.), Münster: LIT 1999 (=Münsteraner Einführungen: Germanistik, Bd. 4), S. 255–276.

Horch, Andre: Buchwidmungen der Frühen Neuzeit als Quellen der Stadt-, Sozial- und Druckgeschichte. Kritische Analyse der Dedikationen in volkssprachlichen Mainzer Drucken des 16. Jahrhunderts unter Verwendung statistischer, netzwerkanalytischer und textinterpretatorischer Methoden, Frankfurt/Main: Lang 2014 (=Mainzer Studien zur Neueren Geschichte 32).

Jungen, Oliver; Horst Lohnstein: Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysius Thrax bis Noam Chomsky, München: Fink 2007.

Kastner Fritz: >Getruckt zu Pfortzheim bey Georg Raben<. Erinnerung an einen vergessenen Frühdrucker. In: Gutenberg-Jahrbuch 69(1994), S. 149–157.

Kipf, Johannes K.: Jenseits des *Decameron*. Der romanisch-deutsche Literaturtransfer im ‚langen‘ 16. Jh. (bis 1620) am Beispiel der Kurzerzählsammlungen. In: Romania und Germania. Kulturelle und literarische Austauschprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Bernd Bastert, Sieglinde Hartmann [u.a.], Wiesbaden: Reichert 2019 (=Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 22(2018/2019), S. 436–455.

Kipf, Johannes K.: „Pluto ist als vil als Lucifer“. Zur ältesten Verwendung gedruckter Marginalnoten in deutschen literarischen Texten (bis 1520). In: Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten. Hrsg. von Bernhard Metz und Sabine Zubarik. Berlin: Kadmos 2008 (=Kaleidogramme, Bd. 33), S. 33–58.

Kipf, Johannes K.: Zwischen Wiedererzählen und Übersetzung. Übertragungen frühneuhochdeutscher Schwänke in neulateinische Fazetien und umgekehrt im Vergleich. In: Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Britta Bußmann, Albrecht Hausmann [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2005 (=Trends in Medieval Philology 5), S. 219–252.

Klein, Wolf P.: Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins, Berlin: Akademie Verl. 1992.

Klein, Wolf P.: Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der *lingua barbarica* zur *HauptSprache*. In: Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit, Berlin: De Gruyter 2011, S. 465–516.

Klein, Wolfgang: Von Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes. In: Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Hrsg. von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung [u.a.], Berlin; Boston 2013, S. 15–55.

Kleinschmidt, Erich: Gradationen der Autorschaft. Zu einer Theorie paratextueller Intensität. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hrsg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel, Berlin: LIT 2008 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 15), S. 1–18.

Knape, Joachim: ‚Histoire‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext, Baden-Baden: Koerner 1984 (=Saecula spiritalia 10).

Knapp, Fritz P.: Epimythion. In: Sachwörterbuch der Mediävistik. Hrsg. von Peter Dinzelsbacher, Stuttgart: Kröner 1992, S. 216.

Koch, Ernst: Die Himlische Philosophia des heiligen Geistes. Zur Bedeutung alttestamentlicher Spruchweisheit im Luthertum des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Theologische Literaturzeitung. 115. Jg.(1990), Nr. 10., S. 705–720.

Kooij, Jurjen van der: Priester soll Kalb gebären. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Hrsg. von Rolf W. Brednich, Heidrun Alzheimer [u.a.]. Bd. 10: Nibelungenlied – Prozessmotive, Berlin; New York: De Gruyter 2002, Sp. 1300.

Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Frankfurt/Main: Suhrkamp ¹¹2010.

Kühlmann, Wilhelm: Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher *Buntschriftstellerei*. In: Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Flemming Schock, Berlin; Boston: De Gruyter 2012 (=Frühe Neuzeit, Bd. 169), S. 21–42.

Kunze, Horst: Über das Registermachen, München; London [u.a.]: Saur 1992.

Kunze, Konrad: dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München: dtv ⁵2004.

Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. Mit einem Vorwort von Arnold Arens, Stuttgart: Steiner ³1990.

Leonhardt, Jürgen: Latein. Geschichte einer Weltsprache, München: Beck ²2009.

Lexikon der Weltliteratur. Bd. 1: Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach Autoren und anonymen Werken. Unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Gero von Wilpert, Stuttgart ³1997, S. 796.

Lieb, Ludger: Erzählen an den Grenzen der Fabel. Studien zum *Esopus* des Burkard Waldis, Frankfurt/Main; Berlin [u.a.]: Lang 1996 (=Mikrokosmos, Bd. 47).

Link, Elisabeth: Latinität im frühneuhochdeutschen Lexikon als Qualität der umfassenden Bezogenheit auf ein Modell. Aspekte sprachgeschichtlich transparenter Wahrnehmung und Beschreibung von Wortschatz jenseits punktuell festgestellter etymologischer Relationen. In: Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung, Hildesheim; Zürich [u.a.] Olms 2011, S. 479–551.

Martino, Alberto: Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 1, Heft 1, S. 107–145.

Maurer, Wilhelm: Luthers Lehre von den drei Hierarchien und ihr mittelalterlicher Hintergrund, München: Beck 1970 (=BADW, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1970, Heft 4).

Mehltretter, Florian: *Questione della lingua, questione dello stile*. Zur Diachronie von Pluralisierung und Autorität in der frühneuzeitlichen Sprach- und Dichtungsreflexion. In: Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21). S. 31–52.

Meierhofer, Christian: Alles neu unter der Sonne. Das Sammelschrittum der Frühen Neuzeit und die Entstehung der Nachricht, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010 (Epistemata – Würzburger wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft).

Meierhofer, Christian: Die Fülle der Dinge. Überlegungen zum Zusammenspiel von *copia* und *delectatio* im frühneuzeitlichen Literatur- und Nachrichtendiskurs. In: *Daphnis* 44(2016), Ausg. 3, S. 294–319.

Mennecke-Haustein, Ute: Luthers Trostbriefe, Gütersloh: Mohn 1989 (=Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 56).

Mertens, Volker: Musik, Kritik und Satire bei Johann Beer. In: *Delectatio*. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel. Hrsg. von Franz Eybl, Bern; Wien [u.a.]: Lang 2009. S. 147–168.

Merzbacher, Dieter: Meistergesang in Nürnberg um 1600. Untersuchungen zu den Texten und Sammlungen des Benedict von Watt (1569–1616), Nürnberg: Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg 1987 (=Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 39).

Metz, Bernhard; Sabine Zubarik: Einleitung. In: Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten. Hrsg. von Bernhard Metz und Sabine Zubarik. Berlin: Kadmos 2008 (=Kaleidogramme, Bd. 33), S. 7–12.

Moennighoff, Burkhard: Die Kunst des literarischen Schenkens. Über einige Widmungsregeln im barocken Buch. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hrsg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel, Berlin: LIT 2008 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 15), S. 337–352.

Moser-Rath, Elfriede: ‚Lustige Gesellschaft‘. Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext, Stuttgart: Metzler 1984.

Moulin-Fankhänel, Claudine: Bibliographie der deutschen Grammatiken und Orthographielehren. I: Von den Anfängen der Überlieferung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Heidelberg: Winter 1994 (=Germanische Bibliothek, Reihe 6: Bibliographien und Dokumentationen, N.F., Bd. 4).

Mühlegger, Florian: Autorisierungsversuche in Hugo Grotius' *Defensio fidei catholicae de satisfactione Christi*. In: Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität. Hrsg. von Wulf Oesterreicher, Münster: LIT 2003 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 1), S. 175–186.

Mullally, John E.: The popes of the >Wendunmuth< as figures of legend. University of California: Diss. (unveröff.) 1979 (University Microfilms International – Kopie der Universität Passau).

Müller, Jan-Dirk: Volkssprachliche Anakreontik vor Opitz? Johann Engerd und seine Experimente zur deutschen Metrik. In: Die Frühe Neuzeit. Revisionen einer Epoche. Hrsg. von Andreas Höfele, Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; Boston: De Gruyter 2013 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 40), S. 303–330.

Müller, Jan-Dirk: Vorbemerkung. In: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart; Weimar [u.a.]: Metzler 1996 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände XVII), XI–XVIII.

Müller, Jan-Dirk: Zu diesem Band. In: Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21). S. V–XIV.

Münch, Paul: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500–1800, Frankfurt/Main: Propyläen 1992.

Nelting, David: „...je m’adonnay à l’imitation des poètes Italiens...“. Texttraditionelle Aspekte poetischer Selbstautorisierung in der Frühen Neuzeit. In: Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion. Hrsg. von Franz Lebsanft und Angela Schrott, Göttingen: V&R 2015 (=Sprache in kulturellen Kontexten 2), S. 359–376.

Neuber, Wolfgang: Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der Frühen Neuzeit, Berlin: Erich Schmidt 1991 (=Philologische Studien und Quellen, Heft 121).

Neuber, Wolfgang: Topik als Lektüremodell. Zur frühneuzeitlichen Praxis der Texterschließung durch Marginalien – am Beispiel einiger Drucke von Hans Stadens >Warhafter Historia<. In: Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium. Hrsg. von Thomas Schirren und Gert Ueding, Tübingen: Niemeyer 2000 (=Rhetorik-Forschungen, Bd. 13), S. 177–197.

Neumann, Marko: Formelhafte Strukturen im Druckabschnitt von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Künstlich und lustig zu zerichten. Frühneuhochdeutsch in Drucken des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Hrsg. von Ursula Götz und Peter Ernst, Wien: Praesens Verl. 2016, S. 45–74.

Niebaum, Hermann; Jürgen Macha: Einführung in die Dialektologie des Deutschen, Berlin; Bosten: De Gruyter 2014 (=Germanistische Arbeitshefte, Bd. 37).

Obermaier, Sabine: Das Fabelbuch als Rahmenerzählung. Intertextualität und Intratextualität als Wege zur Interpretation des *Buchs der Beispiele der alten Weisen* Antons von Pforr, Heidelberg: Universitätsverl. Winter 2004 (=Beihefte zum Euphorion, Heft 48).

Oexle, Otto G.: Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters. In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hrsg. von Winfried Schulze unter Mitarb. von Helmut Gabel, München: Oldenbourg Verl. 1988 (=Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12), S. 19–51.

Oexle, Otto G.: Tria genera hominum. Zur Geschichte eines Deutungsschemas der sozialen Wirklichkeit in Antike und Mittelalter. In: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein zu seinem 65. Geburtstag. Hrsg. von Lutz Fenske, Sigmaringen: Thorbecke 1984, S. 483–500.

Ostrowicz, Philipp: Parallelismus. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 6: Must – Pop, Tübingen: Niemeyer 2003, Sp. 546–552.

Pfister, Manfred: Konzepte der Intertextualität. In: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Hrsg. von Ulrich Broich und Manfred Pfister, Tübingen: Niemeyer; De Gruyter 1985 (=Konzepte der Literaturwissenschaft 35), S. 1–30.

Pistl, Eduard: Quellen für Jakob Ayrers Sing- und Fastnachtspiele. In: Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte VI(1893), S. 430–432.

Pitz, Ernst: Auf der Suche nach dem Beginn der Neuzeit. In: Wege in die Neuzeit. Hrsg. von Thomas Cramer, München: Fink 1988 (=Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, Bd. 8), S. 9–26.

Plumpe, Gerhard: Motto und Mode. Anmerkungen zum literarhistorischen Ort Wilhelm Hauffs. In: Wilhelm Hauff oder die Virtuosität der Einbildungskraft. Hrsg. von Ernst Osterkamp, Göttingen: Wallstein 2005, S. 38–51.

Poplack, Shana: Code-Switching. In: Sociolinguistics. An international handbook of the science of language. Hrsg. von Ulrich Ammon, Norbert Dittmar [u.a.]. Teilbd. 1, Berlin; New York: De Gruyter 2004, S. 589–596.

Pratt, Mary L.: Toward a Speech Act Theory of Literary Discourse, Bloomington 1977, S. 38–78.

Rad, Gerhard von: Weisheit in Israel. Neu hrsg. von Bernd Janowski, Göttingen: V&R 2013.

Regn, Gerhard: Autorisierung. In: Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität. Hrsg. von Wulf Oesterreicher, Münster: LIT Verl. 2003 (=Pluralisierung und Autorität, Bd. 1), S. 119–122.

Rehm, Walter: Mottostudien. Kierkegaards Motti. In: Späte Studien. Hrsg. von Walter Rehm, Bern; München: Francke 1964, S. 215–248.

Reinhard, Wolfgang: Kirche als Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft. In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hrsg. von Winfried Schulze unter Mitarb. von Helmut Gabel, München: Oldenbourg Verl. 1988 (=Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12) S. 333–352.

Reske, Christoph: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing, Wiesbaden: Harrassowitz 2007 (=Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 51).

Retsch, Annette: Paratext und Textanfang, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000 (=Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 18).

Rieger, Stefan: Speichern/Merken. Die künstlichen Intelligenzen des Barock, München: Fink 1997.

Röcke, Werner: Aggression und Disziplin. Gebrauchsformen des Schwanks in deutschen Erzählsammlungen des 16. Jahrhunderts. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts. Hrsg. von Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen: Niemeyer 1993 (=Fortuna vitrea, Bd. 8), S. 106–129.

Röcke, Werner: Fiktionale Literatur und literarischer Markt. Schwankliteratur und Prosaroman. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. von Werner Röcke und Marina Münkler, München: dtv 2004 (=Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 1), S. 463–506.

Röcke, Werner: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Hrsg. von Rolf W. Brednich, Hermann Bausinger [u.a.]. Bd. 7: Ibn-al-Gauzi – Kleines Volk, Berlin; Boston: De Gruyter 1993, Sp. 1391–1395.

Röcke, Werner: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 6: Huh – Kräf, Berlin; New York: De Gruyter 2009, S. 423f.

Rothe, Arnold: Der literarische Titel. Funktion, Formen, Geschichte, Frankfurt/Main: Klostermann 1986 (=Das Abendland, N.F. 16).

Rupprich, Hans: Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock. T. 2: Das Zeitalter der Reformation 1520–1570, München: Beck 1973 (=Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,2).

Sanders, Daniel: Deutscher Sprachschatz. Geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks; ein stilistisches Hülfsbuch für jeden Deutschen Schreibenden. Nachdr. der Ausg. Hamburg 1873–1877. Bd. 1: Systematischer Teil, Tübingen 1985 (=Lexicographica, Series Maior 6).

Schierbaum, Martin: Metaphern als Integrationsmedien für heterogenes Wissen in den Enzyklopädien der Frühen Neuzeit – Mylaeus, Zwinger, Zara. In: Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21), S. 203–234.

Schmidt, Friedrich W.: Anmerkungen. In: Petrus Alfonsi: *Disciplina clericalis*. Zum ersten Mal hrsg. mit Einl. und Anm. von Fr. Wilh. Val. Schmidt, Berlin: Enslin 1827. S. 87–169.

Schmitt, Carl: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*. Nachdr. der Erstaug. 1938, Köln: Hohenheim 1982.

Schnell, Ralf: *Deutsche Literatur von der Reformation bis zur Gegenwart*, Reinbek: Rowohlt 2011.

Schock, Flemming: Wissensliteratur und „Buntschriftstellerei“ in der Frühen Neuzeit: Unordnung, Zeitkürzung, Konversation. In: *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Flemming Schock, Berlin; Boston: De Gruyter 2012 (=Frühe Neuzeit, Bd. 169), S. 1–20.

Schorn-Schütte, Luise: Die Drei-Stände-Lehre im reformatorischen Umbruch. In: *Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1996*. In Gemeinschaft mit Stephen E. Buckwalter hrsg. von Bernd Moeller, Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus 1998 (=Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Bd. 199), S. 435–461.

Schottenloher, Karl: *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*, Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1953 (=Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 76/77).

Schulze, Winfried: Die Ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik. In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hrsg. von Winfried Schulze unter Mitarb. von Helmut Gabel, München: Oldenbourg Verl. 1988 (=Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12), S. 1–18.

Schwarz, Reinhard: *Ecclesia, oeconomia, politia. Sozialgeschichtliche und fundamentalethische Aspekte der protestantischen Drei-Stände-Theorie*. In: *Troeltsch-Studien. Bd. 3: Protestantismus und Neuzeit*. Hrsg. von Horst Renz und Friedrich W. Graf, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn 1984, S. 78–88.

Schwarz, Reinhard: *Martin Luther – Lehrer der christlichen Religion*, Tübingen: Mohr Siebeck 2016.

Schwitzgebel, Bärbel: *Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts*, Tübingen: Niemeyer 1996 (Frühe Neuzeit 28).

Segermann, Krista: Das Motto in der Lyrik. Funktion und Form des „épigraphe“ vor Gedichten der französischen Romantik sowie der nachromantischen Zeit, München: Fink 1977 (=Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 12).

Simmler, Franz: Zur Definition des „Parallelismus membrorum“ in Theologie und Sprachwissenschaft anhand von Luthers Psalmenübersetzung von a. 1534. In: Sprachwissenschaft, Bd. 39(2014), Heft 4, S. 445–488.

Sittig, Claudius: Kulturelle Konkurrenzen. Studien zu Semiotik und Ästhetik adeligen Wetteifers um 1600, Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Frühe Neuzeit, Bd. 151).

Stählin, Friedrich: Humanismus und Reformation im bürgerlichen Raum. Eine Untersuchung der biographischen Schriften des Joachim Camerarius, Leipzig: M. Heinsius Nachfolger 1936 (=Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 159).

Stammen, Theo; Wolfgang E. J. Weber: Zur Einführung. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hrsg. von Theo Stammen und Wolfgang Weber, Berlin: Akademie Verl. (Colloquia Augustana 18), S. 9–12.

Stanitzek, Georg: Buch: Medium und Form – in paratexttheoretischer Perspektive. In: Buchwissenschaft in Deutschland. Bd. 1: Theorie und Forschung, Berlin; New York: De Gruyter, Saur 2010, S. 157–200.

Steiger, Johann A.: Exempla fidei. Die Exempelhermeneutik Luthers und die Exempelsammlungen der lutherischen Orthodoxie. In: Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft XXI(1999), S. 41–66.

Steiner, Benjamin: Akkumulation und Reduktion. Der Umgang mit Pluralisierung historischen Wissens in frühneuzeitlichen Tabellenwerken. In: Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21), S. 235–254.

Steinkämper, Claudia: Melusine – vom Schlangenweib zur „Beaute mit dem Fischeschwanz“. Geschichte einer literarischen Aneignung, Göttingen: V&R 2007 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 233).

Strauch, Dietmar; Margarete Rehm: Lexikon Buch, Bibliothek Neue Medien, München: Saur 2007.

Strieder, Friedrich W.: Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten und Schriftsteller-Geschichte. Bd. 7, Kal – Ler, Kassel: Cramer 1787.

Strohschneider, Peter: Heilswunder und fauler Zauber. Repräsentationen religiöser Praxis in frühmodernen Schwankerzählungen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 129, Heft 3, Tübingen: Niemeyer 2007, S. 438–468.

Struwe, Carolin: Episteme des Pikaresken. Modellierungen von Wissen im frühen deutschen Pikaroroman, Berlin; Boston: De Gruyter 2016 (=Frühe Neuzeit 199).

Tegeler, Stefanie: Schwankrecycling im 16. Jahrhundert. In: Zitier-Fähigkeit. Findungen und Erfindungen des Anderen. Hrsg. von Andrea Gutenberg und Ralph J. Poole, Berlin: Erich Schmidt 2001 (=Geschlechterdifferenz & Literatur, Bd. 13), S. 56–70.

Textkünste. Buchrevolution um 1500. Hrsg. von Ulrich J. Schneider, Darmstadt: Philipp von Zabern 2016.

Theisen, Joachim: Sebastian Brandt, Dr. Griff und Petrarca auf dem Mont Ventoux. Das Titelblatt als Verständnissvorgabe des *Narrenschiffs*. In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Bd. 90(1996), Heft 1, S. 62–75.

Tomasek, Tomas: Scherzfragen. Bemerkungen zur Entwicklung einer Textsorte. In: Kleinstformen der Literatur. Hrsg. von Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen: Niemeyer 1994 (=Fortuna Vitrea, Bd. 14). S. 216–234.

Trabant, Jürgen: Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens, München: Beck 2003.

Tribble, Evelyn B.: Margins and Marginality. The printed page in early modern England. Charlottesville: Univ. Press of Virginia 1993.

Tschauder, Gerhard: Überschrift und Text – Überschrift als Text. Aspekte der Rezeption. In: Folia Linguistica 25(1991), Heft 1–2, S. 295–317.

Verweyen, Theodor: Pluralisierung und Autorität an der Schwelle zur Literaturrevolution um 1600. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Dirk Müller und Jörg Robert, Berlin: LIT 2007 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 11), S. 361–396.

Vogel, Sabine: Kulturtransfer in der frühen Neuzeit. Die Vorworte der Lyoner Drucke des 16. Jahrhunderts, Tübingen: Mohr Siebeck 1999 (=Spätmittelalter und Reformation, N.R. 12).

Vogler, Günter: Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650, Stuttgart: Ulmer 2003 (=Handbuch der Geschichte Europas, Bd. 5).

Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hrsg. von Wolfgang Brückner, Berlin: Erich Schmidt 1974.

Wagner, Andreas: Der Parallelismus membrorum zwischen poetischer Form und Denkfigur. In: Parallelismus membrorum. Hrsg. von Andreas Wagner, Göttingen: V&R 2007 (=Orbis Biblicus et Orientalis 224), S. 1–28.

Wagner-Egelhaaf: Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration, Stuttgart; Weimar: Metzler 1997.

Waltenberger, Michael: Geltendes im Nichtigem. Beobachtungen zur Autorisierung >niederem< Erzählens in der *Gartengesellschaft* (1557), in *Maynhincklers Sack* (1612) und im *Roldmarsch Kasten* (1608). In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2011 (=Frühe Neuzeit 136), S. 303–328.

Waltenberger, Michael: Kirchhof, Hans Wilhelm. In: Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Jan-Dirk Müller [u.a.]. Bd. 3: Glarean, Heinrich-Krüger, Bartholomäus, Berlin; Boston: De Gruyter 2014, Sp. 539–547.

Walter, Tilmann: Der Sexualwortschatz im Frühneuhochdeutschen. In: Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Hrsg. von Jochen A. Bär und Marcus Müller, Berlin: Akademie Verl. 2012 (=Lingua Historica Germanica, Bd. 3), S. 239–304.

Weidhaas, Peter: Zur Geschichte der Frankfurter Buchmesse, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003.

Weijers, Olga: Funktionen des Alphabets im Mittelalter. In: Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Ulrich J. Schneider, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, S. 22–32.

Wenzel, Ernst: Die Burggrafen auf Schloß Spangenberg, insbesondere Hans Wilhelm Kirchhof und seine Werke. In: Hessenland 11/12, 35. Jg.(1921), S. 161–164, 177–180.

Wenzel, Horst: Einführung. Aufführung und Repräsentation. In: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart; Weimar [u.a.]: Metzler 1996 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände XVII), S. 141–148.

Wenzel, Horst: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München: Beck 1995.

Wieckenberg, Ernst-Peter: Zur Geschichte der Kapitelüberschrift im deutschen Roman vom 15. Jahrhundert bis zum Ausgang des Barock, Göttingen: V&R 1969 (=Palaestra 253).

Willems, Gottfried: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Humanismus und Barock, Wien; Köln [u.a.]: Böhlau 2012.

Wipfler, Esther P.: Die Erfindung der schönen Melancholie im 16. Jahrhundert. In: Rondo. Beiträge für Peter Diemer zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Wolfgang Augustyn und Iris Lauterbach, München: Zentralinstitut für Kunstgeschichte 2010 (=Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München XXV), S. 59–66.

Wittmann, Reinhard: Geschichte des deutschen Buchhandels, München: Beck ²1999 (=Beck'sche Reihe 1304).

Wolf, Gerhard: Fremde Welten – bekannte Bilder. Die Reiseberichte des 15./16. Jahrhunderts. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. von Werner Röcke und Marina Münkler, München: dtv 2004 (=Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 1), S. 507–528.

Wunderlich, Werner: Anhang. In: Deutsche Schwankliteratur. Bd. 1: Vom frühen Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert. Hrsg. von Werner Wunderlich, Frankfurt/Main: Fischer 1992, S. 253–281.

Zedelmaier, Helmut: Bücher lesen über das Suchsystem Index. In: Textkünste. Buchrevolution um 1500. Hrsg. von Ulrich J. Schneider, Darmstadt: Philipp von Zabern 2016, S. 180–183.

Zedelmaier, Helmut: Facilitas inveniendi. Zur Pragmatik alphabetischer Buchregister. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell

der Enzyklopädien. Hrsg. von Theo Stammen und Wolfgang Weber, Berlin: Akademie Verl. (Colloquia Augustana 18), S. 191–204.

Zedelmaier, Helmut: Karriere eines Buches. Polydorus Vergilius' *De inventoribus rerum*. In: Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Frank Büttner, Markus Friedrich [u.a.], Münster: LIT 2003 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 2), S. 175–203.

Zotz, Nicola: Sammeln als Interpretieren. Paratextuelle und bildliche Kommentare von Kurzerzählungen in zwei Sammelhandschriften des späten Mittelalters. In: *ZfdA* 143(2014), S. 349–372.

Zwierlein, Cornel: Pluralisierung und Autorität. Tentative Überlegungen zur Herkunft des Ansatzes und zum Vergleich mit gängigen Groß Erzählungen. In: *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher [u.a.], Berlin; New York: De Gruyter 2010 (=Pluralisierung & Autorität, Bd. 21), S. 3–30.

Internetquellen

Interview mit Matthias Kleiner in der *duz*-Beilage *40 Jahre Sonderforschungsbereich*, September 2008, S. 4–5 <https://www.duz-special.de/media/baf43cd48414beeb49d9c0f10c201bffd160028/d076821ed38a0f3f1e642d7e4251c81da0f2e073.pdf> (01.05.2020).

Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit“. In: *H-Soz-Kult*, 31.10.2011 www.hsozkult.de/journals/id/zeitschriften-393 (01.05.2020).

Ott, Michael R.: Die Erfindung des Paratextes – Überlegungen zur frühneuzeitlichen Textualität (2010) https://www.academia.edu/6886607/Die_Erfindung_des_Paratextes_Überlegungen_zur_frühneuzeitlichen_Textualität (01.05.2020).

Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit, 15.–17. Jahrhundert. Homepage der DFG <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/5484562?context=projekt&task=showDetail&id=5484562> (01.05.2020).

Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit, 15.–17. Jahrhundert. Projekthomepage des SFB 573 (2001–2011) <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/> (01.05.2020); <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/einfuehrung.html> (01.05.2020); <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/projekte/a/a.html> (01.05.2020); <http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/abschlusstagung/index.html> (01.05.2020).

Seidel, Robert: Rezension zu *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*. In: H-Soz-Kult, 12.1.2011 <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-15184> (01.05.2020).

VD17. Das Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienen Drucke des 17. Jahrhunderts <http://www.vd17.de/> (01.05.2020).

Wagner, Silvan: *Bedenk es!* Schwank und Moral bei Johannes Pauli am Beispiel seines Kapitels „Von den Spilern“ in „Schimpf und Ernst“. In: *Narratio und moralisatio*. Hrsg. von Björn Reich und Christoph Schanze, Oldenburg 2018 (=BmE Themenheft 1), S. 157–182 https://ojs.uni-oldenburg.de/ojs/index.php/bme/issue/download/1/Themenheft_1 (01.05.2020).

Wendunmuth. Buch III. Digitalisat des Titelblattes / Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel A: 367.1 Hist. (3): <https://vd17.gbv.de/vd/gothaba/23:249051D> (01.05.2020).

Wyss, Arthur: Hans Wilhelm Kirchhof. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 9(2) (1892) https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=PPN338182551_0009 (01.05.2020).

Abstract

Hans W. Kirchhofs Kleinprosasammlung *Wendunmuth* (1653/1602/1603) diente der Forschung bislang vor allem als Textpool im Rahmen weiter gefasster Fragestellungen. Wie ihre verengte Kategorisierung als ‚Schwanksammlung‘ zeigt, wurde das Potenzial dieser eigenständigen Komposition, die bereits einen Vorgeschmack auf ‚bunte‘ Barocksammlungen bietet, zu wenig wahrgenommen. Mithilfe der Programmatik des Sonderforschungsbereichs 573 *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit* (Ludwig-Maximilians-Universität München) erfolgt nun erstmalig eine fokussierte, systematische Annäherung an die Kompilation.

So wird der Blick auf selbstautorisierende Strategien gerichtet, die das Werk für die anwachsende Konkurrenz am aktuellen Buchmarkt wappnen sollen. Die aufgewandten Paratexte und die Erweiterung ihres Spektrums – der *Wendunmuh* entlehnt den Texttypus des Mottos vom Medium der Flugschrift – spielen dabei eine Schlüsselrolle. Interne Vernetzungsleistungen versuchen den vielfältigen Inhalt zu verklammern. Die metafiktionale Prägung soll die Wahrnehmung der Rezipierenden darauf richten, durch eine aufbereitete Textsammlung geleitet zu werden; das geschieht nicht zuletzt über die bereitgestellten Versepimythia, die bestärkend, erweiternd, aber auch als Korrektiv zum Prosatext wirken. Daran schließen Empfehlungen für die Rezeption an: lauschend in launigen Runden, aber auch privat lesend. Laut Haupttitel ist von einer melancholischen Grundhaltung Abstand zu nehmen, um für die Botschaften der Sammlung, die der göttlichen Ordnung folgen, aufnahmebereit zu sein.

Im Rahmen dieser Ordnung werden Spuren zweier Diskurse in der Kompilation freigelegt, die zu jener Zeit in Pluralisierung begriffen sind: die Vorstellung einer metaphysischen Ständeordnung, gekoppelt an die Frage der sozialen Mobilität, sowie der Streit um den Wert und das Anwendungsspektrum der deutschen Volkssprache. In beiden Fällen bezieht die Sammlung klare Positionen, die jedoch unterschiedlich autorisiert werden. Kirchhof agiert in der Frage der Ständeordnung vor allem in Form von polemischen Anwürfen gegenüber der katholischen Geistlichkeit, die nicht in allen drei Segmenten nach Luther (kirchlich, politisch, häuslich/ehelich) vertreten sein kann. Die deutsche Volkssprache fördert er hingegen durch ein gezieltes Auftreten gegen stumm mitlaufende Gegenmeinungen jener Zeit.

Abstract (engl.)

Hans W. Kirckhof's short prose collection *Wendunmuth* (1563/1602/1603) was used predominantly as a text source regarding large research issues. Narrowly classified as a ‚Schwanksammlung‘, its own potential of diversity – anticipating colorful baroque compilations – was hardly noticed. In this work the programme of Sonderforschungsbereich 573 *Pluralization and Authority in the Early Modern Period* (Ludwig-Maximilians-University of Munich) is used for the first systematic and focused approach on the collection's exploration.

Many self-authorizing strategies place the book in a good position on the current market, which shows an increasing competition of products. Versatile use of paratexts and pluralization of their spectrum – the *Wendunmuth* adopts the text type ‚motto‘ from the pamphlet – contribute to that aim. Internal references try to keep the heterogeneous content together. Metafictional elements hold in awareness that the recipients gather their informations from a prepared collection of texts – they should not loose themselves in the fictional world. As a central part of this strategy, verse epimythms conclude almost all texts; they strengthen the message, introduce new aspects or even play a corrective role. The *Wendunmuth* recommends modes of reception; it ‚romanticizes‘ get-togethers, where a good tempered audience listens to a narrator, but also addresses to private readers. The main title clarifies the need for a mental condition beside melancholy to be receptive for the subtexts, which follow the divine order.

Two discourses of current pluralization are investigated: the metaphysical system of estates – bound to the facts of social mobility – and the disputes about value and applicability of German language. The compilation authorizes its clear positions differently: The system of estates is primarily mediated through polemics against Catholic clergy, which can't participate in Luther's segment of *oeconomia* (beside *ecclesia* and *politia*) due to dictated celibacy. German language again is supported by positive responses against implicit pejorative arguments at that time.